

# FORSCHUNGEN ZUR BALTISCHEN GESCHICHTE

II  
2016

*Herausgegeben von*  
MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN

*unter Mitwirkung von*  
ANTI SELART und ANDRIS LEVANS

*in Verbindung mit*  
DETLEF HENNING (Lüneburg), CARSTEN JAHNKE (Kopenhagen),  
JUHAN KREEM (Tallinn), ENN KÜNG (Tartu),  
MĀRĪTE JAKOVĻEVA (Riga), ILGVARIS MISĀNS (Riga),  
EVGENIJA NAZAROVA (Moskau), ULRIKE PLATH (Tallinn),  
GVIDO STRAUBE (Riga), TÕNU TANNBERG (Tartu),  
ÜLLE TARKIAINEN (Tartu), MATTHIAS THUMSER (Berlin),  
RITA REGINA TRIMONIENĖ (Šiauliai), RALPH TUCHTENHAGEN (Berlin),  
HORST WERNICKE (Greifswald), SEPPO ZETTERBERG (Jyväskylä)



Akadeemiline Ajalooselts

**Forschungen zur baltischen Geschichte - Bd. 11**  
hrsg. von MATI LAUR und KARSTEN BRÜGGEMANN  
Tartu: Akadeemiline Ajalooselts, 2016

Redaktion und Drucklegung wurden gefördert durch  
das Bildungs- und Wissenschaftsministerium der Republik Estland  
die Wissenschaftsförderung der Republik Estland  
(IUT<sub>31-6</sub>, ETF<sub>9164</sub> und SF0180006S11)  
die Akademische Historische Gesellschaft (Tartu)  
die Baltische Historische Kommission e.V.  
die Universität Lettlands in Riga  
die Universität Tartu  
das Institut für Geschichte, Archäologie und Kunstgeschichte sowie  
den Forschungsfonds der Universität Tallinn  
das Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V.  
an der Universität Hamburg (Nordost-Institut)  
und von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien  
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages

**NORD  
OST  
INSTITUT**  
an der Universität Hamburg



HARIDUS- JA  
TEADUSMINISTEERIUM

**Redaktion:**

Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu  
Ülikooli 18, Tartu, Estland, EE-50090  
fzbg@ut.ee; <http://www.fzbg.ut.ee>

Manuskripte werden durch die Redaktion erbeten.  
Bestellungen können an die Redaktion oder an das Nordost-Institut,  
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg ([sekretariat@ikgn.de](mailto:sekretariat@ikgn.de)), gerichtet werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in  
HISTORICAL ABSTRACTS

**Umschlag:** IRINA TAMMIS  
**Satz:** MEELIS FRIEDENTHAL

ISSN 1736-4132

© Akadeemiline Ajalooselts, 2016  
Alle Rechte vorbehalten

Printed in Estonia

# INHALT

VORWORT  
ORTSNAMENKONKORDANZ

## AUFSÄTZE

VIJA STIKĀNE: Die Vogtei im mittelalterlichen Livland. Ihre Funktionen und Zuständigkeiten im Bistum und Erzbistum Riga	11
ANU MĀND: Über die Kirchen in den Kleinstädten Livlands: Ergänzungen zur spätmittelalterlichen Kirchengeschichte von Hapsal und Arensburg	40
ĒRIKS JĒKABSONS: Streit um die Festung Dünamünde: Die Beziehungen zwischen der Stadt Riga und der <i>Rzeczpospolita</i> von 1561 bis zum frühen 17. Jahrhundert	58
MANFRED VON BOETTICHER: „Konfessionalisierung“ als historischer Einschnitt: Zur unterschiedlichen Entwicklung in Lettgalen und im übrigen Lettland	78
ANITA ČERPINSKA: Die Geschichte der Fährmannsfamilie Ranck im 18. und 19. Jahrhundert	96
LEA LEPPIK: Das Geschäft mit der Poudrette: Zur sanitären Frage in Dorpat im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert	113
RAIKO JÄÄRATS: Die Öffentlichkeit in Estland vor dem „schweigenden Zeitalter“	129
AIRI UUNA: Gesellschaftliche Freiräume in einem autoritären System: Die studentischen Baubrigaden in der Estnischen SSR	146
SUSANNE MÜLLER: „Die gute alte schwedische Zeit“ von ihren Anfängen bis zum Ende des Großen Nordischen Krieges in estnischen und pommerschen Museen	164

## MITTEILUNGEN

PRIIT RAUDKIVI: Die Erde unter einer Aschewolke. Der Vulkanismus als historischer Faktor	181
KARSTEN BRÜGGEMANN: Antisemitismus, die Vilnius-Frage und der litauische Nationalismus. Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen	197

CAROL MARMOR-DREWS: Amnesie und Protest: Das Jahr 1980 im Palimpsest der estnischen Zeitgeschichte	205
ANTI SELART: Dissertationen aus dem Fachbereich Geschichte der Universität Tartu 2006–2015	215

#### BESPRECHUNGEN

Beyond the Sea. Reviewing the Manifold Dimensions of Water as Barrier and Bridge (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	223
MARIKA MÄGI: Rafala. Idateest ja Tallinna algusest [Rafala. Über den Ostweg und die Anfänge Tallinns] (von KRISTJAN OAD)	226
DARIUS BARONAS, STEPHEN C. ROWELL: The Conversion of Lithuania. From Pagan Barbarians to Late Medieval Christians (von ANTI SELART)	229
TOBIAS KÄMPF: Das Revaler Ratsurteilsbuch. Grundsätze und Regeln des Prozessverfahrens in der frühneuzeitlichen Hansestadt (von MATTHIAS THUMSER)	233
Die baltischen Länder und Europa in der Frühen Neuzeit (von JUHAN KREEM)	235
Wandel und Anpassung in der Geschichte Estlands. 16.–20. Jahrhundert. – Change and Adaptation in Estonian History. 16 <sup>th</sup> –20 <sup>th</sup> Century (von SEPPO ZETTERBERG)	237
AIJA TAIMIŅA, KASPARS KĻAVIŅŠ: Ticība un neticība Livonijā. Mārtiņš Luters & Matiass Knutsens [Glaube und Unglaube in Livland. Martin Luther und Matthias Knutzen] (von GVIDO STRAUBE)	241
ALEKSANDR IL'ĪČ FILJUŠKIN: Izobretaja pervuju vojnu Rossii i Evropy. Baltijskie vojny vtoroj poloviny XVI v. glazami sovremennikov i potomkov [Die Erfindung des ersten Krieges zwischen Russland und Europa. Die baltischen Kriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt] (von ALEXANDER BARANOV)	244
Album amicorum. Piemiņas albumu kolekcija (16.–19. gs.) Latvijas Universitātes Akadēmiskajā bibliotēkā. Rokrakstu katalogs. – Die Stammbücher der Akademischen Bibliothek der Universität Lettlands (16.–19. Jh.). Handschriftenkatalog (von MARTIN KLÖKER)	249
Tartu ajaloolistel linnaplaanidel 1600–2010. – Historical maps of the city of Tartu. – Tartu auf den historischen Stadtplänen. – Istoričeskie plany goroda Tartu (von ANTS SIIM)	252

Die baltischen Kapitulationen von 1710. Kontext – Wirkungen – Interpretationen (von ERWIN OBERLÄNDER)	254
TÖNU TANNBERG: Warten auf Napoleon. Die Landmiliz der Jahre 1806–1807 in den baltischen Gouvernements des Zarenreichs (von ANITA ČERPINSKA)	258
VASILIJUS SAFRONOVAS: Kampf um Identität. Die ideologische Auseinandersetzung in Memel/Klaipėda im 20. Jahrhundert (von KASPARS ZELLIS)	261
Esimene maailmasõda ja Eesti [Der Erste Weltkrieg und Estland] (von TIIT ROSENBERG)	265
Eestlased ilmasõjas. Sõdurite kirju, päevikuid ja mälestusi Esimesest maailmasõjast [Briefe und Tagebücher der Soldaten und ihre Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg] (von LINDA KALJUNDI)	270
MARK H. HATLIE: Riga at War 1914–1919. War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	275
WILLARD SUNDERLAND: The Baron's Cloak. A History of the Russian Empire in War and Revolution (von DAVID FEEST)	279
PEETER JÄRVELAID: Eesti õigusteaduse ja õigushariduse ajalugu [Die Geschichte der estnischen Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung] (von LAURI MÄLKSOO)	282
KÄRLIS KANGERIS, ULDIS NEIBURGS, RUDĪTE VĪKSNE: Aiz šiem vārtiem vaid zeme. Salaspils nometne 1941–1944 [Hinter diesem Tor stöhnt die Erde. Das Lager Salaspils 1941–1944] (von TILMAN PLATH)	286
MEELIS SAUEAUK: Propaganda ja terror. Nõukogude julgeolekuorganid ja Eestimaa Kommunistlik Partei Eesti sovetiseerimisel 1944–1953 [Propaganda und Terror. Die sowjetischen Sicherheitsorgane und die Estländische Kommunistische Partei bei der Sowjetisierung Estlands 1944–1953] (von OLAF MERTELSMANN)	289
MANFRED ZELLER: Das sowjetische Fieber. Fußballfans im post-stalinistischen Vielvölkerreich (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	292
ANU ALLAS: Spiel der Unsicherheit / Unsicherheit des Spiels. Experimentelle Praktiken in der estnischen Kunst und im estnischen Theater der 1960er Jahre (von KARSTEN BRÜGGEMANN)	296
GUNTIS ŠMIDCHENS: The Power of Song. Nonviolent National Culture in the Baltic Singing Revolution (by MAARJA MERIVOO-PARRO)	299

- HEIKKI RAUSMAA: „Kyllä kulttuurin nimissä voi harrastella aika paljon“. Suomen ja Viron poliittiset suhteet keväästä 1988 diplomaattisuhteiden solmimiseen elokuussa 1991 [„Unter dem Deckmantel der Kultur kann recht viel getan werden“. Die politischen Beziehungen zwischen Finnland und Estland ab Frühjahr 1988 bis zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen im August 1991] (von KARI TARKIAINEN) 302
- EVA-CLARITA PETTAI, VELLO PETTAI: Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States (by MAREK TAMM) 308
- PAUL JORDAN: The Modern Fairy Tale: Nation Branding, National Identity and the Eurovision Song Contests in Estonia (by MARKO LEHTI) 310

## LIEBE LESERINNEN & LESER,

---

wieder einmal können wir etwas übermüdet die redaktionellen Arbeiten an einem Band der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ zu Ostern abschließen. Dabei erinnern wir uns heute bereits mit einer leichten Nostalgie an die improvisierten Anfänge. Auf das Format 24 x 15 cm eigneten wir uns damals in einer Tallinner Kneipe anhand eines Buches, das wir zufällig dabei hatten – und mit Hilfe eines Lineals, das uns ein freundlicher Kellner lieh. Über das Umschlagsdesign entschieden wir in einem Hamburger Fischimbiss bei einem leckeren Matjesbrötchen. Schon damals lagen Satz und Umschlag in den Händen von MEELIS FRIEDENTHAL und IRINA TAMMIS. Es ist schön, dass wir uns auch diesmal bei ihnen für die äußere Gestaltung der Nummer bedanken können. Ungewöhnlich war 2006 auch die Präsentation der ersten Nummer in den Ruinen der Tartuer Domkirche, denn neben Wein und den üblichen Snacks gab es – ganz baltisch – auch Wodka und würzige Sprotten. Die damals durchaus noch berechtigte Furcht, wie viele andere Vorgängerzeitschriften nach der ersten oder zweiten Nummer jämmerlich einzugehen, die wir damals wohl mit einem Schwips vergessen machen wollten, ist heute überwunden. Die zehnjährige Kontinuität im Erscheinen hat auch potentielle Förderer gnädig gestimmt, denn die Finanzierung des für 2017 geplanten zwölften Bands scheint bereits heute einigermaßen sicher zu sein.

So rosig sah es in den letzten Monaten jedoch lange nicht aus. Es wird sich auf absehbare Zeit wohl kaum vermeiden lassen, dass wir von Jahr zu Jahr schauen müssen, ob das Geld reicht. Sollte das irgendwann einmal nicht mehr der Fall sein, bliebe noch *crowdfunding* – und dann sähen wir, wie viel Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, Ihre „Forschungen“ tatsächlich wert sind. Aber Scherz beiseite, Sie brauchen Ihr Portemonnaie noch nicht zu zücken. In dieser Hinsicht bleibt uns einstweilen nichts anderes übrig, als verhalten optimistisch in die Zukunft zu schauen und zu hoffen, dass „die eigene GESCHICHTE“<sup>1</sup> den staatlichen Förderungskämen der baltischen Länder doch immer wieder ein paar Euros entlocken wird. Damit sei gleich der Dank an unsere diesjährigen Unterstützer in Estland (Universitäten Tartu und Tallinn sowie die historischen Institute), Lettland (Universität Lettlands) und Deutschland (Nordost-Institut & Baltische Historische Kommission) angeschlossen.

Mittlerweile sind alle vier hauptverantwortlichen Redakteure der „Forschungen“ als Professoren in Tartu, Tallinn und Riga tätig. Damit haben wir alle – neben den beiden Unterzeichneten auch ANTI SELART und ANDRIS LEVANS – einen recht guten Überblick über die aktuellen Forschungsarbeiten im Bereich der baltischen Geschichte. Anhand der in die-

---

<sup>1</sup> Installation von BARBARA SCHMIDT HEINS an der Rückfront der Hamburger Kunsthalle (1994), hervorragend einsehbar von allen S- und Fernbahnlinien, die vom Hauptbahnhof nach Dammtor fahren.

ser Nummer platzierten Mitteilung von Anti Selart über die in Tartu verteidigten Dissertationen der letzten Jahre, der in den nächsten Nummern entsprechende Berichte aus Tallinn und Lettland (sowie hoffentlich auch aus Litauen) folgen werden, ist nicht zuletzt zu erkennen, wie nah unsere Zeitschrift an diesen aktuellen Arbeiten ist. Viele Namen der in Tartu in den letzten zehn Jahren Promovierten sind unserer Leserschaft bekannt. Zugleich zeigt diese Liste jedoch auch, dass unsere Zeitschrift bei weitem nicht das ganze Spektrum an neueren Untersuchungen abdecken kann.

Die vorliegende Nummer der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ führt mal wieder an diverse Orte der regionalen Vergangenheit. Wir statten den Vogteien und Kirchen des spätmittelalterlichen Livland einen Besuch ab und erkunden Lettgallen. Die Düna spielte nicht nur für Kaufleute und Lotsen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Rolle, sondern auch im Leben einer Fährmannsfamilie in der Rigaer Mitauer Vorstadt im 18. und 19. Jahrhundert. Der Embach wiederum musste bis in das 20. Jahrhundert hinein die Dorpater Abwässer ungefiltert aufnehmen. Wir schauen uns die Spalten der estnischen Presse unmittelbar vor dem Putsch von 1934 an und machen eine Stippvisite in ein Sommerlager der estnischen studentischen Baubrigaden in den 1970er und 1980er Jahren. Abschließend besuchen wir sogar noch estnische und pommersche Museen und deren Ausstellungen zur Schwedenzeit.

Unser Dank für die Übersetzung der Texte aus dem Estnischen, Lettischen und Finnischen gebührt ANU AIBEL-JÜRGENSON, MAIJA LEVANE und BENJAMIN SCHWEITZER; die englischen Zusammenfassungen las SIOBHAN KATTAGO mit der gewohnten Gründlichkeit und TEA VASSILJEVA kontrollierte die Zeilenumbrüche. Ihnen allen gilt unser herzlicher Dank.

Damit möchten wir Sie und Euch einladen, ein weiteres Mal in die Vergangenheit der baltischen Region einzusteigen; neben den Artikeln und Mitteilungen bietet der wie immer recht umfangreiche Rezensionsteil einen breit gefächerten Überblick über ein, wie uns scheint, weiterhin sehr lebendiges Forschungsfeld.

KARSTEN BRÜGGEMANN  
MATI LAUR

Ostern 2016



## ORTSNAMENKONKORDANZ

---

Aglohn – Aglona	Mitau – Jelgava
Arensburg – Kuressaare	Nedderitz – Indrica
Aszute – Asote	Neuermühlen – Bukulti
Autine – Autīne	Odenpäh – Otepää
Bersohn – Bērzaune	Ösel – Saaremaa
Blumenhof – Blome	Padis – Padise
Dohlen – Vecdole	Paistel – Paistu
Dorpat – Tartu	Pebalg – Piebalga
Düna – Daugava	Pernau – Pärnu
Dünaburg – Daugavpils	Pernau, Neu – Uus-Pärnu
Dünamünde – Daugavgrīva	Piddal – Pidula
Embach – Emajõgi	Ratshof – Raadi
Ewst – Aiviekste	Remin – Remīne
Fellin – Viļandi	Reval – Tallinn
Hapsal – Haapsalu	Ronneburg – Rauna
Jägel – Jugla	Roop – Straupe
Jama – Jaama	Rosenbeck – Rozbeķe
Kalzenau – Kalsnava	Rositten – Rēzekne
Karmel – Kaarma	Salis – Salaca
Kielkond – Kihelkonna	Schwaneburg – Gulbene
Kirchholm – Salaspils	Serben – Dzērbene
Kokenhusen – Koknese	Seßwegen – Cesvaine
Kraslaw – Krāslava	Smilten – Smiltene
Kremon – Krimulda	Soneburg – Maasilinn
Kreuz – (Harju-)Risti	Spilwe – Spilve
Kreuzburg – Krustpils	Sunzel – Suntaži
Laudohn – Ļaudona	Treiden – Turaida
Leal – Lihula	Üxküll – Ikšķile
Lemsal – Limbaži	Wainsel – Vainiži
Lennewarden – Lielvārde	Wenden – Cēsis
Lepene – Liepene	Wiek – Läänemaa
Lode – Koluvere	Wilna – Vilnius
Ludsen – Ludza	Wolmar – Valmiera
Marienhause – Viļaka	Ydumea – Idumeja
Memel – Klaipēda	



# Die Vogtei im mittelalterlichen Livland. Ihre Funktionen und Zuständigkeiten im Bistum und Erzbistum Riga

VON VIJA STIKĀNE

## *Einleitung*

Der Gegenstand des vorliegenden Beitrags ist das Verwaltungssystem im Hochstift des Bistums (1201–1253) bzw. Erzbistums von Riga (1253–1566). Das Amt des Vogts, das dem geistlichen Landesherrn unterstand, war bei der weltlichen Verwaltung dieser Territorien von sehr großer Bedeutung. In der Forschung sind Fragen des Rechts-, Militär- und Wirtschaftswezens sowie der Tätigkeit der weltlichen Amtsträger in den Verwaltungsbezirken des Erzbistums nur sehr allgemein erörtert worden. Eine genauere Zusammenstellung der Befugnisse und Aufgaben des Vogts sowie nähere Informationen zu seiner Entlohnung und zu den Verwaltungsbezirken sucht man bislang vergebens.<sup>1</sup>

In Hinblick auf den westlichen Teil des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Europa gilt der Vogt als Repräsentant eines höheren Herrn mit richterlichen Befugnissen in einem bestimmten Herrschaftsgebiet. Insbesondere seit dem 13. Jahrhundert gewann dieses Amt eine besondere Bedeutung in den von geistlichen Landesherrn verwalteten Territorien. Die Legitimation für die Tätigkeit eines bischöflichen Vogts findet sich in den Rechtsvorschriften des späten Römischen Reichs.<sup>2</sup>

Während im 13. bis 14. Jahrhundert im (Erz-)Bistum Riga nur die lateinische Bezeichnung *advocatus* für das Amt des Vogts gebraucht wurde, findet

---

<sup>1</sup> Eine Zusammenstellung der Informationen zu den Vögten im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Livland findet sich bei LEONID ARBUSOW: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert, in: Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik 1911, 1912 und 1913, Mitau 1914, S. 1–432. INDRIKIS ŠTERNS: Latvijas vēsture 1290–1500 [Geschichte Lettlands 1290–1500], [Riga] 1997; EDGARS DUNSDORFS, ARNOLDS SPEKKE: Latvijas vēsture 1500–1600 [Geschichte Lettlands 1500–1600], Stockholm 1964.

<sup>2</sup> Siehe z.B. THOMAS SIMON: Grundherrschaft und Vogtei. Eine Strukturanalyse spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Herrschaftsbildung, Frankfurt am Main 1995, S. 128ff. HANS-JOACHIM SCHMIDT: Vogt, Vogtei, in: Lexikon des Mittelalters, Bd. 8, München und Zürich 1997, S. 1811–1814.

man in den Dokumenten des 15. und 16. Jahrhunderts auch die deutschen Termini *voged*, *vayth*, *Voigt*, *voget*, *vogede*, *Stiftsvogt*, *stifts vogt*, *stiftsvoigt*, *stichte voget*, *stichtsvogedt*. Darüber hinaus werden auch die Begriffe *Landvogt* und *praefectus/Präfekt* gebraucht.<sup>3</sup> In Texten aus der livländischen Frühzeit zu Beginn des 13. Jahrhunderts trifft man auch eine Bezeichnung für den Verwaltungsbezirk des Vogts an: die Vogtei (*advocacia*).<sup>4</sup>

Das Amt des Vogts gab es nicht nur im (Erz-)Bistum Riga. Auch auf dem Territorium der Bistümer Dorpat, Ösel-Wiek und Kurland waren Vögte administrativ tätig. Sie waren die Vasallen des geistlichen Landesherrn und wurden von ihm eingesetzt.<sup>5</sup> Eine etwas andere Vorstellung vom Amt des Vogts gab es in den Städten. Auch in ihnen konnten Vögte verschiedenen Ranges die Gerichtsgewalt ausüben. Im Herrschaftsgebiet des Deutschen Ordens in Livland, wo die Vögte Burgbezirke verwalteten, waren sie hierarchisch etwa den Komturen gleichgestellt.<sup>6</sup> In dem vom Rigaer Domkapitel verwalteten Teil des Erzbistums waren es jedoch die Domherren, die die führende Rolle bei der Landesverwaltung innehatten. Laien übten hier nur niedrigere Verwaltungsämter aus, wie etwa die Ämter des Landknechts oder des Landschreibers. Vermutlich war eine derartige Ordnung, in der die geistliche Institution an einem weltlichen Gericht und bei der Landesverwaltung nicht auf Bevollmächtigte zurückgreift, mit besonderen Privilegien ausgestattet. Tatsächlich hatte z.B. Papst Gregor IX. 1231 für das Rigaer Domkapitel die Regel der Prämonstratenser

<sup>3</sup> Der Vogt von Treiden, Krüdener, wird in einer Urkunde vom 31.10.1531 als Präfekt genannt. ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 114; Bartholomäus Grefenthal's Livländische Chronik nach der Handschrift der königlichen Bibliothek in Dresden, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, in: *Monumenta Livoniae antiquae*. Sammlung von Chroniken, Berichten, Urkunden und anderen schriftlichen Denkmalen und Aufsätzen, welche zur Erläuterung der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's dienen, Bd. 5 (künftig MLA), Riga, Dorpat und Leipzig 1847, Nr. 56, S. 355. In Urkunden aus dem Oktober 1565 werden die Präfekten von Treiden und Kokenhusen erwähnt. Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1565–1570). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv (künftig Herzog Albrecht 1565–1570), bearb. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 2008 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 63), Nr. 3400/1.

<sup>4</sup> Heinrichs Livländische Chronik / Heinrici Chronicon Livoniae (künftig HCL), 2. Aufl., bearb. von LEONID ARBUSOW und ALBERT BAUER, Hannover 1955 (*Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum ex Monumentis Germaniae Historicae separatim editi*, 31), X.15, XI.4 u.a. Die Erwähnung der Vogtei Treiden im 16. Jahrhundert erfolgte z.B. 1530, als Thomas Schöningh, Elekt für das Amt des Erzbischofs von Riga, einige Vögte namentlich nannte. Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1525–1534). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv (künftig Herzog Albrecht 1525–1534), bearb. von ULRICH MÜLLER, Köln, Weimar und Wien 1996 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 41), Nr. 79.

<sup>5</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 278, 302, 317, 334. ŠTERNS, *Latvijas vēsture* (wie Anm. 1), S. 26.

<sup>6</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 275. SANITA OSIPOVA: *Viduslaiku tiesību spoguļis [Der Spiegel des mittelalterlichen Rechts]*, Riga 2004, S. 297.

bestätigt, wodurch Letzterem das Recht einer freien Vogtei (*advocatiā liberā*) zugestanden wurde.<sup>7</sup>

### *Die Verwaltungsbezirke der Vögte*

Die Zuständigkeitsgebiete der Vögte im (Erz-)Bistum von Riga änderten sich im Laufe der Zeit. Für die Zeit nach 1207 nennt die Chronik Heinrichs von Lettland Vögte oder Vogteien in Treiden,<sup>8</sup> bei den Liven<sup>9</sup> in Autine und Ydumea<sup>10</sup> sowie in Lennewarden.<sup>11</sup> Es ist anzunehmen, dass die Grenzen für das jeweilige Verwaltungsgebiet auf den territorialen Einteilungen basierten, die sich bereits vor der Christianisierung herausgebildet hatten. In den Zentren dieser Vogteien befanden sich Wallburgen oder neu errichtete Steinfestungen. Nach 1212 verfügte z.B. der Vasall und Vogteiverwalter von Lennewarden über die Burg von Alt-Lennewarden bzw. über ein gemauertes Gebäude auf dem *Dievukalns* (Gottesberg) von Lennewarden als Wohnort, etwas abseits von der Wallburg gelegen, welche von den Liven erbaut worden war.<sup>12</sup> In Treiden wurde 1214 eine Festung an der Stelle errichtet, an der zuvor eine zerstörte Holzburg gestanden hatte; ihr neuer Name Vredelant kam jedoch bald außer Gebrauch.<sup>13</sup> Laut der Chronik Heinrichs zog Bischof Alberts Schwager, der Fürst Vladimir von Pleskau, 1213/14 in die Burg von Metimne ein, wo er anstelle seines nach Deutschland abgereisten Schwiegersohnes die Pflichten des Vogts ausübte.<sup>14</sup> Die Wallburgen und Festungen in Treiden, Lennewarden, Üxküll, Remin, Dolen, Kirchholm, Kokenhusen, Aszute und Lepene behielten wenigstens bis 1255 ihre Bedeutung als Verwaltungszentren im Erzbistum, die zugleich Vogteien waren.<sup>15</sup> Ydumea wurde offensichtlich

<sup>7</sup> Livländische Güterurkunden (künftig LGU), Bd. 1, hrsg. von HERMANN VON BRUNINGK und NICOLAUS BUSCH, Riga 1908, Nr. 15.

<sup>8</sup> Priester Alebrand 1207 (HCL X.15), Priester Gotfrid 1207 (HCL XI.4: *in Thoreida ad procurandum officium advocacie in iure seculari*). Engelbert von Tiesenhausen, der Schwager Bischof Alberts, 1210/11 (HCL XIV.10: *gener episcopi, qui eodem anno procurabat advocatiam in Thoreida*). Vogt (*advocatus*) Gerhard, 1212–1219 (HCL XVI.3, XVIII.3, XXIII.7).

<sup>9</sup> HCL XII.6: *Hermannus, Lyvonum advocatus*.

<sup>10</sup> HCL XVI.7 [im Jahr 1212]: *advocatia Theoderici generi sui in Ydumea*.

<sup>11</sup> HCL XVI.3.

<sup>12</sup> ANDRIS CAUNE, IEVA OSE: *Latvijas 12. gadsimta beigu – 17. gadsimta vācu pīļu leksikons* [Lexikon der deutschen Burgen Lettlands, vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zum 17. Jahrhundert], Riga 2004 (Latvijas viduslaiku pīlis, IV), S. 288–290. IEVA OSE: *Rīgas arhibīskapijas pīlis* [Die Burgen im Erzbistum Riga], in: *Pētījumi par Rīgas arhibīskapijas pīlim*, hrsg. von DERS., Riga 1999 (Latvijas viduslaiku pīlis, I), S. 9–46, hier S. 15.

<sup>13</sup> HCL XVIII.3.

<sup>14</sup> Wo die Burg Metimne lag, ist nicht bekannt. HCL XV.13, XVI.7, XVII.4, 6, XVIII.1; siehe auch VII.3.

<sup>15</sup> Papst Alexander IV. bestätigte am 31. März 1255 den Besitz des Erzbischofs von Riga. *Senās Latvijas vēstures avoti / Fontes historiae Latviae medii aevi* (künftig

unter den Domänen des Erzbischofs nicht mehr als Verwaltungszentrum gezählt, obwohl es immer noch zum Erzbistum gehörte. Später wurden hier Burgen für das erzbischöfliche Vasallengeschlecht von Rosen gebaut. An diesem Ort entstand dann die Kleinstadt Roop. Die Vogtei von Autine kam indes unter die Verwaltung des Schwertbrüderordens: Sie wurde gegen einen Teil Kokenhusens eingetauscht.

In den Urkunden aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und aus dem 14. Jahrhundert werden die Vögte und Richter „des ganzen Landes“<sup>16</sup> sowie die Vögte von Treiden, Lennwarden und Kokenhusen, die auch an der Verwaltung erzbischöflicher Territorien in Kurland und Semgallen beteiligt waren, genannt.<sup>17</sup> Kokenhusen als Hauptsitz des Vogts wird 1340 im Kontext eines Streits erwähnt, der zwischen dem Rigaer Erzbischof und Johannes von Tiesenhausen als dessen Lehnsmann in Kokenhusen geführt und erst 1342 beigelegt wurde. Dabei wurde bestätigt, dass die Burg und die Vogtei Kokenhusen von der Rigaer Kirche vor Jahren an Johannes übertragen worden seien.<sup>18</sup> Ursprünglich war Kokenhusen ein Lehnsgut des Vasallen Engelbert von Tiesenhausen gewesen, das auf dem Territorium des Rigaer Bischofs (1207–1209) lag. Ein dritter Teil davon gehörte dem Schwertbrüderorden (1209–1213), bis er gegen Autine eingetauscht wurde. Im Zeitraum von 1269 bis 1397 war die Burg und das Gebiet von Kokenhusen ein Lehnsgut des Geschlechts von Tiesenhausen.<sup>19</sup> Abgesehen davon sind im 14. Jahrhundert mehrere Vögte von Kokenhusen bekannt, die nicht von dieser Familie abstammten – wie etwa Wolde-*mar de Wrangel* (1340), *Otto de Rosen* (1363), *Luder de Stederen* (1371) oder

---

SLVA), H. 2, hrsg. von ARVEDS ŠVĀBE, Riga 1938, Nr. 419, S. 381f.; Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten (künftig LUB), Abt. I, Bd. 1, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Reval 1853, Nr. 318, Sp. 79f. Zu den Lokalisierungen der Orte OSE, Rīgas arhibīskapijas pilis (wie Anm. 12), S. 13; MANFRED HELLMANN: Das Lettenland im Mittelalter: Studien zur ostbaltischen Frühzeit und lettischen Stammesgeschichte, insbesondere Lettgallens, Münster und Köln 1954 (Beiträge zur Geschichte Osteuropas, 1), S. 183f.

<sup>16</sup> Geraucht werden die Termini *advocatus* und *generalis iudex*. LGU I, Nr. 24 (1257) (auch 1298, 1330, 1392); Aufzeichnungen des lübischen Albrecht von Bardowik vom Jahre 1298, in: Die Chroniken der niedersächsischen Städte, Bd. 2, hrsg. von KARL KOPPMANN, Leipzig 1899 (Die Chroniken der deutschen Städte, 26), S. 285–316, hier 312f.; LUB I, 3, Nr. 966; ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 276.

<sup>17</sup> Vogt Heidenrich (*Heidenrichus advocatus*) war 1245 an der Lehnsvergabe der Gebiete Kurlands beteiligt; Vogt Ludolf erschien 1257 als Zeuge bei der Lehnsauftragung von *Calwe et Ykesulle*. Datenbank Kurländische Güterurkunden (künftig Datenbank KGU), bearb. von DAPHNE SCHADEWALDT, Marburg 2007, Bauer011. Online-Zugang unter dem URL: <https://www.herder-institut.de/bestaende-digitale-angebote/datenbanken/kurlaendische-gueterurkunden.html> (letzter Zugriff 9.3.2016); auch LGU I, Nr. 24. Die Teilung von Oppemele erfolgte 1272 in Riga und Treiden in Anwesenheit des Vogts Albero von Treiden (*domini Alberonis in Thoreyda*, auch *dominus Albero advocatus*). Datenbank KGU, Bauer038.

<sup>18</sup> LGU I, Nr. 65. ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 217.

<sup>19</sup> CAUNE, OSE, Latvijas 12. gadsimta beigu (wie Anm. 12) S. 251f.; HELLMANN, Das Lettenland (wie Anm. 15), S. 162.

Heinrich Kruse (1382–1385). Zugleich konnte Bartholomaeus von Tiesenhäusen 1360/61 Vogt von Treiden sein.<sup>20</sup>

Die Vögte von Treiden werden seit dem ausgehenden 13. und 14. Jahrhundert in den Urkunden als Heerführer<sup>21</sup> und 1257,<sup>22</sup> 1272,<sup>23</sup> 1371/72<sup>24</sup> und 1382–1385<sup>25</sup> als Zeugen bei der Lehensvergabe erwähnt; es gibt auch Verweise auf von ihnen ausgestellte Urkunden (1322).<sup>26</sup> In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts finden auch die Ritter von Treiden in den Quellen Erwähnung. Es ist denkbar, dass sie Vasallen des Erzbischofs waren<sup>27</sup> und ihre Nachfolger später anderswo Lehnsgüter erworben haben.<sup>28</sup> Ende des 13. Jahrhunderts war die Festung von Treiden eine Domäne des Erzbischofs von Riga. Sie fungierte als Verwaltungszentrum und Gerichtsort, weshalb sie nicht als Wohnsitz für eine Vasallenfamilie diente, wie das sonst in dieser Zeit üblich war.

Die Burg Lennewarden blieb auch im 14. Jahrhundert das Zentrum des Verwaltungsbezirks eines Vogts: In dieser Stellung residierte vor 1372 Heinrich Orges (*Orgbos*), der später oder gar zur selben Zeit auch Vogt in Treiden war.<sup>29</sup> Da die Burg für einige Zeit an den Deutschen Orden verpfändet wurde, verlor sie jedoch Ende des 14. Jahrhunderts ihren Status als Verwaltungszentrum und Vogtei.<sup>30</sup>

<sup>20</sup> ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 217.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 276.

<sup>22</sup> LGU I, Nr. 24. Vogt Ludolf von Treiden war zusammen mit den Rittern Hinrich und Tiderich von Treiden (*fratres de Thoreyda*), dem Kastellan Simon und anderen Zeugen 1257 an der Lehnsauftragung in Treiden anwesend.

<sup>23</sup> 1272 *Albero advocatus Thoreydia*. Datenbank KGU, Bauer038.

<sup>24</sup> 1372 *Hynrik Orges, des vogedes van Treyden, unde Eghard van Hovorden, des Drossten to Treyden*. LGU I, Nr. 100.

<sup>25</sup> 1385 (LGU I, Nr. 116) wurden während der Gerichtsverhandlungen zwischen Johannes IV., dem Erzbischof von Riga, sowie Heneke und Otto Pitkever die Namen der ehemaligen Vögte von Treiden *Henricus Salze (quondam advocato Thoreidensi)* und *Bernardus Ghoes (in Treyden advocatis)* erwähnt. Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Abt. I, Bd. 3, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Reval 1857, Nr. 1224, Sp. 455.

<sup>26</sup> 1372 wird eine vom Vogt von Treiden ausgestellte Urkunde erwähnt (*ridders hern Johans von der Pael, in ertyden vaegt tho Treyden*). LGU I, Nr. 101.

<sup>27</sup> Die Ritter Otto und Gerhard von Treiden werden auch 1239 erwähnt. LUB I, 1, Nr. 163, Sp. 212, 19.4.1239; SLVA 2, Nr. 234, 19.4.1239; die Ritter von Treiden Hinrich und Tiderich 1257. LGU I, Nr. 24 (März 1257).

<sup>28</sup> ASTAF von TRANSEHE-ROSENECK: Die ritterlichen Livlandfahrer des 13. Jahrhunderts, hrsg. von WILHELM LENZ, Würzburg 1960 (Marburger Ostforschungen, 12), S. 91–93.

<sup>29</sup> ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 277.

<sup>30</sup> Der Meister des Deutschen Ordens verwaltete Lennewarden 1417–1434/35, als der Erzbischof es unter Mitwirkung des Domkapitels zurückkaufen konnte. Liv-, Esth- und Curländisches Urkundenbuch nebst Regesten, Abt. I, Bd. 5, hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE, Riga 1867, S. 24, Reg. 2579; Nr. 2150, Sp. 246ff.; Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. I, Bd. 7, hrsg. von HERMANN HILDEBRAND, Riga und Moskau 1881, Nr. 1021, S. 634; Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. I, Bd. 9, hrsg. von HERMANN HILDEBRAND, Riga und

Im 15. Jahrhundert existieren solche Verwaltungszentren in Treiden und Kokenhusen, zeitweilig auch in Ronneburg;<sup>31</sup> diese drei Orte waren erzbischöfliche Festungen und Güter. Der lettische Historiker Indriķis Šterns verweist auf drei Vögte in der Zeit des Erzbischofs Silvester Stodewescher (1448–1479),<sup>32</sup> doch findet sich laut Leonid Arbusow in den Dokumenten nur ein entsprechender Verweis. Damit ist es wahrscheinlich, dass es eher vor 1449 im Erzbistum Riga drei Vögte gab.<sup>33</sup> In einem Brief vom 5. Juli 1449 teilte Stodewescher dem Hochmeister des Deutschen Ordens mit, dass er „den dritten vayth von Ronneburg“ seines Amtes enthoben habe. Auf Anraten seiner Vasallen sei auch der Vogt von Treiden seines Dienstes enthoben worden; stattdessen habe er unverzüglich einen Vasallen aus dem Erzbistum eingesetzt.<sup>34</sup> Es gibt Auskünfte über spätere Amtspersonen in Ronneburg wie etwa einen Burgverwalter, einen Vizevogt (1550), einige Landsknechte, die Burgherren (Hauptleute), doch gibt es keine Information über erzbischöfliche Vögte. Im 16. Jahrhundert lag der Burgbezirk Ronneburg im Verwaltungsgebiet des Vogts von Treiden. Im Juli 1556 hielt sich der Vogt von Treiden zusammen mit zwei seiner Dienstleute in Ronneburg auf, wo er seinen Amtspflichten nachging und Einträge in die Wackenbücher machte.<sup>35</sup>

Šterns zufolge sind die Grenzen einzelner Vogteien des Erzbistums bis zum Ende des 15. Jahrhunderts nur schwer zu bestimmen. In den Urkunden dieser Zeit werden die erzbischöflichen Territorien als *Livische side* und *Lettische side*<sup>36</sup> bezeichnet. Mit diesen Territorien werden auch die Zuständigkeitsbezirke von Vögten verbunden.<sup>37</sup> In der Tat sind aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts nur indirekte Zeugnisse über die Bedeutung von zwei Verwaltungsbezirken im Erzbistum überliefert. Der Deutsche Orden, an

Moskau 1889, Nr. 88, 328. Schon vorher war Kreuzburg vom Pfand gelöst worden. LUB I, 7, Nr. 557, S. 385; Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. I, Bd. 8, hrsg. von HERMANN HILDEBRAND, Riga und Moskau 1884, Nr. 1021.

<sup>31</sup> LGU I, Nr. 89, 92, 100, 101, 104, 116, 158, 315, 383, 397, 428, 442, 458, 493, 522, 688; Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. I, Bd. 10, hrsg. von PHILIPP SCHWARTZ und AUGUST VON BULMERINCQ, Riga und Moskau 1896, Nr. 628.

<sup>32</sup> ŠTERNs, *Latvijas vēsture 1290–1500* (wie Anm. 1), S. 26.

<sup>33</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 277.

<sup>34</sup> LUB I, 10, Nr. 628, S. 470. Der Anlass für die Entlassung des Vogts war seine Herkunft, denn der Vogt von Treiden war Sachse; der Vogt von Ronneburg war *Mercker*. Die Vergabe dieses Amtes an einen Vasall eines livländischen Geschlechts wird erst 1544 als Tradition im Erzbistum Riga genannt.

<sup>35</sup> Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1551–1557). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv (künftig Herzog Albrecht 1551–1557), bearb. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 2005 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 57), Nr. 1897/4, 1899/2.

<sup>36</sup> LGU I, Nr. 652. Livländische Güterurkunden, Bd. 2, hrsg. von HERMANN VON BRUININGK und NICOLAUS BUSCH, Riga 1923, Nr. 26. LGU I, Nr. 670; LGU II, Nr. 268, 720, 1180.

<sup>37</sup> Vgl. BERNHARD JÄHNIG: *Verfassung und Verwaltung des Deutschen Ordens und seiner Herrschaft in Livland*, Berlin 2011 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 16), S. 222.



den der Erzbischof damals seine Länder verpachtet hatte, berief 1405 zwei seiner Brüder als Vögte in Treiden und Kokenhusen. Nach Ende der Pachtzeit gab der livländische Ordensmeister am 19. Juli 1417 den Bevollmächtigten des Erzbischofs die verpfändeten erzbischöflichen Gebiete wieder zurück. Außer von den Domherren wurde das Dokument von zwei Vögten des Erzbistums (Treiden und Kokenhusen) mit Siegel bestätigt.<sup>38</sup> Auch der erwähnte Brief von Silvester Stodewescher von 1449 verweist indirekt auf das Bestehen von zwei erzbischöflichen Verwaltungsterritorien.<sup>39</sup>

Auch die Quellen des 16. Jahrhunderts sprechen von zwei Gebieten, die unter der Zuständigkeit von Vögten waren. Berater des Erzbischofs, zu denen auch der Vogt von Treiden zählte, machten 1546 auf Initiative des Herzogs von Preußen den Vorschlag, Ronneburg als Hauptsitz des Erzbischofs auszubauen. Als Begründung wurde vor allem die günstige Lage des Orts genannt – er liege in der Mitte des Erzbistums und sei gleich bequem aus Treiden und Kokenhusen zu erreichen.<sup>40</sup> In der Mitte des 16. Jahrhunderts bezeugen die Quellen schließlich die Teilung des erzbischöflichen Territoriums in eine *Treidensche* und eine *Kokenausische Seite*; zudem gibt es Hinweise auf die Zugehörigkeit der erzbischöflichen Burgbezirke zu einem der zwei Verwaltungsgebiete.<sup>41</sup> In Treiden gab es im 16. Jahrhundert, d.h. bis 1568, mindestens sechs Vögte, und auch in Kokenhusen sind es bis 1564 sechs.<sup>42</sup> In jedem Verwaltungsgebiet gab es acht Burgbezirke erzbischöflicher Domänen.<sup>43</sup> Das „Wackenbuch uf der Treidischen Seiten im Erzstift Riga“<sup>44</sup> aus der Mitte des 16. Jahrhunderts belegt, dass die sogenannte „Treidische Seite“ bzw. die Vogtei Treiden aus

<sup>38</sup> CARL SCHIRREN: Verzeichniss livländischer Geschichts-Quellen in schwedischen Archiven und Bibliotheken, Dorpat 1861, Nr. 108.

<sup>39</sup> LUB I, 10, Nr. 628, S. 466: *meine diener in czween hauwffe mit meynen vaythen.*

<sup>40</sup> KLAUS NEITMANN: Die Auswahl von Residenzorten. Methodische Bemerkungen zur spätmittelalterlichen geistlichen Residenzbildung, in: Spätmittelalterliche Residenzbildung in geistlichen Territorien Mittel- und Nordostdeutschlands, hrsg. von DEMS. und HEINZ-DIETER HEIMANN, Berlin 2009 (Studien zur brandenburgischen und vergleichenden Landesgeschichte, 2), S. 41-90, hier S. 81, Nr. 3. Siehe auch Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1540–1551). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv (künftig Herzog Albrecht 1540–1551), hrsg. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 2002 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 54), Nr. 1390 (Juni 1547).

<sup>41</sup> ARVEDS ŠVĀBE: Vidzemes tiesību vēstures avoti: 1336.–1551. g. [Quellen zur Rechtsgeschichte Livlands, 1336–1551] (künftig VTVA), Riga 1941, Nr. 177.

<sup>42</sup> ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 276.

<sup>43</sup> ARVEDS ŠVĀBE: Daži Livonijas saimniecības vēstures avoti 1540–1568 [Einige Quellen zur Wirtschaftsgeschichte Livlands 1540–1568], in: Latviešu vēsturnieku veltījums Robertam Viperam, hrsg. von DEMS., MARGĒRIS STEPĒRMANIS und TEODORS ZEIDS, Riga 1939, S. 54–97, hier S. 54f.

<sup>44</sup> MUNTIS AUNS: Turaidas un Krimuldas novada apdzīvotība un iedzīvotāju etniskā piederība Livonijas laikā [Besiedlung im Gebiet Treiden und Kremona und die ethnische Zugehörigkeit zur Zeit Alt-Livlands], in: Pa somugru pēdām Baltijas jūras krastā: Starptautiskās zinātniskās konferences materiāli, Turaida 2009. gada 23. aprīlis, hrsg. von LIGITA BEITIŅA, Riga 2009, S. 53–58.

den folgenden Burgbezirken bestand: Treiden, Wainsel, Salis, Lemsal, Serben, Pebalg, Smilten und Ronneburg. Zur Vogtei Kokenhusen gehörten demnach Kokenhusen, Kreuzburg, Laudohn, Seßwegen, Schwaneburg, Marienhausen, Lennewarden und Üxxküll.<sup>45</sup> Auf den erzbischöflichen Gütern befanden sich insgesamt 24 Gutshöfe bzw. Gutshäuser, die von den Gutsherren oder Landsknechten verwaltet wurden.<sup>46</sup>

In der Forschungsliteratur findet man verschiedene Ansichten über die Zentren der Vogteien. Geht es um die Einteilung des Erzbistums in einzelne Vogteien, nennen die Rechtshistoriker drei davon für die Zeit um 1540: Lemsal, Ronneburg und Kokenhusen.<sup>47</sup> Diese Auffassung stützt sich auf Arveds Švābe, dem zufolge die in der Chronik des Bartholomaeus Grefenthal um 1540 genannten Verwaltungsbezirke eigentlich Vogteien gewesen seien.<sup>48</sup> Doch ist diese Ansicht später von Švābe<sup>49</sup> selbst und auch von anderen Historikern revidiert worden. Denn bei näherer Hinsicht geht es in den hierzu herangezogenen Quellen darum, dass die von Grefenthal erwähnten Getreidelieferungen zu jenen drei Festungen des Erzbistums wohl eher auf ein nicht realisiertes Vorhaben verweisen, dort erzbischöfliche Residenzen zu etablieren.<sup>50</sup> In Bezug auf Lemsal wird tatsächlich ein vom Erzbischof eingesetzter Untervogt erwähnt, der bei der Verwaltung der Stadt tätig gewesen sei, doch lässt dies nicht darauf schließen, dass es in Lemsal eine besondere erzbischöfliche Vogtei wie in Treiden und Kokenhusen gab.<sup>51</sup>

Die Vögte des Erzbistums von Riga besaßen spätestens seit dem 15. Jahrhundert eigene Amtssiegel, auf die in den Urkunden indes nur selten hingewiesen wird. Die Vögte von Treiden und Kokenhusen bestätigten 1417 als Zeugen Urkunden mit ihrem Amtssiegel,<sup>52</sup> der Vogt von Kokenhusen tat dies auch in den Jahren 1428, 1509 und 1541.<sup>53</sup> Leider haben sich diese Urkunden nicht erhalten, obwohl noch im 19. Jahrhundert eine davon

<sup>45</sup> VTVA, Nr. 149.

<sup>46</sup> VASILIJ DOROŠENKO: Očerki agrarnoj istorii Latvii v XVI veke [Abhandlungen über die Agrargeschichte Lettlands im 16. Jahrhundert], Riga 1960, S. 19.

<sup>47</sup> VOLDEMĀRS KALNIŅŠ: Latvijas PSR valsts un tiesību vēsture [Die Staats- und Rechtsgeschichte der Lettischen SSR], Riga 1972, S. 55.

<sup>48</sup> ARVEDS ŠVĀBE: Fogts. Fogteja [Vogt, Vogtei], in: Latviešu konversācijas vārdnīca, Bd. 5, hrsg. von DEMS., Riga 1930–1931, Sp. 8881.

<sup>49</sup> ŠVĀBE, Daži Livonijas saimniecības vēstures avoti (wie Anm. 43), S. 54f.

<sup>50</sup> DUNSDORFS, SPEKKE, Latvijas vēsture 1500–1600 (wie Anm. 1), S. 294. Deutsche Historiker, welche die Quellen aus dem Briefarchiv des Herzogs von Preußen benutzt haben, sind der Ansicht, dass es zwei Vogteien gegeben hat. NEITMANN, Auswahl von Residenzorten (wie Anm. 40), S. 56; JÄHNIG, Verfassung und Verwaltung (wie Anm. 37), S. 222.

<sup>51</sup> Siehe auch NEITMANN, Auswahl von Residenzorten (wie Anm. 40), S. 79–88.

<sup>52</sup> SCHIRREN, Verzeichniss (wie Anm. 38), Nr. 108.

<sup>53</sup> LUB I, 7, Nr. 733, S. 524. Der Vogt von Kokenhusen, Orges, hängte an den Beschluss des Schiedsgerichts sein Siegel. Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. 2, Bd. 3, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1914, Nr. 400; LGU II, Nr. 874.

mit dem Siegelabdruck des Vogts von Treiden existierte.<sup>54</sup> Es sind auch Beschreibungen der Siegel des Vogts von Kokenhusen (15. Jahrhundert<sup>55</sup>) und des Vogts von Treiden (15. und 16. Jahrhundert<sup>56</sup>) überliefert. Die Siegel trugen Inschriften in lateinischer Sprache: *sigillum – advocati – toreiden* (Treiden) und *sigillum – advocati – kokenhüszen* (Kokenhusen). In der Mitte der Siegel befand sich das Symbol des Erzbistums von Riga – der gekreuzte Kreuz- und Bischofsstab –, das auf den Siegeln bereits seit dem 14. Jahrhundert erscheint: Belegt werden kann es erstmals auf dem Siegel des Erzbischofs Fromhold von Fifhusen (1348–1369).<sup>57</sup> Seit dem 15. Jahrhundert wurde dieses heraldische Symbol auch auf den Münzen, auf dem Siegel des erzbischöflichen Mannrichters, auf den Siegeln der Städte sowie auch als gemeißelte Zeichen in den Grenzsteinen<sup>58</sup> genutzt.

### *Der soziale Status der Vögte und ihre Aufgaben in der Landesverwaltung*

Um zu klären, wie sich der soziale Status sowie die Aufgaben und Rechte der bischöflichen und erzbischöflichen Vögte im Laufe der Jahrhunderte verändert haben, können die leider recht spärlichen Quelleninformationen aus dem 13. bis 15. Jahrhundert herangezogen werden.

---

<sup>54</sup> Zu einer Nachzeichnung des Vogtsiegels (mit einem Durchmesser von etwa 45 mm), das an einem angeblich zu Beginn des 16. Jahrhunderts angefertigten Papierdokument befestigt worden sei, siehe Est- und Livländische Brieflade. Eine Sammlung von Urkunden zur Adels- und Gütergeschichte Est- und Livlands, Bd. 4, hrsg. von JOHANN SACHSEND AHL, Reval 1856, S. 82.

<sup>55</sup> Das Siegel des Vogts von Kokenhusen ist in einem Dokument vom 17.6.1434 beschrieben: *In medio tercii sigilli clipeus cum baculo pastoralis et cruce transducta erat sculpus. Littere autem circumferenciales tales erant: sigillum advocati kokenhüszen.* LUB I, 8, Nr. 819, S. 478.

<sup>56</sup> Carl Mettig lieferte 1887 die Beschreibung eines 1883 in Blumenhoff, in der Gemeinde Smilten gefundenen bronzenen Siegelstempels, der vermutlich aus dem 15. Jahrhundert stammt (mit einem Durchmesser von 27 mm). Siehe Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahre 1887, Riga 1888, S. 80.

<sup>57</sup> Zwar ist kein Siegel Engelberts von Dolen, des Erzbischofs von Riga (1342–1347), erhalten, dennoch liegt die Vermutung nahe, dass gerade er das eigene Familienwappen und das des Erzbistums erstmals auf einem Siegel nutzte. JĀNIS BALTIŅŠ: *Ģerboņa lietojuma īpatnības Kurzemes bīskapu zīmogos 15.–16. gs.* [Die Eigenheiten im Gebrauch des Wappens auf den Amtssiegeln der Bischöfe von Kurland im 15.–16. Jahrhundert], in: *Latvijas Arhīvi* 2011, Nr. 3/4, S. 30–63.

<sup>58</sup> Die auf den Grenzsteinen eingemeißelten, heute bekannten Zeichen stammen wohl aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In einer vom Rigaer Erzbischof 1437 ausgestellten Urkunde sind einige dieser Grenzsteine beschrieben worden, auf denen das Zeichen des Erzbischofs und das Wappen seines Vasallen Wrangell dargestellt waren. JURIS URTĀNS: *Pēdakmeņi, robežakmeņi, muldakmeņi* [Fußsteine, Grenzsteine, Muldesteine], Riga 1990, S. 54, 75 (mit Abbildungen).

Die im 13. Jahrhundert vom Rigaer Bischof eingesetzten Vögte waren meist Ministerialen deutscher Herkunft, nicht wenige waren Angehörige des Bischofs Albert, unter denen sich auch sein Schwager, der Fürst von Pleskau, und sein Bruder befanden. Eine Ausnahme stellte der Priester Alebrand dar, dem das Amt des weltlichen Richters und die Vogtei Treiden aufgetragen worden war.<sup>59</sup>

Der Chronik Heinrichs ist zu entnehmen, dass zu den wichtigsten Funktionen des Vogts das Einsammeln der Abgaben und Strafgelder sowie die Regelung der Angelegenheiten des weltlichen Gerichts zählten. Außerdem nutzten die Vögte ihr Amt augenscheinlich oft im eigenen Interesse. Ein Beispiel dafür liefert Ritter Gotfried, der erste weltliche Vogt von Treiden (1207).<sup>60</sup> Auch der Vogt von Ydumea, Vladimir von Pleskau, soll 1211/12 die Vogtei nicht ganz nach den Vorstellungen der Geistlichen verwaltet haben.<sup>61</sup> Das Recht zur Absetzung der Vögte lag beim Bischof.

Interessant ist die Frage, wie sich die Auffassung von den Rechten und Pflichten der Vögte sowie von der Verwaltung der Vogteien in Livland entwickelt hat. Haben etwa die adligen deutschen Kreuzfahrer, der Fürst von Pleskau und die Geistlichen, einschließlich des Papstes zu Beginn des 13. Jahrhunderts die gleiche Auffassung davon gehabt? Anti Selart weist darauf hin, dass der Status des Fürsten von Pleskau nicht mit dem Amt und den Einnahmen des Vogts von Ydumea gleichzusetzen war, weshalb der Fürst bei der ersten Gelegenheit gleich wieder nach Pleskau zurückkehrte.<sup>62</sup> Doch ist es auch denkbar, dass die Nachkommen der Familie der Tochter Vladimirs von Pleskau und Theoderichs *de Bekeshovede*, der bischöfliche Lehnsmann von Ydumea, dem zugleich die Verwaltung der Vogtei aufgetragen war, das Erbrecht auf Ydumea behielten.<sup>63</sup> Die Auffassung von der Verwaltung der Vogtei war in diesem Fall mit der Vorstellung verbunden, wie ein Lehnsgut, das vererbt werden konnte, zu verwalten sei, schließlich waren die Einnahmen aus der Verwaltung der Vogtei für den Bischof bestimmt.

Ein Beispiel dafür, dass Lehnsbesitz und die Vogteiverwaltung voneinander kaum zu trennen waren, war der Fall des adeligen Daniel, eines Vasallen von Lennewarden, das er 1201 zu Lehen erhielt.<sup>64</sup> 1207 bezog er das Lehen, doch verwaltete er 1212 sein Lehen als Vogtei. Die Liven von Lennewarden zahlten ihm Abgaben. Er hatte die Macht, sie zu bestrafen und deren Ältesten gefangen zu nehmen.<sup>65</sup>

<sup>59</sup> HCL X.15.

<sup>60</sup> HCL XI.4.

<sup>61</sup> Siehe dazu ANTI SELART: Livland und die Rus' im 13. Jahrhundert, Köln, Weimar und Wien 2007 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 21), S. 106.

<sup>62</sup> Ebenda, S. 107.

<sup>63</sup> INDRIKIS ŠTERNS: Latvijas vēsture 1180–1290. Krustakari [Geschichte Lettlands 1180–1290. Die Kreuzzüge], Riga 2002, S. 314.

<sup>64</sup> HCL V.1.

<sup>65</sup> HCL XVI.3.

Die Auffassung von der Vogteiverwaltung änderte sich in Livland rasch: Der Klerus war bemüht, den Einfluss der Laien zu mindern, denn die Vögte besaßen immer noch große Handlungsfreiheit in ihren Verwaltungsbezirken und machten davon recht eigennützig Gebrauch. Dies stieß auf heftige Kritik der Geistlichkeit; die Klagen darüber gelangten sogar bis zur päpstlichen Kurie in Rom. Der Papst beauftragte 1225 seinen Legaten Wilhelm von Modena damit durchzusetzen, dass künftig in Livland keine Vögte mehr eingesetzt werden dürften, wenn sie die Neugetauften unterdrücken.<sup>66</sup> Zu den Formen der so kritisierten Unterdrückung zählten allzu hohe Abgaben<sup>67</sup> und ungerechte Strafen; um diese abzuleisten, musste zuweilen tatsächlich die ganze Verwandtschaft mobilisiert werden.<sup>68</sup>

Auch wenn die Chronik Heinrichs nicht die Gründe dafür aufdeckt, warum der Geistliche Alebrand das Amt des Vogts von Treiden nur eine kurze Zeit innehatte, ist in diesem Fall zu beachten, dass Bischof Albert das Modell seiner Landesherrschaft nach den Grundsätzen verwirklichte, die für die ganze Region galten. Einer davon lautete: Die Geistlichen durften sich beim weltlichen Gericht an keinem Urteilsspruch beteiligen, der Blutvergießen beinhaltete. Die Chronik bietet auch keine Erläuterungen dafür, warum ein Geistlicher überhaupt am weltlichen Gericht teilnehmen sollte. Die erste Auskunft über die Mission Alebrands (1202) deutet auf sein gemeinsames Wirken mit dem Zisterzienser Theoderich von Treiden hin. Es ist durchaus denkbar, dass dessen Zugehörigkeit zum Orden der Zisterzienser entscheidend dazu beitrug, dass Alebrand zum weltlichen Richter berufen wurde. Die Zisterzienser erreichten in der Zeit vom 12. bis zum 14. Jahrhundert mit besonderen, manchmal sogar gefälschten Privilegien und päpstlicher Unterstützung, dass weltliche Angelegenheiten der Landesverwaltung von Geistlichen und nicht vom Laien vertreten wurden.<sup>69</sup> In einer Urkunde von 1211 wird Alebrand als „vom Konvent der Heiligen Maria“ (*Alebrandus de sancte Marie conventu*) bezeichnet,<sup>70</sup> d.h. dass er Domherr in Riga war. Auch später waren den Geistlichen in dem

<sup>66</sup> SLVA, Nr. 115.

<sup>67</sup> ŠTERNIS, *Latvijas vēsture 1180–1290* (wie Anm. 63), S. 588.

<sup>68</sup> JĀNIS LAZDIŅŠ: *Libiešu krimināltiesiskās (soda) apziņas īpatnības 12. gadsimta beigās un 13. gadsimta sākumā* [Das kriminal- bzw. strafrechtliche Bewusstsein der Liven am Ende des 12. und zu Beginn des 13. Jahrhunderts], in: *Pa somugru pēdām Baltijas jūras krastā* (wie Anm. 44), S. 59–66, hier S. 62.

<sup>69</sup> HCL VI.2. HEINRICH KOLLER: Die Entvogtung bei den Zisterziensern, in: *Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde* 23 (1977), S. 209–223. Zur Auffassung vom Amt des Vogts in den westslawischen Gebieten im 12. Jahrhundert, wo der Zisterzienserorden gegen den Adel mittels eines vom Papst Gregor IX. erteilten Privilegs von 1234 beschützt werden sollte, siehe WALDEMAR P. KÖNIGHAUS: *Die Zisterzienserabtei Leubus in Schlesien von ihrer Gründung bis zum Ende des 15. Jahrhunderts*, Wiesbaden 2004 (Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 15), S. 128ff.

<sup>70</sup> SLVA, Nr. 63 und 64.

von Domherren verwalteten Burgbezirk Kremon die Pflichten des weltlichen Gerichts aufgetragen.

Die erste Aufgabe und wichtigste Funktion des Vogts war die Vertretung des höheren geistlichen Richters am weltlichen Gericht. Die Rechtsprechung in Vollmacht des Landesherrn wird bereits in den sogenannten Unterwerfungsverträgen des 13. Jahrhunderts erwähnt. Hier ging es um Urteilsprüche über die Untergebenen oder um die Einforderung von Abgaben und Strafgeldern, die mehrmals im Jahr an den Wackentagen stattfand, die sich nach bestimmten Jahreszyklen oder nach den Gedenktagen der Heiligen richteten.<sup>71</sup> In einer Urkunde von 1272, in der eine Vereinbarung zwischen dem Erzbischof von Riga, dem Deutschen Orden und den Semgallern bestätigt wird, heißt es, die *vogede* müssten drei Mal im Jahr Gericht halten.<sup>72</sup>

Bei den Verhandlungen über besonders schwere Verbrechen übten die Vögte die rechtssprechende Gewalt in Bezug auf die Bauern des Erzbistums bis Mitte des 16. Jahrhunderts auch dann noch aus, als der größte Teil der Landbevölkerung als „Zubehör“, d.h. als Inventar der Lehensgüter galt und sie am Ende des 15. Jahrhunderts zu Leibeigenen wurden. Eine Vereinbarung zwischen dem Erzbischof und den Vasallen von 1494 besagte, dass ein Bauer im Erzbistum nur unter Anwesenheit eines erzbischöflichen Vogts zum Tode verurteilt werden dürfe. Auch der Gutsherr und der Landschreiber aus dem Gebiet, aus welchem der Missetäter kam, mussten präsent sein.<sup>73</sup> Auf Lehensgütern wiederum, auf denen Vasallen die niedrigste oder sogar die höchste Gerichtsbarkeit innehatten, war die Rolle des Vogts wesentlich geringer. Als z.B. 1530 Smilten dem Hofverwalter des Koadjutors zum Lehen gegeben wurde, vermerkte die Urkunde, dass der Vogt allein nichts mehr durchsetzen könne. Die Verluste, die daraus dem Vogt von Treiden entstanden, wurden ihm mit einem alljährlichen Betrag von 200 Mark aus der Kasse des Landesherrn erstattet – lebenslang.<sup>74</sup> Auch wenn keiner weiß, wieviel der Vogt von Treiden in diesem Bezirk einbüßte, ist es doch denkbar, dass es sich dabei nicht nur um einen Teil der Abgaben, sondern auch um einen Teil der Straf gelder handelte, die auf gerichtlichem Wege eingefordert wurden. Als aber 1547 die Ortschaft Serben dem Kanzler Sturtz zum Lehen gegeben wurde, erklärte der Erzbischof, dass dem Vogt von Treiden ebenso wie dem Landschreiber und Übersetzer ihr jeweiliger Anteil am Einkommen – „die gebührenden

<sup>71</sup> 1241 versprochen die Einwohner von Ösel, dass sie „einmal im Jahr, zur Zeit der Einforderung von Zinsen, den für die weltlichen Sachen zuständigen Vogt (*advocatium*), der nach dem Rat der Landesältesten richten soll“, empfangen. LUB I, Nr. 169, Sp. 220ff.

<sup>72</sup> LUB I, Nr. 430, § 5, Sp. 543.

<sup>73</sup> LGU II, Nr. 838.

<sup>74</sup> Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 142, 150.

Gerechtigkeiten“ – zukomme. Außerdem behielt der Vogt auch künftig die bisherige Gerichtsbarkeit über die Bauern des Burgbezirks.<sup>75</sup>

Neben der Rechtsprechung übte der Vogt auch weitere wichtige Funktionen aus, wie z.B. die Einforderung der Abgaben und die Führung von Registern, d.h. der Wackenbücher. Hierüber wissen wir jedoch wenig. In den 1540er Jahren ersetzte der Vogt von Kokenhusen das alte Wackenbuch auf Pergament mit einem neuen auf Papier.<sup>76</sup> Der Vogt von Treiden soll 1556 in Ronneburg die Wackenbücher selbst geführt haben.<sup>77</sup> Im „Wackenbuch uf der Treidischen Seiten im Erzstift Riga“, das bis heute erhalten ist und im Schweriner Landesarchiv aufbewahrt wird, werden mehrere Besitzer der Burgbezirke sowie deren Abgaben registriert.<sup>78</sup>

Es ist sehr wahrscheinlich, dass gerade der erzbischöfliche Vogt in Fällen von Leibesstrafen deren Vollstreckung organisieren musste. Die Art der Vollstreckung der Strafen wird im livländischen Land- sowie im Ritterrecht erwähnt: Hängen, Rädern und Verbrennen. Der Vogt musste auch für das Funktionieren der Gefängnisse und für den Rechtsschutz (*geleit*) sorgen. Doch sind solche Informationen aus schriftlichen Quellen für die Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert kaum je untersucht worden.<sup>79</sup>

Das sogenannte mittlere Ritterrecht, das 1422 für das gesamte Erzbistum Riga als gültiges Recht bestätigt wurde, besagte, dass ein vom Erzbischof eingesetzter Richter so über Leben und Tod sowie Leib und Besitz des Angeklagten Recht spricht, als richte der Erzbischof selbst.<sup>80</sup> Obgleich dieser vom Erzbischof berufene Richter ein Vogt sein konnte, hatten dieses Amt meistens die Vasallen-Richter bzw. *Mannrichter* und die Schöffen bzw. Beisitzer inne.<sup>81</sup> Die erzbischöflichen Vögte waren nicht ermächtigt, die Gerichtsgewalt in Bezug auf den Stand der Vasallen auszuüben.

Anders war die Situation in den Städten und Dörfern des Erzbistums, wo die vom Erzbischof eingesetzten Vögte über die Gerichtsgewalt verfügten. In Lemsal mussten die Gerichtsangelegenheiten vom erzbischöflichen Vogt gemeinsam mit dem Stadtvogt nach dem Rigischen Stadtrecht entschieden werden. Der erzbischöfliche Vogt sollte dabei die Hälfte der Straf gelder einfordern, die in die Kasse des Erzbischofs kamen.<sup>82</sup> Alle Beschlüsse des

<sup>75</sup> Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1419/1, Beilage zu 10.9.1547.

<sup>76</sup> VTVA, Nr. 295, S. 442–454.

<sup>77</sup> Herzog Albrecht 1551–1557, Nr. 1897/4, 1899/2.

<sup>78</sup> Eine Kopie befindet sich im wissenschaftlichen Archiv des Museums- und Landschaftsschutzgebiet Turaida (*Turaidas muzejrezervāts*). Die Untersuchung wurde von Dr. Muntis Auns (Riga) durchgeführt.

<sup>79</sup> ŠTERNS, *Latvijas vēsture 1290–1500* (wie Anm. 1), S. 27.

<sup>80</sup> So im Ältesten Ritterrecht, Art. 57, in: *Altivlands Rechtsbücher*, hrsg. von GEORG FRIEDRICH VON BUNGE, Leipzig 1879, Art. 57, S. 90: *so schal em de bischof oft sin richter vrede werken, bi dem halse*.

<sup>81</sup> *Altivlands Rechtsbücher* (wie Anm. 80), S. 11. Zur Bedeutung der Aussage eines Vogts vor Gericht siehe einen Fall von 1385. LUB I, 3, Nr. 966, Sp. 166ff.

<sup>82</sup> In Riga fanden die Gerichtstage viermal im Jahr statt: jeweils am Freitag vor Weihnachten, Ostern, Johannes und Michaelis. FRIEDRICH GEORG VON BUNGE:

Lemsaler Rats sollten vom erzbischöflichen Vogt bestätigt werden.<sup>83</sup> Über die Grundstücke, die den Bürgern der Stadt als Lehen gegeben wurden, entschied der Landesherr selbst, doch mit dem Bescheid des Vogts. Als 1444 dem Sohn des Bürgermeisters ein Stück Land bei Kokenhusen zum Lehen gegeben wurde, waren sowohl der Erzbischof als auch die beiden erzbischöflichen Vögte von Treiden und Kokenhusen anwesend.<sup>84</sup> Für die Grundstücke, die als Mannlehen nach dem Lehensrecht aufgetragen wurden, galten besondere Abgaben zum Nutzen des Vogts – in Seßwegen war das eine halbe Mark „in de punner“, in Üxküll eine halbe Mark „in de landporve“.<sup>85</sup> Der erzbischöfliche Vogt war berechtigt, von den Bürgermeistern der erzbischöflichen Städte ein eidesstattliches Zeugnis zu fordern, wie das 1514 ein Fall in Lemsal zeigt.<sup>86</sup>

Einige überlieferte Details vermitteln einen Eindruck von den Beziehungen, die zwischen der Stadt Riga und dem erzbischöflichen Vogt bestanden. Der Vogt von Treiden<sup>87</sup> und die Angehörigen der Familien der erzbischöflichen Vögte besaßen Immobilien in Riga.<sup>88</sup> Erwähnt werden Geschenke seitens der Rigaer Bürger an den Vogt von Treiden, die z.B. 1449 und 1450 an den Tagen überreicht wurden, an denen gewöhnlich die Abgabeleistung eingefordert und Recht gesprochen wurde.<sup>89</sup> So ereignete es sich auch Ostern 1470<sup>90</sup> und 1471 zur Sommersonnenwende.<sup>91</sup>

Wenig Information hat sich über den Bau, Umbau und die Erneuerung von Festungen, für welche die (erz-)bischöflichen Vögte im Auftrag ihres

---

Geschichte des Gerichtswesens und Gerichtsverfahrens in Liv-, Est- und Curland, Reval 1874, S. 11.

<sup>83</sup> ŠTERNŠ, *Latvijas vēsture 1290–1500* (wie Anm. 1), S. 49.

<sup>84</sup> LGU I, Nr. 315, Kokenhusen, 31.8.1444.

<sup>85</sup> LUB II, 3, Nr. 102, 215.

<sup>86</sup> Am 7. Juli 1514 legte der Bürgermeister von Lemsal, Heinrich von Werden, nach der Aufforderung des Vogts von Treiden, Christian von Rosen, einen Eid ab und sagte vor Gericht aus. JÜRGEN SARNOWSKY: *Das virtuelle Preußische Urkundenbuch. Regesten und Texte zur Geschichte Preußens und des Deutschen Ordens. Ein Projekt der Arbeitsstelle für die digitale Edition mittelalterlicher Quellen des Zentrums „Geisteswissenschaften in der digitalen Welt“ an der Universität Hamburg, Hamburg 1999–2009*, PrUB, DH 161. Online Zugang unter dem URL: <http://www1.uni-hamburg.de/Landesforschung/pub/dh/dh161.htm> (letzter Zugriff 9.5.2014).

<sup>87</sup> *Die Libri reddituum der Stadt Riga*, Bd. 1, hrsg. von JACOB G. L. NAPIERSKY, Leipzig 1881, Nr. 104, 250, 259.

<sup>88</sup> Das Geschlecht von Rosen besaß schon seit den 1340er Jahren in Riga Immobilien. Auch andere erzbischöfliche Vasallen, die das Amt des Vogts innehatten, verfügten über Hausbesitz in Riga, so z.B. Hans Wildenberg. Dieser kaufte 1415 ein Haus in Riga, wobei der Vogt von Treiden, Brandt Koschkull, als Zeuge fungierte. LUB I, 5, Nr. 2010. Einige Jahre später hatte ein Johann Wildenberg 1422–1424 das Amt des Vogts von Treiden inne. LUB I, 7, Nr. 206, S. 144.

<sup>89</sup> *Kämmerei Register der Stadt Riga*, Bd. 1, hrsg. von AUGUST VON BULMERINCO (künftig KR I), München und Leipzig 1909, Nr. 242, § 39.

<sup>90</sup> KR I, Nr. 314, § 33; 315, § 10; *Kämmerei Register der Stadt Riga*, Bd. 2, hrsg. von AUGUST VON BULMERINCO, München und Leipzig 1913, S. 108.

<sup>91</sup> KR I, Nr. 319, § 31; Nr. 335, § 26.



Landesherrn verantwortlich waren, erhalten.<sup>92</sup> Laut der Chronik Heinrichs wurde 1214 das Kastell in Treiden von Philipp, dem Bischof von Ratzeburg, gemeinsam mit den Kreuzfahrern und dem Vogt Gerhard gebaut.<sup>93</sup> Anfang des 16. Jahrhunderts schrieb der Vogt von Treiden Georg von Krüdener, er habe u. a. am Bau der Burgen in Marienhausen, Ronneburg, Treiden, Kokenhusen sowie im Hof von Riga mitgewirkt.<sup>94</sup>

### *Untergeordnete Amtspersonen*

Viele vom Erzbischof eingesetzte Amtspersonen standen unter der Kontrolle der erzbischöflichen Vögte. Vor dem 16. Jahrhundert ist es fast unmöglich, die Rangordnung zu bestimmen, in der sich die Vögte und die in den Urkunden erwähnten Amtspersonen – Kastellan (1257),<sup>95</sup> Drost (1372)<sup>96</sup> und Hauptmann (1424)<sup>97</sup> – begegneten. Im 16. Jahrhundert waren die erzbischöflichen Vögte berufene Amtspersonen, die ein festes Gehalt erhielten und eventuell auch einmal im Jahr Rechenschaft über ihre Arbeit ablegen mussten.<sup>98</sup> Gerade für die Verwalter der Ordensterritorien in Livland war eine alljährliche Berichterstattung im 15. und 16. Jahrhundert typisch; in der Forschung wird dies als Merkmal für das Vorhandensein eines modernen Staatswesens gesehen.<sup>99</sup> Auch im Bistum Ösel-Wiek erstatteten die Vögte dem Bischof einmal im Jahr Bericht – zwischen Februar und April. Dies geschah nicht immer regelmäßig, da sich der Bischof nicht selten in die Tätigkeitsbereiche des Vogts einmischte. Die einem Vogt unterstellten Landsknechte und Amtsleute stellten ähnliche Berichte für ihn zusammen.<sup>100</sup>

<sup>92</sup> HCL XVIII.3. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts habe der Vogt für die neugebauten Vasallen an der Ewst (*circa fluvium, qui dicitur Eusten*) kein Schloss gebaut, weshalb diese nach Litauen gezogen seien. *Latvijas vēstures avotu chrestomatija (1300.–1500.)* [Ein Lesebuch der Quellen zur Geschichte Lettlands, 1300–1500], hrsg. von ARVEDS ŠVĀBE, Riga 1939, Nr. 7, Art. 263–272.

<sup>93</sup> HCL XVIII.3.

<sup>94</sup> Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1534–1540). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv (künftig Herzog Albrecht 1534–1540), hrsg. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 1999 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preussischer Kulturbesitz, 49), Nr. 989.

<sup>95</sup> Neben dem Vogt von Treiden wird in den Urkunden auch der Kastellan (*castellanus*) von Treiden erwähnt. LGU I, Nr. 24.

<sup>96</sup> Datenbank KGU, Bauer038.

<sup>97</sup> In Treiden wirkte Gotschalk *von der Pael* (1424–1428). LUB I, 7, Nr. 106, S. 85f.

<sup>98</sup> In einem Brief des Erzbischofs von Riga aus dem Jahr 1545 wird eine „Jahresrechnung“ erwähnt. Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1291.

<sup>99</sup> TEODORS ZEIDS: Valters fon Pletenbergs un viņa nozīme Latvijas vēsturē [Wolter von Plettenberg und seine Bedeutung in der Geschichte Lettlands], in: *Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls* 1992, Nr. 1, S. 30–52, hier S. 36.

<sup>100</sup> FRIEDRICH OSKAR REINHOLD VON STACKELBERG: Die Verwaltung des Bistums Oesel-Wiek im XVI. Jahrhundert, in: *Sitzungsberichte der Gesellschaft für*

Auf den erzbischöflichen Domänen entstanden Gutshöfe und Gutshäuser, deren Gutsherren und Landsknechte unter der Aufsicht von Vögten standen. Einer Quelle aus dem Jahr 1530 ist zu entnehmen, dass der Vogt von Treiden Berater und Diener des Erzbischofs gewesen sei. Er führe in dieser Position nicht nur Aufsicht über die Tätigkeit der Landsknechte in den von ihnen verwalteten Bereichen, sondern beseitige auch alles Unge-  
 mach, das von ihnen verursacht wurde, und ziehe sie dafür zur Verantwortung.<sup>101</sup> Als 1548 der Vogt von Treiden sein Amt antrat, wurden seine Pflichten folgendermaßen formuliert: Er habe die weltliche Gerichtsgewalt vom Erzbischof übertragen bekommen, weshalb er, wie es schon seit langem üblich war, in strafrechtlichen Sachen über Leben und Tod und auch in zivilrechtlichem Verfahren zu richten. Außerdem gebot er über die Burgbezirke des Erzbistums, doch war er nicht berechtigt, ohne Entschluss des Erzbischofs andere Verwalter einzustellen bzw. abzusetzen.<sup>102</sup> Im 16. Jahrhundert standen unter der Aufsicht des Vogts weitere Verwaltungsämter wie der Hauptmann, der Amtmann, der Gutsherr, der Landsknecht<sup>103</sup> und der Landschreiber,<sup>104</sup> der, wie bereits erwähnt, vom Landesherrn berufen und entlassen wurde. Die Vögte waren jedoch berechtigt, die Angemessenheit des Kandidaten für das Amt des Landschreibers zu prüfen.<sup>105</sup>

Dem erzbischöflichen Vogt unterstanden der Marschall,<sup>106</sup> der sogenannte Wacken-Übersetzer und der Wacken *marschalck*.<sup>107</sup> Die Abgaben der Gemeinden Seßwegen und Laudohn im Herbst 1560 zeigen, dass zuweilen der Vogt selbst das Amt des Übersetzers und das des *marschalcks* ausübte, wofür er den für diese Dienste zustehenden Anteil aus den Gesamtabgaben einkassierte.<sup>108</sup> Vom Ausmaß seiner Aktivitäten spricht die Anzahl der ihm zugeteilten Pferde. 1530 standen dem Vogt von Treiden zwölf

Geschichte und Altertumskunde zu Riga. Vorträge zur Hundertjahrfeier am 6.–9. Dezember 1934 (1936), S. 36–51, hier S. 40f.

<sup>101</sup> Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 150, am 17.11.1530.

<sup>102</sup> VTVA, Nr. 231, S. 361f.

<sup>103</sup> KR I, Nr. 314, § 33; Nr. 315, § 10, in Kokenhusen 1468, 1477, 1538, 1552.

<sup>104</sup> Die Ämter des Landschreibers von Treiden und das von Kokenhusen sind aus den 1540er Jahren bekannt. Der Erzbischof von Riga setzte gebildete Leute aus Preußen in diese Ämter ein. Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1166, 1289.

<sup>105</sup> Das geht aus einem Fall aus dem Jahr 1541 hervor. Damals war das Landschreiberamt der Vogtei Treiden dem Bruder der Mutter von Wolf Losen, dem Bürgermeister von Freiberg in Sachsen, versprochen worden. Nach Ansicht des Vogts war dieser jedoch viel zu faul und ungeeignet für das Amt. Der Erzbischof habe ihm daher das Einkommen lebenslang mittels anderer Einkünfte gesichert. Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1117.

<sup>106</sup> In Treiden nahm 1522 dieses Amt Dethmer Grise wahr. ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 276.

<sup>107</sup> Der *wacken marschalck* bezog eine weit geringere Geldsumme aus den Gesamtabgaben, da er in der Ämterhierarchie unter dem Vogt und auch unter dem Übersetzer stand. Es ist anzunehmen, dass zu seinen Pflichten die Aufsicht über die Pferde in den bäuerlichen Wacken gehörte. ŠVĀBE, Daži Livonijas saimniecības vēstures avoti (wie Anm. 43), S. 58, Nr. 8.

<sup>108</sup> Ebenda, Nr. 7.

Dienstpferde zur Verfügung, dem Vogt von Kokenhusen zehn.<sup>109</sup> 1548 verfügte der Vogt von Treiden über sechs Dienstpferde und ein schnelles Reitpferd,<sup>110</sup> der Vogt von Kokenhusen wiederum kam 1556 auf die gleiche Zahl an Pferden.<sup>111</sup>

### *Überwachung der Grenzen und Bezeugung von Geldgeschäften*

Zu den Pflichten des erzbischöflichen Vogts gehörte auch die Einrichtung, Markierung und Überwachung von Grenzen auf den Gebieten der Domänen und Lehnsgüter. Erste Informationen über die Rolle des erzbischöflichen Vogts bei der Grenzmarkierung stammen aus den 1330er Jahren.<sup>112</sup> An Details reichere Beschreibungen über diese Aktivitäten unter der Leitung eines Vogts stammen aus den Gutsarchiven oder den Briefladen von etwa Mitte des 15. Jahrhunderts. Hierbei ging es nicht um die äußeren Grenzen des Erzbistums, sondern um die der Lehnsgüter, deren Verwaltung im Spätmittelalter auch genauere Kenntnis über deren Ausdehnung verlangte.<sup>113</sup> In einer 1455 in Kokenhusen ausgestellten Urkunde bezüglich des Burgbezirks von Salis lesen wir, dass der Vogt von Treiden die Grenze zwischen den Lehnsgütern mit dem erzbischöflichen heraldischen Symbol, dem Bischofsstab und dem Kreuz (*stave und cruce*), markiert habe.<sup>114</sup> 1549 erhielt der Burgherr Johann Butler im Burgbezirk von Pebalg ein Lehen vom Erzbischof, dessen Grenzen der Vogt vor Ort bestimmte.<sup>115</sup> Aus einem Zeugenverhör, das 1550 in Erwahlen im Zusammenhang mit einem Rechtsstreit gegen den langjährigen Vogt von Kokenhusen geführt wurde, haben wir widersprüchliche Zeugnisse über die Rolle des Vogts z.B. in der Frage der Grenzziehung. Manche Burgbezirks- und Gutsverwalter verwiesen darauf, dass in Seßwegen der Vogt von Kokenhusen die Grenzen gezogen habe, anderen Angaben zufolge sei dies vom Landschreiber und vom Gutsherr in Begleitung eines Übersetzers durchgeführt worden.<sup>116</sup>

<sup>109</sup> Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 139, Beilage II.

<sup>110</sup> VTVA, Nr. 231, S. 361f.

<sup>111</sup> Vgl. DUNSDORFS, SPEKKE, *Latvijas vēsture 1500–1600* (wie Anm. 1), S. 295.

<sup>112</sup> Damals ging es um einen Vogt namens Meinhard. LUB I, 3, Nr. 966.

<sup>113</sup> Vgl. RAFAŁ SIMIŃSKI: Die lokalen Grenzen in Livland im 13. und 14. Jahrhundert. Entstehung und Funktion, in: *Grenze und Grenzüberschreitung im Mittelalter*. 11. Symposium des Mediävistenverbandes vom 14. bis 17. März 2005 in Frankfurt an der Oder, hrsg. von ULRICH KNEFELKAMP und KRISTIAN BOSSEMANN-CYRAN, Berlin 2007, S. 93–106.

<sup>114</sup> LGU I, Nr. 368.

<sup>115</sup> VTVA, Nr. 288: *welchs wir ime alles durch unsern stiftsvoigt zu Treydenn zureyten lassen, inn nachvolgender grentz bezeichnett.*

<sup>116</sup> VTVA, Nr. 295, S. 442–454.

Die Vögte bestätigten im Namen des erzbischöflichen Landesherrn auch Geldzahlungen zwischen diesem und seinen Gläubigern<sup>117</sup> und sie kontrollierten die Verpfändung erzbischöflicher Güter bzw. deren Auslösung.<sup>118</sup> Die Beschlüsse über derartige Maßnahmen wurden vom Landesherrn und von den Domherren gefasst, die Vögte indes verfolgten die Finanzen des Erzbistums im Ganzen: Sie überwachten, wie erblose Lehen in die Domänen integriert wurden, und sie führten die Register über die Einnahmen<sup>119</sup> und die im Landbuch zu vermerkenden Lehensvergaben. Zudem traten sie bei schriftlichen Bestätigungen bezüglich dieser Güter als Zeugen auf.<sup>120</sup> Am 20. September 1469 bezeugte der Vogt von Kokenhusen in Lemsal, dass der ehemalige Erzbischof Henning Scharpenberg seinem Vasallen und Vogt, dem erzbischöflichen Ökonomen von Rosen, ein Stück Land zum Lehen gegeben habe.<sup>121</sup> Im Februar 1552 sagte der Vogt von Treiden im Auftrag des Erzbischofs in einem Grenzstreit im Burgbezirk Ronneburg über die Eintragungen im Lehnbuch aus, die angeblich nur ungenaue Grenzen beschrieben.<sup>122</sup> Die Vögte traten nicht nur als Zeugen auf, wenn es um die Güter in ihrem Verwaltungsbezirk ging, sondern auch dann, wenn die Angelegenheit andere Territorien des Erzbistums betraf.<sup>123</sup> Bei den Lehensvergaben von Gütern in Kokenhusen (1461,<sup>124</sup> 1477<sup>125</sup>) und in Ronneburg (1526,<sup>126</sup> 1540<sup>127</sup>) nahmen die Vögte beider Bezirke teil.

Es kam jedoch auch vereinzelt vor, dass Vögte erzbischöfliche Güter an geringere Lehnsleute vergaben. So gab z.B. Frederik Plater, der Vogt von Kokenhusen, am 24. Juni 1508 im Auftrag des Erzbischofs zwei Haken in

<sup>117</sup> 1497 traf der Vogt von Kokenhusen in Lemsal eine Entscheidung über die erzbischöfliche Geldanlage für einen Priester in Seßwegen. Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. II, Bd. 1, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1900, Nr. 531. Am 21.5.1540 verrichtete der Vogt von Treiden in Vertretung des Erzbischofs in Lemsal eine Schulsache zwischen zwei Witwen. LGU II, Nr. 809.

<sup>118</sup> In Treiden wurde 1372 das Schloss Sunzel aus dem Pfand gelöst und die Rückzahlung des geschuldeten Geldbetrags vor Zeugen verrichtet. An dieser Amtshandlung nahmen die Rigaer Domherren, der Vogt von Treiden, Hynrik Orges, und der Vogt von Lennewarden teil. LGU I, Nr. 100.

<sup>119</sup> Herzog Albrecht 1534–1540, Nr. 989. Vogt Krüdener schreibt in einem Brief, dass die erfolgten Einnahmen und Ausgaben die Rechnungen und Register bestätigen.

<sup>120</sup> LUB II, 3, Nr. 216.

<sup>121</sup> LGU I, Nr. 458.

<sup>122</sup> Herzog Albrecht 1551–1557, Nr. 1549/2. Vor Gericht machten die streitenden Parteien in Livland nicht selten von der Eisenprobe Gebrauch. Dabei musste der Eid, meistens von Bauern, durch das Tragen eines glühenden Eisens bestätigt werden. Die Anwendung solcher Ordalien bzw. „Gottesurteile“ wurde von der Geistlichkeit streng verurteilt. Es ist daher denkbar, dass der Vogt seinen Eid „bei den Heiligen“ leistete. BUNGE, Geschichte des Gerichtswesens (wie Anm. 82), S. 34, 178.

<sup>123</sup> So trug z.B. Erzbischof Jasper Linde am 16.11.1520 in Anwesenheit des Vogts von Treiden den Brüdern Stockmann ein Lehen an der Düna auf. LGU II, Nr. 335.

<sup>124</sup> LGU I, Nr. 402.

<sup>125</sup> Ebenda, Nr. 522.

<sup>126</sup> Ebenda, Nr. 440.

<sup>127</sup> LGU II, Nr. 825.

*Tomas dorpp*, im Burgbezirk Üxküll, an einen gewissen Bartholomaeus Pylo und den anderen freien Leuten in diesem Ort.<sup>128</sup> Laut den Zeugnissen der Bauernältesten erneuerte der Vogt von Kokenhusen 1541 den „Freiheitsbrief“ an Nick Jacobi.<sup>129</sup> 1550 wurde jedoch der Vogt von Kokenhusen aufgrund ähnlicher Handlungen wegen Überschreitung seiner Vollmachten beschuldigt, denn er habe Ländereien des Erzbischofs – den Berg *Jaunisen* samt einem Bauerndorf in der Gemeinde Seßwegen – eigenmächtig zu Lehen gegeben.<sup>130</sup> Der Vogt verfügte über die Kontroll- und Bestätigungsrechte, wenn es um den Tausch kleinerer Grundstücke ging und wenn dies nach dem Lehnrecht erfolgt war, wie z.B. 1507 im Burgbezirk Seßwegen und 1508 im Burgbezirk Kreuzburg.<sup>131</sup>

In den Urkunden aus dem 15. und 16. Jahrhundert werden die Namen der Vögte verhältnismäßig oft erwähnt, meistens in Verbindung mit zivilrechtlichen Angelegenheiten der Vasallen. Wie andere Vasallen auch traten die Vögte von Treiden und Kokenhusen als Zeugen bei Rechtsverfahren auf, die das Aufsetzen von Testamenten betrafen.<sup>132</sup> Sie fungierten darüber hinaus als Vormünder für Minderjährige<sup>133</sup> und Witwen,<sup>134</sup> sie waren Zeugen, Kläger und Beklagte vor dem Manngericht. Zur Bestätigung diente in solchen Fällen das persönliche Siegel des Vasallen.

Die Vögte konnten dem Rechtsstreit den erwünschten Lauf geben und Zeugenaussagen organisieren, was nicht selten in ihrem eigenen Interesse lag.<sup>135</sup> So wurde z.B. auf Wunsch des Vogts von Treiden, Georg Krüdener (im Amt 1514–1534), der Landschreiber angehört und sein Zeugnis protokolliert, als es um den Verkauf der Burg Rosenbeck an ihm ging.<sup>136</sup> Die Vögte von Kokenhusen und Treiden traten im 16. Jahrhundert auch beim Kauf und Verkauf von Bauern gegenseitig als Zeugen auf.<sup>137</sup>

<sup>128</sup> LUB II, 3, Nr. 400.

<sup>129</sup> LGU II, Nr. 874; VTVA, Nr. 140.

<sup>130</sup> VTVA, Nr. 295, S. 442–454.

<sup>131</sup> Zur Registrierung im Landbuch siehe LUB II, 3, Nr. 216 (1507) und 401 (1508).

<sup>132</sup> LGU II, Nr. 886, 1542. Bei der Aufstellung des Testaments in Bersohn waren zwei Vögte als Zeugen anwesend.

<sup>133</sup> Am 5.8.1504 traten Frederik Plater, der Vogt von Kokenhusen, und Gert Linde, der ehemalige Vogt, als erzbischöfliche Zeugen im Prozess als Vormünder des minderjährigen Arndt Felix auf. LGU II, Nr. 31.

<sup>134</sup> Der Vogt von Kokenhusen vertrat zusammen mit vier weiteren Vasallen 1538 als Vormund eine Witwe. LGU II, Nr. 753. Der Vogt von Treiden fungierte 1548 in Kalzenau in einem ähnlichen Fall. VTVA, Nr. 224.

<sup>135</sup> LGU II, Nr. 362.

<sup>136</sup> LGU II, Nr. 363.

<sup>137</sup> Ebenda, Nr. 453.

## *Vögte als Heerführer, auf dem Landtag und als Diplomaten*

Die Quellen nennen mehrfach erzbischöfliche Vögte als Heerführer. Der Vogt von Treiden z.B. fiel 1298 als solcher im Kampf.<sup>138</sup> 1342/43 organisierte der Vogt von Treiden gemeinsam mit dem des Deutschen Ordens ein Heer.<sup>139</sup> Die erzbischöflichen Vögte nahmen im Winter des Jahres 1501 und im Frühjahr 1502 an den militärischen Aktionen des Ordens gegen die russischen Fürstentümer teil.<sup>140</sup>

Nicht selten wirkten die Vögte auch als bevollmächtigte Vertreter des Erzbischofs auf den ständischen Versammlungen oder während der Unterzeichnung von Verträgen. So z.B. 1428, als sie einen Beschluss des Schiedsgerichts bestätigten,<sup>141</sup> 1530, als sie die erzbischöfliche Ritterschaft bei einer Waffenstillstandsvereinbarung vertraten<sup>142</sup> oder 1534, als sie eine Einigung zwischen dem Erzbischof, dem Ordensmeister und der Stadt Riga bestätigten.<sup>143</sup> Auf den Landtagen vertraten sie den Stand der Vasallen. So bestätigten die Vögte von Kokenhusen und Treiden 1424<sup>144</sup> und 1537 in Walk die Landtagsbeschlüsse mit ihren Siegeln.<sup>145</sup> Manche von ihnen nahmen regelmäßig an den ständischen Versammlungen teil. Der Vogt von Treiden, Georg von Krüdener, war auf allen livländischen Landtagen von 1522 bis 1534 präsent.<sup>146</sup>

Im 16. Jahrhundert fungierten die Vögte als Berater oder Geheimräte des Erzbischofs. In einzelnen Fällen erhielten sie sogar einen Lohn dafür, dass sie ausländische Herrscher berieten, wie z.B. der eben genannte Krüdener<sup>147</sup> und Georg Taube, beide Vögte von Treiden.<sup>148</sup> Die Vögte wurden mit der Regelung der Beziehungen mit den Nachbarländern, dem Reich und der

<sup>138</sup> Aufzeichnungen des lübischen Albrecht von Bardowik (wie Anm. 16), S. 312f. ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 276.

<sup>139</sup> Johann Renners *Livländische Historien*, hrsg. von RICHARD HAUSMANN und KONSTANTIN HÖHLBAUM, Göttingen 1876, S. 84ff.

<sup>140</sup> Dabei handelte es sich möglicherweise um die Vögte Kersten von Rosen aus Treiden und Gert Linde aus Kokenhusen. Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch, Abt. II, Bd. 2, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1905, Nr. 262, hier Anm. 2; NORBERT ANGERMANN: *Wolter von Plettenberg*, Bonn 1985, S. 7; MLA V, S. 42, 45.

<sup>141</sup> LUB I, 7, Nr. 733 (14.8.1428).

<sup>142</sup> Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 111 (14.8.1530).

<sup>143</sup> Am 13.2.1534 bestätigten die Vögte von Treiden und Kokenhusen im Namen des Erzbischofs von Riga die Urkunde mit ihren Siegeln; als Vertreter der erzbischöflichen Ritterschaft jedoch waren andere Vasallen aktiv. Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 588.

<sup>144</sup> LUB I, 7, Nr. 206.

<sup>145</sup> Herzog Albrecht 1534–1540, Nr. 949.

<sup>146</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), Nr. 114.

<sup>147</sup> Der Herzog von Preußen bestimmte am 15.3.1529 in Königsberg eine Besoldung von 300 Mark für den Vogt von Treiden Krüdener, der zeitweilig als sein Berater und Diener fungierte. Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 38.

<sup>148</sup> Herzog Albrecht 1551–1557, Nr. 1559, 1679 u.a.

päpstlichen Kurie beauftragt. Das Domkapitel und die Ritterschaft delegierten 1528 den Vogt von Treiden zum Reichstag in Regensburg,<sup>149</sup> Ende 1530 begab er sich gemeinsam mit dem Rigaer Erzbischof nach Aufforderung des Kaisers dorthin.<sup>150</sup> Der Vogt von Kokenhusen erhielt 1534 den Auftrag vom Erzbischof, den König von Polen zu besuchen.<sup>151</sup> Der Vogt von Treiden wiederum suchte 1544 die erzbischöflichen Höfe in Mainz und in Magdeburg auf,<sup>152</sup> war 1549 auf dem Reichskammergericht<sup>153</sup> und 1550 bei der Hochzeit des Herzog von Preußen.<sup>154</sup>

Insgesamt verwalteten die Vögte die erzbischöflichen Güter im weitesten Sinne: Sie forderten im Namen des Landesherrn die Abgaben ein und hielten Gericht. Dabei behielten sie das Recht auf ihren Anteil an den Einnahmen der Vogteien. Sie organisierten militärische Aktionen und waren für den Festungsbau verantwortlich. Darüber hinaus beschäftigten sie sich mit den Grenzen der Güter und führten diplomatische Aufträge aus. Am meisten Auskunft über die Aufgaben und Pflichten der Vögte geben Quellen aus dem zweiten Viertel des 16. Jahrhunderts. Damals wurden sie von Wilhelm von Brandenburg, dem letzten Erzbischof von Riga (1539–1563), als eine Art frühneuzeitliche Beamte eingesetzt, die den landesherrlichen Besitz verwalteten und sehr unterschiedliche Dienste ausführten. Die Vögte spielten zudem eine wichtige Rolle in den Beziehungen zwischen den Landesherrn in ganz Livland, weshalb sie auch an den Landtagen teilnahmen. Zuweilen waren sie auch an militärischen Aktionen und diplomatischen Missionen außerhalb Livlands beteiligt.

### *Zum sozialen Prestige des Amtes*

Das Amt des bischöflichen bzw. erzbischöflichen Vogts war im 13. und 14. Jahrhundert das wichtigste weltliche Amt in der landesherrschaftlichen Verwaltung. Die Vogtei wurde wie ein Lehen mit weitreichenden Vollmachten verwaltet. Obwohl der Landesherr über die Macht verfügte, gegebenenfalls den Vogt seiner Dienste zu entheben, entstanden in diesem Zeitraum einige Lehnsgüter, die auch als erbliche Vogteien galten. Zu diesen Gütern gehörten wohl die des Vasallengeschlechts von Rosen und zum Teil auch die der Familie Tiesenhausen.

Die Verwaltungsbezirke des Erzbistums verfestigten sich im 15. Jahrhundert; im 16. Jahrhundert entstanden aber die beiden wichtigsten

<sup>149</sup> Herzog Albrecht 1525–1534, Nr. 29.

<sup>150</sup> Ebenda, Nr. 161, Beilage, [Lemsal], 28.12.1530.

<sup>151</sup> Herzog Albrecht 1534–1540, Nr. 684. 1534 traf der Vogt von Kokenhusen den Grafen von Hoya in Wenden, während der Vogt von Treiden, Georg Krüdener, einen Arzt in Leipzig aufsuchte.

<sup>152</sup> Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1286/3, hier über Georg von Rosen zur Nabbe.

<sup>153</sup> VTVA, Nr. 271, S. 421, hier über Johann von der Pale.

<sup>154</sup> Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1487.

Zuständigkeitsbezirke in Treiden und Kokenhusen. Zu dieser Zeit entwickelten sich auch andere wichtige Verwaltungsämter, die von Laien besetzt wurden, wie z.B. die Ämter des erzbischöflichen Finanzverwalters oder Ökonomen und seines Gehilfen: 1424 war der Gehilfe ein Vasall,<sup>155</sup> 1484 bekleidete der Vogt von Treiden das Amt des Ökonomen.<sup>156</sup> Im 15. und 16. Jahrhundert waren die Vögte somit weiterhin die einflussreichsten weltlichen Amtspersonen. Edgars Dunsdorfs zufolge waren die mächtigsten unter ihnen die Vasallen des Rigaer Erzbischofs, die quasi gleich hinter dem Landesherrn standen und denen geringere Amtsleute unterstellt waren.<sup>157</sup> Doch seit Ende des 15. Jahrhunderts spielten auch andere weltliche Berater des Erzbischofs eine wichtige Rolle bei der Verwaltung des Landes, die wie Domherren behandelt wurden. Dazu gehörten z.B. der Vorsitzende der Ritterschaft, der Hofverwalter oder der Leiter der Kanzlei.

Das Amt des Vogts stellte einen Weg zur Beförderung und Befestigung des sozialen Status eines Vasallen dar. Es war ein wichtiges Instrument, um materielle Sicherheit für sich selbst und für seine Nachkommen zu erreichen. Bei der Verwaltung erzbischöflicher Domänen kam dem Vogt als Entlohnung ein Teil des Einkommens der erzbischöflichen Güter zu. Die amtlichen Funktionen waren sehr eng mit den ehelichen und verwandtschaftlichen Beziehungen vernetzt, was nicht untypisch war für die Geschichte des (Erz-)Bistums Riga. In der Frühzeit Livlands hatte Bischof Albert bekanntlich seine Schwester und seine Brüder nach Riga gerufen. Seine Schwester und der Vogt von Treiden, Ritter Engelbert (1210/11) wurden zu den Ahnen des Vasallengeschlechts von Tiesenhausen.<sup>158</sup> Teoderich, einer seiner Brüder, wurde zum Vogt von Ydumea und heiratete die Tochter Vladimirs, des Fürsten von Pleskau. In der Chronik Heinrichs heißt es, die Pleskauer hätten sich gerade wegen dieser Hochzeit 1212 gegen ihren Fürsten aufgelehnt und ihn samt seiner Verwandtschaft aus der Stadt gejagt.<sup>159</sup> Im 14. Jahrhundert, als die Erzbischöfe von Riga dauernd mit dem livländischen Zweig des Deutschen Ordens im Konflikt lagen und sich daher überwiegend außerhalb des Erzbistums aufhielten, war die materielle Sicherheit, die Macht und das soziale Ansehen der Vögte besonders hoch. Damals war der Vogt von Treiden, Bartholomaeus von Tiesenhausen, in der Lage, dem Erzbischof große Geldsummen zu leihen. Als Pfand erhielt er dafür die Burg- bzw. Amtsbezirke (*ambten*) von

<sup>155</sup> LUB I, 7, Nr. 206. Der Gehilfe des Ökonomen Hinrich von Vytinghoven, der Bruder des livländischen Ordensmeisters, wurde später wohl zum Vogt von Kokenhusen.

<sup>156</sup> Herzog Albrecht 1551–1557, Nr. 3142. Im Jahr 1556 bekleidete Andreas Koschkull, der Vogt von Treiden, auch das Amt des erzbischöflichen Kämmerers.

<sup>157</sup> DUNSDORFS, SPEKKE, *Latvijas vēsture 1500–1600* (wie Anm. 1), S. 227.

<sup>158</sup> HCL XIV.10, XXVIII.8.

<sup>159</sup> Ebenda, XV, 13, XVI, 7.



Sunzel,<sup>160</sup> Pebalg und Serben.<sup>161</sup> Das Geld benötigte der Erzbischof für eine Klage bei der päpstlichen Kurie gegen die Eigenmächtigkeit des Deutschen Ordens.<sup>162</sup> Bartholomaeus bekam als Lehen den Bezirk von Bersohn, wo 1382 bereits eine Burg errichtet worden war. Über Bartholomaeus ist zudem bekannt, dass Kaiser Karl IV. (1316–1378) seiner Familie 1375 Privilegien zusprach und dass er selbst zu Karls Tischgenossen ernannt wurde. Seine erste Frau stammte aus der Familie von Wrangel. Es ist denkbar, dass verwandtschaftliche Beziehungen sie nicht nur mit dem ehemaligen Vogt von Kokenhusen (1340) verband, sondern auch mit den Vögten von Dorpat und Ösel (1307).<sup>163</sup> Die Vogtei blieb mit der Familie von Tiesenhausen verbunden. Otto von Rosen, der mit Margarethe von Tiesenhausen verheiratet war, wurde 1363 Vogt von Kokenhusen. Sein Enkel Otto war 1457 Vogt von Treiden und sein Urenkel Andreas 1480 Vogt von Kokenhusen.

Mindestens sieben Angehörige des Geschlechts von Rosen waren Vögte von Treiden; mehrmals residierten sie in dieser Funktion in Kokenhusen und hatten dieses Amt auch in anderen Bistümern Livlands inne. Die Lehnsgüter dieses Geschlechts entstanden in der ehemaligen Vogtei Ydumea.<sup>164</sup> Daher kann man fragen, inwieweit eine Vogtei auch als erbliches Lehen betrachtet werden konnte, wie es in den deutschen Territorien des Spätmittelalters oft der Fall war. Auf den Lehnsgütern der von Rosen standen mehrere Steinburgen.<sup>165</sup> Diesem Geschlecht war 1428 ein besonderes Privileg erteilt worden, das besagte, wie die Lehen vererbt werden: Erbberechtigt waren nicht nur die direkten Erben, sondern auch die Verwandten der männlichen Linie innerhalb des ganzen Geschlechts.<sup>166</sup> Doch den höchsten Adel nach deutschem Maß besaß dieses Geschlecht nicht.<sup>167</sup>

Mehrere Vögte begründeten somit Vasallengeschlechter im Erzbistum Riga, deren Nachkommen zuweilen höhere Ziele anstrebten. Sie wurden

<sup>160</sup> Diese wurden 1372 verpfändet. LGU I, Nr. 100.

<sup>161</sup> Heinrich von Tiesenhausen: Gewisse und Wahrhafft Beschreibung, wenn und zu welcher Zeit die Lande Liiffland angefangen durch teutsche Kaufleute aufzusegeln, etc., [o.O. 1575] in einer Abschrift von Hermann Hildebrandt (19. Jh.), sowie in einer Abschrift von Johann Witte, des Rigaer Ratsmannes, im 17. Jahrhundert, in: Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 4038, Findbuch 2, Akte 401, Bl. 203; LGU I, Nr. 88.

<sup>162</sup> ŠTERNS, *Latvijas vēsture 1290–1500* (wie Anm. 1), S. 354.

<sup>163</sup> LGU I, Nr. 559; ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 317, 334.

<sup>164</sup> ŠTERNS, *Latvijas vēsture 1180–1290* (wie Anm. 63), S. 314.

<sup>165</sup> *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften. Teil Livland* (künftig GH Livland), hrsg. von ASTAF VON TRANSEHE-ROSENECK, Görlitz 1929–1930, S. 1049–1089.

<sup>166</sup> VIJA STIKĀNE: *Lēņu mantošanas tiesības Livonijā 13.–15. gs.* [Das Erbschaftsrecht von Lehen in Livland im 13.–15. Jh.], in: *Latvijas Vēsture 1997*, Nr. 3, S. 3–22, hier S. 17. Im Erzbistum Riga gab es sehr wenige Vasallengeschlechter der „gemeinsamen Hand“. Der Landesherr verlieh dieses Privileg 1417 den Tiesenhausens, 1455 den Ungerns und 1477 den Üxküills.

<sup>167</sup> GH Livland, S. 511f. Es gab in Livland mehr Vasallengeschlechter, die das Recht, nach der „gemeinsamen Hand“ erben zu dürfen, für sich beanspruchten.

nicht selten zu Domherren und Bischöfen, wie z.B. Johann, der Sohn des Vogts Odert Orges von Kokenhusen (im Amt 1424–1444): Nachdem er an den Universitäten Bologna und Rostock studiert und den Dokortitel für kanonisches Recht erlangt hatte, nahm er seit 1464 verschiedene Ämter im Erzbistum Riga wahr. Im Zeitraum von 1492 bis 1515 wurde er dann schließlich Bischof Johann III. von Ösel-Wiek.<sup>168</sup>

Im 16. Jahrhundert hatte sich eine Regel im Erzbistum Riga herausgebildet, auf deren Einhaltung die Ritterschaft achtete: Sie forderte 1544 vom Erzbischof bei dessen Amtsantritt die Bestätigung eines Privilegs, dem zufolge der Vogt von Treiden ein adeliger Vasall und im Erzbistum Riga geboren sein müsse.<sup>169</sup> Diese Tradition gab es offenbar bereits am Ende des 15. Jahrhunderts. Die örtlichen Vasallen waren bemüht, ihre Rolle bei der Verwaltung des Landes zu bewahren. Denn es war im 15. und 16. Jahrhundert üblich, dass die Landesherren beim Amtsantritt stets eine Schar von Dienstleuten und Verwandten mit sich brachten, die ihren Lebensunterhalt und Lehnsgüter in Livland erhielten.<sup>170</sup>

Dienstlehen konnte man zum Teil auch durch eine Eheschließung mit Frauen aus der Verwandtschaft des Landesherrn erlangen. Der Erzbischof Silvester Stodewescher von Riga z.B. förderte die Eheschließungen der Frauen aus seiner Familie – allesamt Bürgerstöchter aus Thorn<sup>171</sup> – mit angesehenen Amtsträgern in Livland. Eine von ihnen war sogar zweimal verheiratet und beide Male mit erzbischöflichen Vögten – zuerst mit Peter von der Borch, dem Vogt von Treiden (im Amt 1454–1460), und nach dessen Tod mit dem Nachfolger Woldemar Üxküll (bis 1468), der auch von der Borchs Lehnsgüter samt den Burgen, Gutshöfen und Gutshäusern übernahm.<sup>172</sup> Die Töchter von Gert Linde, dem Vogt von Kokenhusen (im Amt 1491–1506), wurden an die Vögte von Treiden und Kokenhusen verheiratet, die gleichfalls die Dienstlehen mit allen Gutshöfen und Gutshäusern erbten. Linde stammte aus Kamen in Westfalen<sup>173</sup> und war Bruder

<sup>168</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 154f.; *Geneologisches Handbuch der baltischen Ritterschaften. Teil Kurland*, Bd. 2, hrsg. von OSCAR STAVENHAGEN, WEDIG BARON VON DEN OSTEN-SACKEN und HEINRICH VON ZUR MÜHLEN, Görlitz [1937], S. 669.

<sup>169</sup> Herzog Albrecht 1540–1551, Nr. 1233/6.

<sup>170</sup> Aus den Zeugenaussagen in einem in Erwahlen (Ärlava) 1550 abgehaltenen Prozess geht hervor, dass die meisten der Verwalter von Burgbezirken in der Vogtei Kokenhusen von außerhalb Livlands stammten. VTVA, Nr. 295, S. 442–454.

<sup>171</sup> *Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch*, Abt. I, Bd. 12, hrsg. von PHILIPP SCHWARTZ und AUGUST VON BULMERINCQ, Riga und Moskau 1910, Nr. 559.

<sup>172</sup> *GH Livland*, S. 510–512. *Liv-, Est- und Curländisches Urkundenbuch*, Abt. I, Bd. 11, hrsg. von PHILIPP SCHWARTZ und AUGUST VON BULMERINCQ, Riga und Moskau 1905, Nr. 758, 806. *Genealogisches Handbuch der baltischen Ritterschaften. Teil Estland*, Bd. 1, hrsg. von OSKAR REINHOLD VON STACKELBERG, Görlitz [1930], S. 440.

<sup>173</sup> ARBUSOW, *Livlands Geistlichkeit* (wie Anm. 1), S. 123f.; WILHELM LENZ: Jasper Linde, in: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 10, Berlin 1974, S. 360f. Siehe auch

Jasper Lindes, des Domherren und späteren Erzbischofs von Riga.<sup>174</sup> Auf die Dienstlehen Gert Lindes und auf diejenigen Lehngüter, die er gekauft hatte, wurde in den 1540er Jahren das erweiterte Erbrecht bezogen, das laut der sogenannten Silvesterschen Gnade von 1457 auch die Frauen und Verwandten bis zum fünften Verwandtschaftsgrad einbezog.<sup>175</sup> Zahlreiche andere erzbischöfliche Lehngüter samt den Gutshöfen und -häusern wurden mehreren Vögten zur Verfügung gestellt, doch wurden einige von ihnen Mitte des 16. Jahrhunderts zu sogenannten Gnadenlehen mit erweitertem Erbrecht.

Die Burg und das Lehngut von Rosenbeck sind ein markantes Beispiel dafür, wie der Status und die Ressourcen des Vogtamtes zum Instrument der Statuserhöhung der jeweiligen Familie dienten. 1477 verkaufte die Witwe des Vogts Rolow Persewall von Kokenhusen die Hälfte der Burg an den Vogt von Treiden, Woldemar Üxküll.<sup>176</sup> 1493 wurde die Burg vom Erzbischof zurückgekauft, doch ging sie 1518 gegen eine beträchtliche Geldsumme an Georg Krüdener, den späteren Vogt von Treiden. Als 1535 das Wappen der Familie Krüdener aus Rosenbeck in Wien bestätigt wurde,<sup>177</sup> spielte der Lehnsbesitz eine bedeutende Rolle, mit dem die Erhebung in den Adelsstand legitimiert werden konnte.

Auch wenn das Amt dem Vogt die Möglichkeit bot, seine materielle Lage wesentlich zu verbessern, dürfen diese Perspektiven für das 16. Jahrhundert nicht überschätzt werden. Krüdener, der langjährige Vogt von Treiden, verwies 1538 in einem Brief an Herzog Albrecht von Preußen darauf, dass seiner Erfahrung nach die Vögte in anderen livländischen Bistümern und in den Ländern des Deutschen Ordens sowie bei deutschen Königen, Kurfürsten und Fürsten materiell besser abgesichert seien; speziell nannte er das Bistum Dorpat, in dem die Vögte angeblich sehr reiche Dienstlehen erhielten.<sup>178</sup>

---

unter dem URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd136270557.html> (letzter Zugriff 20.8.2013).

<sup>174</sup> LGU II, Nr. 413, 470, 771, 779.

<sup>175</sup> VTVA, Nr. 129: Erzbischof Wilhelm von Riga erneuerte das Recht auf die Benutzung des Lehens am 9.3.1542. LGU II, Nr. 880. Vasilij Dorošenko betrachtete den Gutsbesitz von Gert Linde im Burgebezirk Laudon als ein typisches Beispiel für einen frühen Gutshof in Livland, der auf der Arbeit von Leibeigenen basiert habe. DOROŠENKO, *Očerki agrarnoj istorii* (wie Anm. 46), S. 132.

<sup>176</sup> LGU I, Nr. 522. Rolow Persewall kaufte das Gut Rosenbeck 1437. LGU I, Nr. 289. Als Vogt von Kokenhusen wird er unter den Jahren 1451 und 1460/61 erwähnt.

<sup>177</sup> Auch Georg von Ungern, der Vasall des Rigaer Erzbischofs und Vogt der Wiek (1517–1518), wurde 7.2.1534 vom Reichsverweser Ferdinand in Prag in den Reichsfreiherrnstand erhoben; bereits am 16.5.1533 hatte er einen Wappenbrief des Papstes erhalten. PAUL VON UNGERN-STERNBERG: *Einige Bemerkungen über den Ursprung und das Wappen des Geschlechts Ungern-Sternberg*, in: *Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik für das Jahr 1907/08*, Mitau 1910, S. 212f.; PAUL VON UNGERN-STERNBERG: *Ein Wappenbrief des Papstes Clemens VII. für Georg von Ungern, Herrn zu Purkel dd. Rom 1533 Mai 16*, in: ebenda, S. 214f.

<sup>178</sup> Herzog Albrecht 1534–1540, Nr. 989.

## *Schluss*

Zu Beginn der Frühneuzeit war nicht nur das Amt für das soziale Prestige ausschlaggebend, sondern auch die verwandtschaftlichen Beziehungen und die Herkunft aus einer reichen Familie. Die überlieferte Korrespondenz des Erzbischofs von Riga zeigt, dass ein von ihm berufener, nicht aus Livland stammender Beamter seine soziale Stellung weniger durch das Amt befestigen konnte, als vielmehr durch die Ehe mit einer vermögenden Frau aus bester Familie. Das Einkommen aus den erzbischöflichen Gütern allein brachte nicht genug Mittel ein, um den höchsten gesellschaftlichen Status zu sichern.<sup>179</sup> Abgesehen davon, dass die Rigaer Erzbischöfe ihre Vögte zumeist unter den hochrangigen Vasallen und den vermögendsten Familien auswählten, bekleideten gelegentlich auch Zugereiste oder Verwandte des Landesherrn, die nicht adliger Herkunft waren, das Amt des Vogts von Kokenhusen. Mehrere der Vögte waren nur kurzfristig in der Verwaltung des Landes angestellt und trugen so zum Wohlstand ihrer Familien kaum etwas bei.

Zu der Zeit, als die erzbischöflichen Burgen in der Hand des Deutschen Ordens waren, wurden diese weiter von den erzbischöflichen Vögten verwaltet. Zuweilen jedoch beauftragte der livländische Ordensmeister die eigenen Ritterbrüder mit der Verwaltung der erzbischöflichen Güter. So gehörten zu den Vögten von Treiden zwischen 1403 und 1417 die Ordensbrüder Johann Boderick, genannt Weckebrot, und Dietrich Ducker. In Kokenhusen übte 1556 dieses Amt der Ordensbruder Franz von der Lipperheide aus.<sup>180</sup>

Zwar konnte der Erzbischof einen Vogt seines Amtes entheben, doch sind mehrere Fälle bekannt, wenn Vögte als Vertreter der Ritterschaft dem Landesherrn entgegenwirkten. Als Erzbischof Silvester Stodewescher z.B. Schweden um militärische Unterstützung gegen den Deutschen Orden bat, unterstützten die erzbischöflichen Vögte seine Festnahme, indem sie ihn beschuldigten, mehrere livländische Verträge und den Frieden gebrochen zu haben. Die Vögte nahmen gemeinsam mit anderen ritterschaftlichen Delegierten an der Festnahme von Erzbischof Johannes VII. Blankenfeld (im Amt 1524–1527) teil. Im Allgemeinen waren die Vögte aktiv an der livländischen Politik beteiligt, zumal wenn es um ihre Position angesichts der sich herausbildenden Dominanz des Deutschen Ordens ging. Astaf von Transehe-Roseneck zufolge konnte gerade dank der einflussreichen Vasallengeschlechter, wie z.B. der von Rosen, das machtpolitische

---

<sup>179</sup> Der Hofmarschall Wilhelms von Brandenburg heiratete 1535 die Tochter eines vermögenden Vasallen, die eine stattliche Mitgift einschließlich mehrerer Güter in die Ehe einbrachte. Herzog Albrecht 1534–1540, Nr. 840. Der Bruder des erzbischöflichen Hofmarschalls Wolf Schierstedt, geboren in Schwarzburg, heiratete die reiche Margarethe von Tiesenhausen, die Witwe von Jakob von Aderkas. LGU II, Nr. 438, 26./29.5.1526.

<sup>180</sup> ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit (wie Anm. 1), S. 276.

Gleichgewicht zwischen dem livländischen Ordensmeister und dem Rigaer Erzbischof beibehalten werden. So habe eine allzu starke Dominanz des Deutschen Ordens in Livland vermieden werden können.<sup>181</sup>

Die (erz-)bischöflichen Vögte waren Vertreter der Vasallen bzw. der Ritterschaft und in ihren Rechten jenen gleichgestellt. Eine Ausnahme mögen die nächsten Verwandten des Landesherrn gewesen sein, die im Laufe der Zeit besondere Privilegien erhielten. Eine weitere Ausnahme waren die Vögte aus den Familien von Rosen und von Tiesenhausen. Diese besaßen in mancher Hinsicht einen besonders hohen rechtlichen Status, wie etwa im 14. und 15. Jahrhundert, als sie das Recht der „gemeinsamen Hand“ auf ihren Lehnsgütern genossen. Die Verwandten der geistlichen Landesherren wechselten manchmal dank der erzbischöflichen Protektion ihren Status; als Lehnsherrn verunsicherten sie die örtlichen Vasallen in der Frage der Güterverwaltung. Dieser Umstand macht auch die Forderung der erzbischöflichen Vasallen von 1544 plausibel, dass der Vogt von Treiden ein Vasall adliger Abstammung und im Erzbistum Riga gebürtig sein müsse. Die Quellen enthalten jedoch keinen Verweis darauf, dass die städtische Herkunft der Verwandten des Erzbischofs (inklusive der Frauen) ihr soziales Prestige innerhalb des Standes der Ritterschaft gemindert hätte, ganz im Gegenteil: Man gewinnt sogar den Eindruck, dass die Vasallen daran interessiert waren, verwandtschaftliche Bindungen mit dem Landesherrn zu knüpfen.

Festzustellen bleibt, dass das Amt des Vogts im Laufe der Zeit seine hervorragende Bedeutung in Livland verlor: Im Vergleich zum 13. und 14. Jahrhundert glich sich dieses Amt von seiner Bedeutung her im 15. und 16. Jahrhundert immer mehr den anderen erzbischöflichen Ämtern an, die von Laien besetzt waren.

Während der Zeit des letzten Erzbischofs von Riga veränderte sich der Status mancher Lehen, die von den Vögten geerbt oder ihnen aufgetragen worden waren. Sie wurden zu sogenannten Gnadenlehen und unterstanden einem günstigeren Erbrecht. Eine wichtige Rolle spielten auch die verwandtschaftlichen Beziehungen mit den einflussreichsten Vasallengeschlechtern Livlands, deren Lehnsgüter oft außerhalb des Erzbistums Riga lagen. Offensichtlich brachten die Domänen des Landesherrn in dieser Zeit nicht so viel ein, als dass die Vögte große materielle Vorteile im Vergleich zu anderen Vasallen hätten erwarten können.

Wie die Ritterschaft im Allgemeinen nahmen auch die Vögte an der livländischen Innenpolitik lebhaften Anteil. Sie saßen in den Versammlungen der ständischen Vertretungen als Repräsentanten ihres Landesherrn und ihres Standes. Im Interesse der Ritterschaft waren sie zuweilen auch bereit, gegen ihren Landesherrn aufzutreten oder mit dem Deutschen Orden zu kooperieren.

---

<sup>181</sup> GH Livland, S. 1049-1089.

SUMMARY

---

*The Bailiwick in Medieval Livonia.  
Its Duties and Jurisdictions in the  
Riga Bishopric and Archbishopric*

The present article analyses the functions of bailiffs in the Bishopric and Archbishopric of Riga. Evaluating the role of bailiffs in local land administration, the author emphasises their functions in judging peasants and citizens, their responsibilities in domestic administration and their relations to officials and land administrators under their supervision. In the hierarchical pyramid of power in Livonia, the evolution of the role of bailiffs appointed by the Archbishop can be seen through the historical prism of local vassal families. Actually, the disclosing of the position of bailiff was a serious instrument on behalf of vassal families towards material wealth and their rising importance in the Livonian political arena. In the 16<sup>th</sup> century, the post of bailiff was of equal worth to other posts of officials in the service of the Archbishop. This position made it possible for more gifted organizers to establish themselves for a longer period of time in the local elite circles.

The historical evolvement of the role of bailiffs in Livonia began in the Middle Ages when the bailiwick could be an inheritable fief. In the early Modern Times, land-bailiffs like other Archbishop's officials received a salary and performed the discussed functions. The post of a land-bailiff (*Landvogt*) in the Riga Bishopric (1201–1253) was still closely linked with the tradition of bailiffs in the German lands. Proceeding to advanced land domination, the bishops of Livonia and prelates obtained the right to appoint bailiffs as officials. As a result, a high aristocracy administering the bailiwick as inheritable fief did not arise. However, some certain sprouting seeds of such form of land domination appeared in the 13<sup>th</sup> and 14<sup>th</sup> century, when fief possessions and the bailiwicks of some vassal families, for example, the Rosens and Tiesenhausens, became closely related to each other. The spiritual landlords of Livonia tried to diminish the influence of secular knighthood in the domains and they succeeded in the Riga Archbishopric with the support of the Papal Curia in Rome. In general, land-bailiffs in the Riga Archbishopric were administrators, who collected taxes and duties and administered justice in a certain territory under authorization of a spiritual landlord. They also concluded agreements and organized the defence of the land. In social terms, they were almost exclusively highborn vassals, who were appointed for a certain period. Now and then they were kinsfolk of the landlord or other officials involved in administration of domains.

Territorial changes of administrative districts of bailiffs of Riga Archbishopric testify to the organization of land administration in the areas inhabited by Livs starting from 1207. Initially the boundaries of administrative district were based on territorial divisions, which were established before the crusades. In the period from the 13<sup>th</sup> to the 15<sup>th</sup> century, Treiden and Kokenhusen preserved their status as centres of bailiwick protractedly. But Kokenhusen castle was the object of dispute between the Tiesenhausens and the eventually victorious landlord for almost half a century. In the 15<sup>th</sup> and 16<sup>th</sup> centuries, the centres of bailiwicks were stone castles and domains of the Archbishop of Riga.

The main function of the bailiff was the representation of the highest spiritual judge in the secular court. The collection of taxes and duties and the administration of justice took place several times a year according to the annual traditional cycle. Like the implementation of the judicial power, the administration of land funds and finances, as well as the organization of military defence preserved their significance for the whole period. However, their judicial power over the peasants in the fief tenures diminished in accordance with the establishment of serfdom since the end of the 15<sup>th</sup> century. In theory, the bailiff had no judicial power over vassals, but in regard to the citizens of the Archbishopric of Riga, he obviously used this power to a certain extent.

The local knighthood, including the land bailiffs, was important for domestic policy negotiations. Consequently, their political and economic potential grew substantially in Livonia. The post of land-bailiff was one of the ways of promotion and consolidation of the social status of vassals. Managing the domains of the Archbishop of Riga, the bailiff had a right to receive a part of the domain income as salary. The prestige of the land-bailiff was in high esteem in the 14<sup>th</sup> century, when the Riga Archbishoprics were in constant conflict with the Order and resided basically outside their territory. Of course, the functions of the post were closely interlinked with kinship networks. For any appointment land administration and for obtaining hereditary rights, marriages with the relatives of the landlord or bailiffs were a welcomed precondition. The use of the fief for service enabled the bailiff to increase essentially their and their family's wealth and prestige, ensured income, and consequently, strengthened their position.

# Über die Kirchen in den Kleinstädten Livlands: Ergänzungen zur spätmittel- alterlichen Kirchengeschichte von Hapsal und Arensburg

---

VON ANU MÄND

Der vorliegende Aufsatz setzt sich zum Ziel, auf einige weniger erforschte Aspekte hinzuweisen, die in erster Linie mit dem Netzwerk der spätmittelalterlichen Kirchen und dem religiösen Leben im spätmittelalterlichen Livland verbunden sind. Aus einleuchtenden Gründen hat die Forschung zumeist das religiöse Leben in den größeren Städten Livlands in den Fokus genommen. In den letzten paar Jahrzehnten nahm jedoch auch die Erforschung der zwei wichtigsten Zentren des Bistums Ösel-Wiek – Hapsal und Arensburg – einen neuen Aufschwung.<sup>1</sup> Allerdings findet in den Abhandlungen über das mittelalterliche Hapsal in der Regel nur der Dom, gelegentlich auch das Siechenhaus zum Heiligen Geist Erwähnung; in den Arbeiten über Arensburg wird lediglich die in der Burg befindliche Kapelle untersucht. Zugleich geht aus den Angaben über die mittelalterlichen Kleinstädte und Ortschaften Livlands (z.B. Neu-Pernau, Narva und Leal) hervor, dass es dort außer der Gemeindekirche noch andere Kirchen oder Kapellen gab, darunter auch solche, die sich bei einem Siechenhaus befanden.<sup>2</sup> Somit kann man annehmen, dass die Anzahl der religiösen Einrichtungen auch in Hapsal und Arensburg größer gewesen sein dürfte; diese Erwartung gilt vor allem für Hapsal, wo Schätzungen zufolge im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts etwa 500 Menschen lebten.<sup>3</sup> Dieser Artikel

---

Die Abfassung der vorliegenden Studie erfolgte im Rahmen des Forschungsprojekts IUT18-8, das durch die Estnische Wissenschaftsagentur finanziert wird.

<sup>1</sup> Saare-Lääne piiskopkond: artiklid Lääne-Eesti keskajast. Bistum Ösel-Wiek: Artikelsammlung aus dem Mittelalter in Westestland, hrsg. von ÜLLA PARAS, Haapsalu 2004; Kuressaare vanem ajalugu [Die ältere Geschichte von Arensburg], hrsg. von KALLE KESKÜLA, Kuressaare 2015.

<sup>2</sup> INNA PÖLTSAM-JÜRJO: Liivimaa väikelinn Uus-Pärnu 16. sajandi esimesel poolel [Die livländische Kleinstadt Neu-Pernau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts], Tallinn 2009, S. 367-371; ARNOLD SÜVALEP: Narva ajalugu I: Taani- ja orduaeg [Die Geschichte Narvas I: Die dänische und die Ordenszeit], Narva 1936, S. 246-249; MATI MANDEL: Hat Leal im Mittelalter wirklich fünf Kirchen gehabt?, in: Saare-Lääne piiskopkond (wie Anm. 1), S. 257-273, hier S. 257-270.

<sup>3</sup> ANTI SELART, HEIKI VALK, INNA PÖLTSAM-JÜRJO, IVAR LEIMUS: Rahvastik [Die Bevölkerung], in: Eesti ajalugu, Bd. 2, hrsg. von ANTI SELART, Tartu 2012,



beschäftigt sich daher damit, welche Kirchen es in Hapsal und Arensburg gab, zu welchen unterschiedlichen Zwecken sie benutzt wurden und was über ihre Altäre und die Liturgie bekannt ist. Außer Betracht bleibt im vorliegenden Aufsatz der Dom von Hapsal, dessen Altäre und Vikarien in einem eigenen Artikel abgehandelt werden.<sup>4</sup>

### *Hapsal*

Neben dem Dom, der Johannes dem Täufer und dem Evangelisten Johannes geweiht war, entwickelte sich die Stadtkirche zur zweitwichtigsten Kirche in Hapsal. Bis zum 18. Jahrhundert trug sie den Namen des heiligen Nikolaus. Nachdem die deutsche Gemeinde aus dem Dom in die Stadtkirche umgezogen war, wurde diese jedoch in Johanniskirche umbenannt und ist unter diesem Namen bis heute bekannt.<sup>5</sup> Die historische Forschung und die einschlägigen Nachschlagewerke nennen als Zeit der ersten urkundlichen Erwähnung der Kirche das Jahr 1524.<sup>6</sup> Bekanntlich war dies ein ereignisreiches Jahr, das in die Geschichte des mittelalterlichen Livland in erster Linie in Verbindung mit den Reformationseignissen einging, wozu auch die Plünderung der Kirchen in Riga und Reval zählt. In Bezug auf das Bistum Ösel-Wiek ist dieses Jahr vor allem aufgrund des Gnadenbriefes des Bischofs Johannes Kievel vom 15. Dezember von Belang. Dies mag eine Erklärung dafür sein, warum die besagte Kirche in den Abhandlungen über das mittelalterliche religiöse Leben im

S. 168-184, hier S. 181.

<sup>4</sup> ANU MÄND: Haapsalu, Tartu ja Tallinna toomkirikute altarid keskajal [Die Altäre in den Domkirchen von Hapsal, Dorpat und Reval im Mittelalter], in: Kunstiteaduslikke Uurimusi, 2016 (im Druck).

<sup>5</sup> Über die Schutzheiligen des Doms und der Stadtkirche sowie darüber, wie beide miteinander verwechselt wurden, siehe KALEV JAAGO: Haapsalu lossikiriku taastamine 1726–1889 [Der Wiederaufbau der Schlosskirche von Hapsal 1726–1889], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 4 (2000), S. 7–29, hier S. 7; ANU MÄND: Saints' Cults in Medieval Livonia, in: The Clash of Cultures on the Medieval Baltic Frontier, hrsg. von ALAN V. MURRAY, Farnham 2009, S. 191–223, hier S. 200f.

<sup>6</sup> Diese Jahreszahl stammt aus dem ältesten Registerbuch des Bistums, das im dänischen Reichsarchiv aufbewahrt wird (siehe unten). Erwähnt wurde sie zuerst bei CARL RUSSWURM: Das Schloss zu Hapsal in der Vergangenheit und Gegenwart, Reval 1877, S. 69. Russwurms Angabe hält sich bis heute – siehe z.B. Haapsalu linnakirik [Die Stadtkirche von Hapsal], Tallinn 1913, S. 4; KALEV JAAGO: Haapsalu kodanikeraamat 1496–1797 = Hapsaler Bürgerbuch 1496–1797, Tartu 1999, S. 16 (hier wird die Errichtung der Kirche mit dem Beginn der Tätigkeit der lutherischen Gemeinde in Verbindung gebracht); DERS.: Jaani kirik Kooli t. 4 [Die Johanniskirche in der Kooli-Str. 4], in: Eesti arhitektuur, Bd. 2, Tallinn 1996, S. 14; CHRISTINA VON TORKLUS: Die Formierung der mittelalterlichen Kirche Livlands: Strukturen, Träger und Inhalte der kirchlichen Nacharbeit (13.–16. Jahrhundert), Bd. 3, S. 146 (hiernach wurde die Kirche in den 1520er Jahren zuerst erwähnt); ANTON PÄRN: Possibilities of urban archaeology in interpreting an early town plan of Haapsalu, in: Estonian Journal of Archaeology 18 (2014), S. 135–155, hier S. 138.

Bistum Ösel-Wiek zumeist keine Erwähnung findet.<sup>7</sup> Dennoch stammt sie aus der katholischen Periode.

Die früheste schriftliche Quelle, die sich für die Stadtkirche finden ließ, datiert aus dem Jahre 1513, doch lässt sich dem Kontext entnehmen, dass das Gotteshaus schon seit längerer Zeit existiert haben dürfte. In diesem Schriftstück gab Bischof Johannes Orgas im November 1513 bekannt, dass der testamentarisch verfügte letzte Wille des vor mehreren Jahren verstorbenen Claus Kele ausgeführt worden sei: In der Hapsaler Parochialkirche des heiligen Nikolaus sei am Jungfrauenaltar eine Vikarie gestiftet worden.<sup>8</sup> Claus (Clawes) Kele (Keel, Kell) war ein Vasall des Bischofs; sein Todesdatum ist nicht bekannt, doch war er sicher 1505 noch am Leben.<sup>9</sup> Wie aus der Mitteilung des Bischofs von 1513 hervorgeht, hinterließ Kele für die Errichtung der Vikarie ein Kapital in Höhe von 400 alten Rigischen Mark. Kele stiftete die Vikarie, um ein Andenken an sich und seine Ahnen zu bewahren sowie für sein eigenes Seelenheil als auch für das seiner Ahnen zu sorgen; die Messe sollte einmal wöchentlich am Jungfrauenaltar gelesen werden. Außerdem vererbte Kele dem Vikar ein leeres Grundstück und einen Garten. Das Patronatsrecht über die Vikarie sollte den Erben von Kele übertragen werden, d.h. zuerst seinem Sohn Martin.<sup>10</sup> Somit wird im Bericht des Bischofs, in dem offensichtlich weitgehend auf die in Keles Testament niedergelegten Anweisungen Bezug genommen wird, ein recht übliches Verfahren zur Errichtung einer Vikarie wiedergegeben; ähnliche in Testamenten ausgedrückte Wünsche oder mit den Kirchen abgeschlossene Verträge haben sich aus dem spätmittelalterlichen Livland, insbesondere aus Reval, in großer Zahl erhalten.<sup>11</sup>

<sup>7</sup> Siehe z.B. TIINA KALA: Über das Schicksal des Bistums Ösel-Wiek, in: Saare-Lääne piiskopkond (wie Anm. 1), S. 177-208, zum religiösen Leben siehe S. 198-207; ANTON PÄRN: Haapsalu linn Saare-Lääne piiskopkonna keskuste kujunemisloos [Die Stadt Hapsal in der Entwicklungsgeschichte der Zentren des Bistums Ösel-Wiek], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 1 (1997), S. 26-48; INNA PÖLT-SAM: Linn nagu keskaja Haapsalu [Eine Stadt wie das mittelalterliche Hapsal], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 2 (1998), S. 26-36.

<sup>8</sup> Est- und Livländische Brieflade, T. 1, Bd. 1 (künftig Brieflade 1/1), hrsg. von FRIEDRICH GEORG VON BUNGE und ROBERT VON TOLL, Reval 1856, Nr. 784 (7.11.1513).

<sup>9</sup> Liv-, Est- und Kurländisches Urkundenbuch (künftig LUB), Zweite Abteilung, Bd. 2, hrsg. von LEONID ARBUSOW, Riga und Moskau 1905, Nr. 704. Das Testament ist nicht erhalten geblieben.

<sup>10</sup> Brieflade 1/1, Nr. 784.

<sup>11</sup> Siehe z.B. TIINA KALA: Ludeke Karwel, kogudusevaimulik [Ludeke Karwel, der Kirchherr], in: TIINA KALA, JUHAN KREEM, ANU MÄND: Kümme keskaegset tallinnlast, Tallinn 2006, S. 150-176, hier S. 167-173; DIES.: Jutlustajad ja hingede päästjad. Dominiiklaste ordu ja Tallinna Püha Katariina konvent [Prediger und Seelenretter. Der Dominikanerorden und der Revaler Konvent der hl. Katharina], Tallinn 2013, S. 283-286, 385-396; ANU MÄND: Frauen, Memoria und Sakralräume im spätmittelalterlichen Livland, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 11-39, hier S. 18-21.

Aus der Urkunde von 1513 lässt sich somit entnehmen, dass sowohl die Nikolauskirche als auch der Jungfrauenaltar bereits zu Lebzeiten Keles existiert haben dürften. Auf dieser Grundlage lässt sich jedoch weder die Frage, wann genau die Kirche entstand, noch die Frage, wann und von wem der Jungfrauenaltar errichtet wurde, beantworten. Für Kele hat sich jedoch eine weitere interessante Quelle erhalten. Im Februar 1501 wollte er mit Unterstützung des Bischofs Johannes Orgas 20 Mark aus Reval ein-treiben, die er fünf Jahre zuvor als Vorschuss an den *maler* Johann gezahlt hatte, damit dieser ihm eine „Tafel“, d.h. ein Altarretabel male. Aufgrund des Todes des Künstlers konnte der Auftrag jedoch nicht ausgeführt werden.<sup>12</sup> Bei diesem Johann handelte es sich mit großer Wahrscheinlichkeit um den Revaler Maler Johann Vowsack, der 1498 starb.<sup>13</sup> Aus dem bischöflichen Schreiben von 1501 wird zwar nicht deutlich, für welche Hapsaler Kirche dieses Retabel vorgesehen war, doch ist es angesichts von Keles Testament nicht unmöglich, dass er bereits um 1496, als er den Auftrag für das Retabel erteilte, an die Stadtkirche und den Jungfrauenaltar gedacht hat.

Über die Hapsaler Stadtkirche haben sich noch mindestens zwei weitere Mitteilungen aus der ersten Hälfte der 1520er Jahre erhalten. Beide befinden sich im ältesten Registerbuch (Registrant 1A) des Bistums Ösel-Wiek, das im dänischen Reichsarchiv in Kopenhagen aufbewahrt wird; beide beziehen sich auf vakant gewordene Vikarstellen. Aus einer Eintragung vom 8. Dezember 1521 geht hervor, dass infolge des Todes von Magister Johannes Super eine Stelle an der Jungfrauen-Vikarie vakant geworden sei.<sup>14</sup> Johannes Super war ein Domherr im Bistum Ösel-Wiek, der, wie es damals üblich war, mehr als ein geistliches Lehen (und somit auch mehr als eine Einnahmequelle) hatte: Er war sowohl am St. Martinsaltar im Hapsaler Dom als auch als Kirchherr auf Ösel in der Kirche von Püha, die dem heiligen Jakobus geweiht war, tätig gewesen.<sup>15</sup> In der Hapsaler Stadtkirche wurde anstelle von Super der Domherr und Sekretär Michael Gralow zum neuen Vikar ernannt, im Dom erhielt die vakante Stelle dessen Bruder, der Domherr Jacob Gralow, der später auch Kirchherr in Wolde wurde.<sup>16</sup>

<sup>12</sup> LUB II, 2, Nr. 44.

<sup>13</sup> RASMUS KANGROPOOL, MAI LUMISTE: Tallinna maalijad ja puunikerdajad 14. ja 15. sajandil [Die Maler und Schnitzer in Reval im 14. und 15. Jahrhundert], in: Kunstiteadus. Kunstikriitika 4 (1981), S. 155-176, hier S. 166f.

<sup>14</sup> Dänisches Reichsarchiv (*Rigsarkivet*, Kopenhagen, künftig DRA), 598, Øsel stift, Registrant vedr. gejstlige sager m.m., 1A (1499–1523) (künftig Registrant 1A), Bl. 179r: *Vacante perpetua vicaria ad honorem sancte Marie virginis in ecclesia parochiali Hapsellensis ciuitatis per obitum Magistri Johannis Super.*

<sup>15</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 179r (1521): *Per obitum Magistri Johannis Super vacante vicaria ad altare Sancti Martini in ecclesia cathedrali Oziliensis*; Bl. 181r (1522): *Vacante ecclesia parochiali Pia in honorem sancti Jacobi fundata per obitum quondam Magistri Johannis Super.*

<sup>16</sup> Siehe zu ihnen LEONID ARBUSOW: Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert, Dritter Nachtrag, Mitau 1913, S. 69. Dass die Gralows Brüder

Wie sich aus der zweiten Eintragung, die vom 18. April 1524 stammt, entnehmen lässt, wurde in der Stadtkirche des heiligen Nikolaus nach dem Rücktritt des Vikars Johannes Grape (möglicherweise aus Altersgründen) eine Stelle an der St. Barbara-Vikarie, die am gleichnamigen Altar errichtet worden war, vakant.<sup>17</sup> Diese Position erhielt Domherr Johannes Duvel. Offensichtlich war es diese Eintragung aus dem Jahre 1524, die Carl Russwurm, der die Kopenhagener Archivmaterialien eingesehen hatte, 1877 in seinem Buch über das Schloss zu Hapsal ansprach,<sup>18</sup> und die seither irrtümlicherweise als Ersterwähnung der Stadtkirche angesehen wird.

Zieht man alle oben angeführten Quellen in Betracht, dann kann man davon ausgehen, dass es in der Hapsaler Stadtkirche in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts außer dem Hauptaltar mindestens zwei Nebenaltdäre gegeben haben könnte, von denen der eine der Jungfrau Maria und der andere der heiligen Märtyrerjungfrau Barbara geweiht war. Die Standorte der Altäre sind in den Quellen nicht angeführt. In den einschiffigen Kirchen, die durch einen schmaleren Chor ergänzt wurden, befanden sich die Nebenaltdäre in der Regel am östlichen Ende des Langhauses, doch da die Hapsaler Stadtkirche über keinen gesonderten Chor verfügte, können die möglichen Standorte an den Seitenwänden vermutet werden. Eine mittelalterliche Mensa aus Kalkstein ist ebenfalls im Kirchhof erhalten geblieben. Nach der Entfernung der Seitenaltäre in der Zeit nach der Reformation diente sie wahrscheinlich als Türschwelle am Eingang an der Südwand. Die Ausmaße der Platte sind 210×119 cm, die Weihkreuze fehlen. Genauer lässt sie sich jedoch nicht datieren.

Unklar ist auch die Erbauungszeit der Kirche. In Anbetracht der Tatsache, dass das Kirchengebäude nicht in ost-westlicher Richtung, sondern in nord-südlicher Richtung ausgerichtet ist (der Altar befindet sich am südlichen Ende), wurde bereits frühzeitig angenommen, dass es sich bei ihm um einen Umbau eines profanen Gebäudes, vermutlich eines Speichers, handelt.<sup>19</sup> Diese Annahme wurde 2009 durch Untersuchungen an den Außenwänden der Kirche bestätigt; es stellte sich heraus, dass sich an der Längswand zwei größere zugemauerte Bogenöffnungen befinden, die so hoch sind, dass hier ein Fuhrwerk in den Speicher hineinfahren konnte. An der Endwand, die zur Johannisstraße führt, erkennt man die

---

waren, lässt sich der folgenden Quelle entnehmen: DRA, Registrant 2B (1520–1538), Bl. 523.

<sup>17</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 183v: *Vacante vicaria sancte Barbare ad altare eiusdem in ecclesia sancti Nicolai parochiali ciuitatis Hapsellensis per liberam resignationem honorabilis domini Johannis Grape.*

<sup>18</sup> Siehe die handschriftlichen Aufzeichnungen von Carl Russwurm, in: Estnisches Historisches Museum (*Eesti Ajaloomuuseum*) Tallinn, Bestand 93, Findbuch 1, Akte 9, Bl. 15 (Kopie im Estnischen Historischen Archiv, *Eesti Ajaloarhiiv*, Tartu, Bestand 5393, Findbuch 1, Akte 22).

<sup>19</sup> Haapsalu linnakirik (wie Anm. 6), S. 4; JAAGO, Jaani kirik (wie Anm. 6), S. 14.

Tür- und Fensteröffnung, das Loch für den Hebebalken und die ursprüngliche Stelle des Giebels.<sup>20</sup>

Auf der Grundlage von Angaben aus dem 14. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts ist der Bischof von Ösel-Wiek als der reichste Mann in Livland bezeichnet worden.<sup>21</sup> Daher kann man sich durchaus die Frage stellen, warum ein Speicher für die Stadtkirche verwendet und kein neues Kirchengebäude errichtet wurde, das man auch in liturgischer Hinsicht richtig, d.h. in ost-westlicher Richtung hätte ausrichten können. Möglicherweise hatten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse bis zum Ende des 15. Jahrhunderts jedoch verändert, allerdings wurde die Nikolauskirche wahrscheinlich auf Initiative der Stadt (des Rates), nicht aber auf Anregung des Bischofs erbaut. Daher musste der Standort unter den Grundstücken ausgewählt werden, die sich im städtischen Besitz befanden. Überdies war die Lage in der Nähe des Marktplatzes für die Stadtkirche durchaus geeignet.<sup>22</sup>

In einer Stadt von der Größe Hapsals dürfte es außer der Kirchspielkirche auch eine Wohlfahrtseinrichtung für Arme und Kranke gegeben haben, d.h. einen Siechenhauskomplex mit einer dazugehörigen Kirche und einem Friedhof. In den größeren Städten wie Riga, Reval und Dorpat gab es mehrere Siechenhäuser; eines davon befand sich gewöhnlich außerhalb der Stadtmauern, wo anfänglich vor allem Aussätzige untergebracht wurden, doch widmeten sich solche Siechenhäuser später der Armenfürsorge generell. Außer der Armen- und Krankenfürsorge hatten die Siechenhäuser oft auch die Funktionen eines Altersheims, wo auch pensionierte Geistliche gegen Bezahlung eine Unterkunft als Kostgänger finden konnten. Im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Livland waren die Siechenhäuser meistens entweder dem Heiligen Geist (in Reval, Dorpat, Riga, Neu-Pernau), Johannes dem Täufer (in Reval und Neu-Pernau) oder dem heiligen Georg (in Dorpat und Riga) geweiht.<sup>23</sup>

---

<sup>20</sup> ERKI RUSSOW: Linn linna all, V. Arheoloogilised kaevamised Haapsalus 2008.–2009. aastal [Die Stadt unter der Stadt, V. Archäologische Ausgrabungen in Haapsalu in den Jahren 2008–2009], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 13 (2010), S. 9–30, hier S. 14ff., Abb. 2–3; ESTER ORAS, ERKI RUSSOW: Archaeological Fieldwork in 2009, in: Archaeological Fieldwork in Estonia 2009 = Arheoloogilised välitööd Eestis 2009, Tallinn 2010, S. 7–26, hier S. 17, Abb. 10.

<sup>21</sup> IVAR LEIMUS: Saare-Lääne piiskop – rikkaim mees Liivimaal? [Der Bischof von Ösel-Wiek – der reichste Mann in Livland?], in: Läänemaa Muuseumi Toimetised 6 (2002), S. 7–12.

<sup>22</sup> Der mittelalterliche Marktplatz lag wahrscheinlich an der Stelle des Parks vor dem heutigen Museum von Läänemaa. PÄRN, Haapsalu linn (wie Anm. 7), S. 35; PÄRN, Possibilities of urban archaeology (wie Anm. 6), S. 142, Abb. 4.

<sup>23</sup> Siehe TIINA KALA: Johan Kullert, seegieestseisja [Johan Kullert, der Siechenhausvorsteher], in: Kümme keskaegset tallinlast (wie Anm. 11), S. 207–235, hier S. 211–218; ANU MÄND: Hospitals and Tables for the Poor in Medieval Livonia, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 115 (2007), S. 234–270, hier S. 235–250; ANU MÄND, INNA PÖLTSAM-JÜRJO, ERKI RUSSOW:

In Hapsal wurde das Siechenhaus zum Heiligen Geist offensichtlich recht bald nach der Stadtgründung errichtet, denn es ist bekannt, dass es um 1298 von den Ordensbrüdern niedergebrannt wurde.<sup>24</sup> Es wurde jedoch wohl recht bald wieder aufgebaut. Wir wissen aus Mitteilungen von 1381, in denen es um einen Priester der Heiliggeistkirche geht, dass zu dem Komplex auch eine gleichnamige Kirche gehörte.<sup>25</sup> Diese war offensichtlich von recht bescheidenen Ausmaßen, wurde sie doch auch als Kapelle bezeichnet. Im Dezember 1531 findet sich diese Heiliggeistkapelle in Verbindung mit einer dort vakant gewordenen Vikarstelle erwähnt.<sup>26</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Siechenhaus zum Heiligen Geist während des Livländischen Kriegs (1558–1582) ausgebrannt, zumal damals fast alle Gebäude in der Stadt zerstört wurden.<sup>27</sup>

Bislang wussten wir nur von einem Siechenhaus in Hapsal. Einer Anordnung des Bischofs Johannes Kievel vom Frühling 1523 können wir jedoch entnehmen, dass es zwei Siechenhäuser gegeben haben muss. Der Bischof ordnete darin an, den Armen und Kranken, die alltäglich in den beiden Siechenhäusern der Stadt untergebracht waren, Kleider aus grauem Wismarer Tuch oder aus gutem livländischem grobem Tuch zu nähen.<sup>28</sup> Für die Besorgung der Bekleidung der Siechenhausinsassen war ein Kapital in Höhe von 500 Mark vorgesehen. Leider ist jedoch über dieses andere Siechenhaus nichts Näheres bekannt.

Dass es auch in einer Kleinstadt mehr als nur eine Wohlfahrtseinrichtung gab, war nicht ungewöhnlich. Die Existenz von zwei Siechenhäusern ist etwa aus Narva und Fellin bekannt, in Neu-Pernau wurde eine zweite Wohlfahrtseinrichtung im Jahre 1549 gegründet.<sup>29</sup> In einem Testament, das vom Vikar Thomas Loebingk im Jahre 1552 beglaubigt wurde, ist dennoch nur von einem Siechenhaus in Hapsal die Rede.<sup>30</sup> Indes muss dies nicht unbedingt bedeuten, dass das andere Siechenhaus damals zerstört

Linnakultuur [Städtische Kultur], in: Eesti ajalugu, Bd. 2 (wie Anm. 3), S. 355–382, hier S. 371–374.

<sup>24</sup> LUB 2, Reg. 737.

<sup>25</sup> LUB 3, Nr. 1178 (9. Dez. 1381): *Meynardo in Hapeselle apud s. spiritum*; Nr. 1179 (27. Dez. 1381): *Meynardus Rodenborch, rector ecclesiae s. spiritus in Hapesellis*.

<sup>26</sup> DRA, Registrant 2B, Bl. 453: *vicariam quondam ad Capellam Sancti Spiritus in civitate Hapselliensis sitam*.

<sup>27</sup> JAAGO, Haapsalu kodanikeraamat (wie Anm. 6), S. 17.

<sup>28</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 38v: *armen sekenn de dachlykes bynnen vnser Stadt Hapsell in den beyden hospitalen ernereth (...) alle jare in beyden hospitalen bynnen vnser Stadt Hapsell de armen mith tho kledende myth Wysmerschen grawe ofte sust guden Lyflendeschen wathmall*. Wismarer Grau war ebenfalls ein preiswertes Tuch.

<sup>29</sup> MÄND, Hospitals and Tables for the Poor (wie Anm. 23), S. 248f.; MÄND, PÖLT-SAM-JÜRJO, Russow, Linnakultuur (wie Anm. 23), S. 373.

<sup>30</sup> DRA, Registrant 3A (1549–1553), die Blätter sind nicht nummeriert; siehe auch die Sammlung digitalisierter Archivquellen („Saaga“) des Estnischen Nationalarchivs (*Eesti Rahvusarhiiv*), Szene 615: *Item szo geue ick denn armen elenden in den senkenhuisz tho Hapsel ½ last roghen vnd an gersten edder datsuluige mit gelde tho bethalen nha siner werde*.

worden war oder seine Tätigkeit eingestellt hatte (auch wenn dies wiederum nicht auszuschließen ist): Loebing mag in seinem Testament einfach das eigentliche Siechenhaus der Stadt gemeint haben, wobei die andere, womöglich weniger wichtige oder außerhalb der Stadt befindliche Einrichtung in seiner Formulierung unbeachtet blieb.

Auch wenn der Standort der beiden Häuser nicht überliefert ist, können einige diesbezügliche Hypothesen aufgestellt werden. So ist es z.B. möglich, dass sich im Mittelalter ein Siechenhaus in der Johannisstraße befand, d.h. dort, wo zur schwedischen Zeit ein Armenhaus errichtet wurde.<sup>31</sup> Wenn dem so ist, dann dürfte es sich dabei in Hinblick auf den Standort wohl um das ältere Siechenhaus der Stadt bzw. das Siechenhaus zum Heiligen Geist gehandelt haben.

Und das möglicherweise weniger zentral gelegene Siechenhaus? Bei archäologischen Ausgrabungen in der Ehte-Straße wurden 2012 Sargreste und Gerippe freigelegt, deren Fundkontext darauf hinweist, dass sich dort ein (spät)mittelalterlicher Friedhof befunden haben muss. Dabei könnte es sich um einen städtischen Friedhof gehandelt haben, doch kann auch nicht ausgeschlossen werden, dass dieser zu einem zweiten Siechenhaus gehörte.<sup>32</sup>

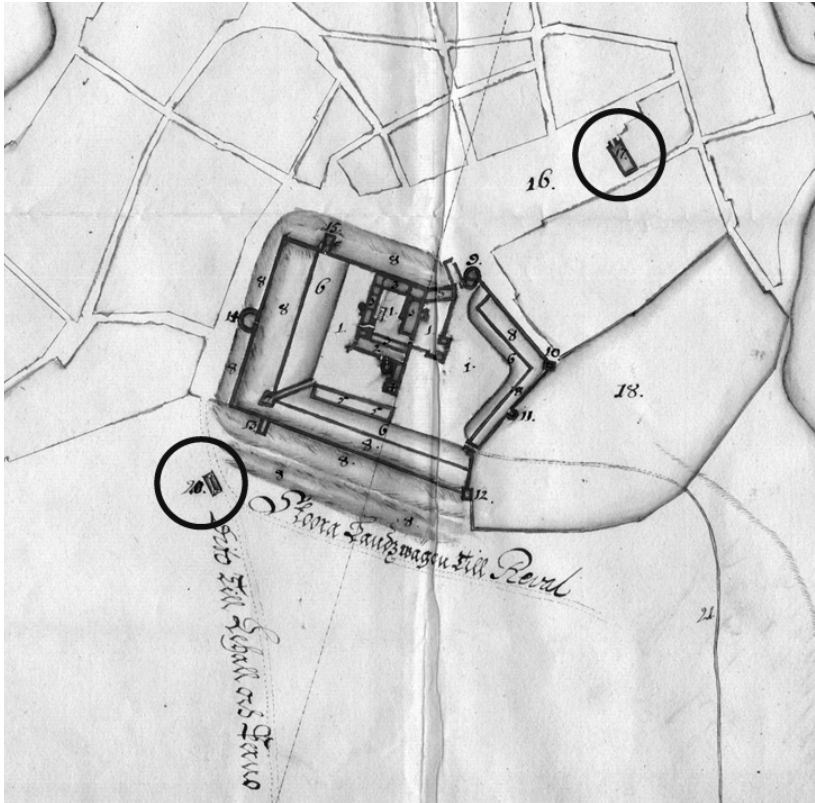
Auf einer Karte von Samuel Waxelberg aus dem Jahre 1683 ist das damalige Hospital am Südrand der Stadt verzeichnet (Nr. 20: *Hospitahl Stuffwa*), in der Nähe der Abzweigung der Landstraße Leal-Pernau von der Revaler Landstraße (Abb. 1). Selbstverständlich braucht dieses Hospital aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kein direkter Nachfolger des mittelalterlichen Siechenhauses gewesen zu sein, doch ist es nicht unmöglich, dass an dieser Stelle nach den Spuren des zweiten Siechenhauses gesucht werden müsste, zumal ein Standort in der Vorstadt und an einer Straßenkreuzung für mittelalterliche Siechenhäuser recht typisch war.

Eine weiteres mittelalterliches Gotteshaus, das in den bisherigen Untersuchungen keine Erwähnung gefunden hat, war die St. Antoniuskapelle. Die Zeit ihrer Gründung und ihr Gründer sind ebenfalls unbekannt. Zum ersten Mal taucht die Kapelle in einer Urkunde vom 4. Mai 1521 auf, welche die Errichtung von drei Vikarien zum Gedenken an den Domherrn Ludolph Messersmidt betrifft: zwei im Dom, die dritte zu Ehren des heiligen Antonius in der St. Antoniuskapelle in Hapsal.<sup>33</sup> Für die Stiftung der Vikarien war ein durchaus üppiges Kapital von 500 Mark vorgesehen.

<sup>31</sup> Zum Armenhaus aus schwedischer Zeit, das vermutlich am Ende des 16. Jahrhunderts errichtet wurde, siehe JAAGO, Haapsalu kodanikeraamat (wie Anm. 6), S. 17, 20, 173, 176.

<sup>32</sup> ERKI RUSSOW, RAILI ALLMÄE: From a suburban pasture to the urban cemetery – recent fieldwork in north-western corner of medieval Haapsalu, in: *Archaeological Fieldwork in Estonia 2012. Arheoloogilised välitööd Eestis 2012*, Tallinn 2013, S. 217-232, hier S. 224f.

<sup>33</sup> DRA, Registrant 2B, Bl. 6r: *perpetuam vicariam ad honorem diui patris Anthonii in Capella eiusdem Sancti Anthonii civitatis nostre Hapzellensis, ex quingentis marcas*. Messersmidt (Mestersmit) starb bereits im November 1519; vgl. zu ihm ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit, Dritter Nachtrag (wie Anm. 16), S. 139f.



– Abb. 1. Ein Detail aus Samuel Waxelberger Hapsaler Plan von 1683. Nr. 17 bezeichnet den Standort der Stadtkirche, Nr. 20 des Hospitals.

Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte Messersmidt die Summen für die Errichtung der Vikarien und das Entgelt der Priester, welche die Gedächtnisgottesdienste für sein Seelenheil abhalten sollten, in seinem Testament festgelegt oder darüber ein gesondertes Abkommen geschlossen.

Auch die nächste Urkunde, in der im Dezember 1521 von der Kapelle die Rede ist, betrifft die Stiftung einer Vikarie. Aus ihr geht hervor, dass die Kapelle außerhalb der Stadtmauer lag. Diesmal war Magister Reimar Bartmann, der als Domherr sowohl im Bistum Ösel-Wiek als auch in Dorpat fungierte, der Stifter des Gottesdienstes.<sup>34</sup> Bartmann stiftete eine Vikarie am Antoniusaltar zu Ehren der heiligen Sophia und ihrer Töchter und spendete dafür ein Kapital in Höhe von 400 Mark. In der Überschrift der besagten Urkunde wird die Kapelle als eine kleine Kirche (*sacellum*),

<sup>34</sup> Vgl. zu ihm ARBUSOW, Livlands Geistlichkeit, Dritter Nachtrag (wie Anm. 16), S. 12; TÖNIS LUKAS: Tartu toomhärrad 1224–1558 [Die Dorpater Domherren 1224–1558], Tartu 1998, S. 269, Nr. 259.



im Text aber als eine Kapelle (*capella*) bezeichnet.<sup>35</sup> Es ist möglich, dass die Kirche von so geringen Ausmaßen war, dass es dort nur für einen Altar Platz gab. Zugleich war auch nicht außergewöhnlich, dass an ein und demselben Altar mehrere Vikarien eingerichtet wurden.<sup>36</sup>

Als Zwischenbemerkung sei eingefügt, dass eine Vikarie zu Ehren der heiligen Sophia und ihrer Töchter Glaube, Hoffnung und Liebe (ihre Namen erhielten diese nach den theologischen Tugenden) nach bisherigem Kenntnisstand im mittelalterlichen Livland völlig beispiellos ist. Im Frühmittelalter war die Verehrung der Sophia und ihrer Töchter nur in Rom bekannt, in Westeuropa begann sie sich erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts auszubreiten (auch wenn aus Köln ein Fresko aus dem 14. Jahrhundert bekannt ist, worauf nur die Töchter der Sophia abgebildet sind).<sup>37</sup> Allerdings war der Sophia gewidmete Gedenktag in Livland nicht unbekannt. Der Rigaer Rat machte von ihm bei der Datierung bereits im Jahre 1417 Gebrauch.<sup>38</sup> In Zusammenhang damit sollte erwähnt werden, dass Tõnis Lu kas zufolge Reimarus Bartmann aus Riga stammte.<sup>39</sup> Es ist nicht ausgeschlossen, dass der Kult der heiligen Sophia in Livland weiter verbreitet war als bisher angenommen.

Im Jahre 1535 war die Kapelle bereits zerstört oder abgetragen worden. Wann und unter welchen Umständen dies geschah, ist nicht bekannt, doch ist es nicht ausgeschlossen, dass die Reformation dafür verantwortlich gewesen sein könnte. Im Dezember 1535 schenkte Bischof Reinhold von Buxhövdén dem Meister Mattis Valche und seinen Erben für dessen langjährigen treuen Dienst ein Haus und einen Garten, die an die Stelle, an der die Antoniuskapelle gestanden hatte, grenzten.<sup>40</sup> Aus diesem Text geht auch hervor, dass Mattis ein Barbier war, der schon Reinholds Vorgängern gedient hatte. Am Ende der Schenkungsurkunde wird der Standort des Hauses und des Gartens genauer beschrieben: in der Hapsaler Vorstadt am Strand, neben dem Haus des Müllers Hinrick von Rantzel, hinter dem

<sup>35</sup> DRA, Registrant 2B, Bl. 9v (84): *Fundacio et erectio vnius vicarie per venerabilem dominum magistrum Reimarum Barthman in sacello diui patris Anthonij ad altare eiusdem extra muros ciuitatis Hapsellis sub titulo sancte Sophie et filiarum eius. (...) vicariam quandam perpetuam ad altare sancti Antonii in Capella eiusdem extra muros ciuitatis nostre Hapsellensis (...) sub titulo (...) Sancte Sophie et filiarum eius (...) ex quadringentis [marcas] Rigensis.*

<sup>36</sup> Diesbezügliche Angaben haben sich etwa aus dem Hapsaler und dem Rigaer Dom erhalten. Siehe MÄND, Haapsalu, Tartu ja Tallinna toomkirikute altarid (wie Anm. 4).

<sup>37</sup> Lexikon der christlichen Ikonographie, Bd. 8, hrsg. von WOLFGANG BRAUNFELS, Rom, Freiburg, Basel und Wien 2004, S. 382ff.

<sup>38</sup> HERMANN VON BRUININGK: Messe und kanonisches Stundengebet nach dem Brauche der Rigaschen Kirche im späteren Mittelalter, Riga 1904, S. 548, 550.

<sup>39</sup> LUKAS, Tartu toomhäräd (wie Anm. 34), S. 269, Nr. 259.

<sup>40</sup> DRA, Registrant 2B, Bl. 563: *Verlenung M. Mattis Valchn des huses vnd garden neben eyner andernn stede dar S. Anthonius Capelle plach to staende.*

Haus von Brun Drulshagen.<sup>41</sup> Damit ist der Forschung zwar nur wenig geholfen, denn da aus dieser Zeit keine Grundstücks- bzw. Eigentümerverzeichnisse überliefert sind, wissen wir nicht, wo Drulshagen oder der Müller wohnten. Doch sind die in verschiedenen Urkunden angegebenen Orientierungshilfen „außerhalb der Stadtmauer“ oder „in der Vorstadt am Strand“ besser als nichts.

Die Existenz einer dem heiligen Antonius dem Großen bzw. dem Eremiten geweihten Kapelle im Mittelalter ist aus mehreren livländischen Städten bekannt, so z.B. aus Reval, Dorpat, Narva, Fellin und Leal.<sup>42</sup> In den meisten Fällen befand sich die Kapelle außerhalb der Stadtmauer, genauso wie dies auch in Hapsal der Fall war. Da über die kleineren Kapellen meistens nur sehr spärliche Angaben vorliegen, ist nicht bekannt, von wem und zu welchem Zweck sie errichtet wurden, doch aller Wahrscheinlichkeit nach waren sie in erster Linie als Gotteshäuser für die Bauern von außerhalb der Stadt sowie für diejenigen, die aus einem anderen Land kamen (darunter auch Pilger), vorgesehen; zu den Kirchen gehörte auch ein Friedhof.<sup>43</sup> Da an einigen Orten in Europa St. Antoniuskirchen mit den Antonitern verbunden waren, die sich mit der Wohlfahrtspflege, Armenfürsorge und Krankenpflege befassten,<sup>44</sup> kann nicht völlig ausgeschlossen werden, dass die Hapsaler Antoniuskapelle zu dem bereits behandelten zweiten Siechenhaus gehörte. Während man im Hochmittelalter glaubte, dass Antonius insbesondere gegen den Ergotismus helfe, wurde er im Spätmittelalter generell als Heiliger verehrt, der vor der Pest schützt;<sup>45</sup> bei den ihm geweihten Kapellen konnten Pestkranke beerdigt werden. Da aber in keiner Quelle, in denen die Hapsaler Antoniuskapelle genannt wird, das Siechenhaus erwähnt wird, könnte es sich auch um eine eigenständige Kirche gehandelt haben.

<sup>41</sup> Ebenda: *dath hus mith dem garden im bakelwercke tho Hapsel, nechst am strande by Hinrick von Rantzel dem moller, achter Bruen Drulshagen seynem huse belegen, so ehimals zelige her Johan Schlesiger in tidt synes leuendes in wenen gebath, neffen noch eyner andern stete, dar ethwen sancth Anthonis Capelle vpgestanden, vnd itz gantz vnd gar verwuset.* Das niederdeutsche *bakelwerk* bezeichnet ein umzäuntes Gelände, aber auch eine Vorstadt oder ein Elendsviertel.

<sup>42</sup> KAUR ALTOA: Kahest Antonius kabele ja ühest sealoost [Über zwei Antoniuskapellen und eine Schweinsgeschichte], in: *Kleio* 1989, Nr. 2, S. 22-28; MANDL, Hat Leal im Mittelalter (wie Anm. 2), S. 259f., Abb. 1, S. 269f; KALA, Jutlustajad (wie Anm. 11), S. 335f.

<sup>43</sup> Die aus Zinn gefertigten Anhängsel mit dem Antoniuskreuz, die an vielen Orten in Estland gefunden wurden, sind mit volkstümlichen Wallfahrten in Verbindung gebracht worden. TONNO JONUKS, LAURI JOOSU: *Pendants of St. Anthony cross with the Crucifixion from Estonia – possible badges of a folk pilgrimage*, in: *Estonian Journal of Archaeology* 17 (2013), S. 123-138.

<sup>44</sup> DAVID HUGH FARMER: *The Oxford Dictionary of Saints*, Oxford und New York 1987, S. 22f.

<sup>45</sup> HEINRICH DORMEIER: *Saints as protectors against plague: Problems of definition and economic and social implications*, in: *Living with the Black Death*, hrsg. von LARS BISGAARD und LEIF SØNDERGAARD, Odense 2009, S. 161-186, hier S. 169, 182.

Wenngleich in Bezug auf fast alle der in diesem Artikel behandelten Kirchen und Kapellen die Zeit ihrer Errichtung und der bzw. die Erbauer unbekannt sind, dürfen wir dennoch davon ausgehen, dass es in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Hapsal mindestens fünf Kirchen entweder auf dem von der Stadtmauer umgrenzten Gebiet oder auch unmittelbar außerhalb der Mauer gegeben hat: den Dom, der den beiden heiligen Johannes' geweiht war; die Kirchspielkirche, die den Namen des heiligen Nikolaus trug; zwei Siechenhäuser, von denen eines den Namen des Heiligen Geistes trug, und die St. Antoniuskapelle. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es noch eine weitere kleinere Kapelle in der Stadt oder in ihrer näheren Umgebung gegeben haben mag. So wird 1497 in den Quellen eine Heiligkreuzkapelle erwähnt, die außerhalb von Hapsal lag: Hermann Lode, ein Vasall des Bischofs, gab an, dass er beim Domkapitel 400 alte Mark geliehen habe, die zu einer ewigen Vikarie in der genannten Kapelle gehörten.<sup>46</sup> Bisher ist es nicht gelungen, dies mit einer bekannten Kirche in Verbindung zu bringen. Die Kapelle von Kreuz z.B., die zum Kloster von Padis gehörte, die spätere Kirchspielkirche von Kreuz, lag von Hapsal aus zu weit entfernt, als dass man sie hätte als „außerhalb der Stadt“ gelegen beschreiben können.

### *Arensburg*

Über die Kirchen in Arensburg gibt es weitaus weniger Angaben, was auch nicht weiter überrascht, denn die Burg, deren Bau im 14. Jahrhundert in Angriff genommen wurde,<sup>47</sup> und die im Laufe der Zeit dort entstehende Siedlung waren jünger als Hapsal. Die Einwohnerschaft von Arensburg war nicht sehr zahlreich, weshalb es offensichtlich auch keine Notwendigkeit für weitere Kirchen oder Kapellen gab. Zugleich liegt es auf der Hand, dass die Kapelle in der Bischofsburg in erster Linie dem Bischof und seinem nächsten Gefolge zugeordnet war und dass die Bewohner der Siedlung woanders getauft, getraut und beerdigt werden und auch das Abendmahl woanders empfangen mussten. Die nächsten Kirchspielkirchen jedoch, die Kirchen von Karmel und Püha, lagen recht weit von Arensburg entfernt. Aus diesem Grund darf man davon ausgehen, dass angesichts der zunehmenden Zahl an Menschen, die im Schloss als Dienstpersonal beschäftigt waren, und angesichts der steigenden Einwohnerzahl der Siedlung früher oder später eine eigene Kirche gebaut wurde.

<sup>46</sup> LUB II, 1, Nr. 552.

<sup>47</sup> Siehe KAUR ALTOA, GAREL PÜÜA: Märkmeid Kuressaare pealinnuse varasemast ehitusloost [Anmerkungen zur früheren Baugeschichte der Arensburger Hauptburg], in: Saaremaa Muuseum. Kaheaastaraamat 2011–2012 (2013), S. 58–67, hier S. 64–67.

Vermutlich wurde an der heutigen Stelle der St. Laurentiuskirche in Arensburg eine erste Steinkirche in den 1620er Jahren erbaut.<sup>48</sup> Die frühere Kirche, die 1612 abgebrannt war, stand im heutigen Schlosspark, wo zum Andenken an sie im 19. Jahrhundert ein Denkmal errichtet wurde.<sup>49</sup> Aus welcher Zeit diese frühere Kirche stammte, ist indes nicht bekannt. Im ältesten bischöflichen Registerbuch gibt es zum Jahr 1522 den Eintrag, dass in der Vorstadt (*in suburbio*) von Arensburg, in der Kirchspielkirche des heiligen Laurentius, eine Priesterstelle vakant geworden sei.<sup>50</sup> Aus dieser Mitteilung lässt sich zwar nicht ersehen, wann und auf wessen Initiative die Laurentiuskirche errichtet wurde, ob sie aus Stein oder Holz war und ob sie mit der Kirche, die 1612 niederbrannte, identisch ist, doch ist auf jeden Fall klar, dass die Einwohner von Arensburg bereits im Spätmittelalter über eine eigene Kirchspielkirche verfügten.

Die erwähnte Quelle verdient Beachtung auch in der Hinsicht, dass Arensburg hier als eine Stadt (*urbs Aquile*) bezeichnet wird. Bislang wurde ja stets betont, dass Arensburg, das erst 1563 das Stadtrecht erhalten hatte, sowohl im Mittelalter (etwa 1427) als auch in der dänischen Zeit ausnahmslos als „Weichbild“ (niederdt. *wicbeld*) bezeichnet worden sei, so auch im Text des Stadtrechts; das Wort „Stadt“ hätte sich hingegen erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts eingebürgert.<sup>51</sup> Es versteht sich jedoch von selbst, dass die rechtliche Stellung der Stadt die eine Sache ist; eine andere Sache ist es, wie die spätmittelalterlichen Bischöfe selbst den Standort ihrer Residenz definiert haben. Obgleich die Eintragung bezüglich der Kirchspielkirche nicht die einzige Quelle ist, in der Arensburg als *urbs* bezeichnet wird, stammen die anderen bekannten Stellen aus derselben Archivquelle und aus demselben Jahr 1522. Sowohl die Mitteilung über eine vakant gewordene Priesterstelle in der Kirche von Püha und die Einstellung eines neuen Geistlichen als auch die vergleichbare Nachricht über die Kirche von Karmel wurden *in arce urbis Aquile*, in der Burg der Stadt Arensburg niedergeschrieben.<sup>52</sup> Damit stammen alle drei Einträge aus der Amtszeit von Bischof Johannes Kievel (1515–1527), der als „Weltbürger“ angesehen werden kann und der ähnlich den Renaissancefürsten großen Wert auf die visuelle Darstellung seiner Macht, seines Status und Eigentumsrechts

<sup>48</sup> KRISTA KODRES: Laurentsiuse kirik Tallinna t. 13 [Die Laurentiuskirche in der Tallinner Str. 13], in: Eesti arhitektuur, Bd. 2 (wie Anm. 6), S. 54.

<sup>49</sup> MARTIN KÖRBER: Oesel einst und jetzt, Bd. 1, Arensburg 1887, S. 85.

<sup>50</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 181r (10. Aug. 1522): *Vacante ecclesia parrochiali in suburbio urbis Aquile in Ozilia in honorem diui Laurentij fundata per liberam resignationem domini Steffani N.*

<sup>51</sup> Siehe dazu näher IVAR LEIMUS: Kuressaare privileegid [Die Arensburger Privilegien], in: Kuressaare vanem ajalugu (wie Anm. 1), S. 118–135, hier S. 118ff., siehe ebenda, S. 121, die Formulierung des Privilegs von Bischof Magnus aus dem Jahr 1563. Der Begriff *wicbeld/Weichbild* wurde zumeist für ein Gebiet gebaucht, das nicht von einer Stadtmauer umgeben war.

<sup>52</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 181r: *Actum in arce urbis Aquile*; Bl. 181v: *Anno 22 penultima Augusti in arce urbis Aquile.*

sowohl in der Burg von Hapsal als auch in derjenigen von Arensburg legte.<sup>53</sup> Vermutlich dürfte Kievel davon ausgegangen sein, dass sich seine beiden Residenzen in einer Stadt (und nicht in einem „Weichbild“) befanden. Da die Arensbürger Einwohnerzahl im Vergleich zu früheren Jahrhunderten offensichtlich spürbar zugenommen hatte und auch eine Kirchspielkirche vorhanden war, sollte man den Wortgebrauch des bischöflichen Sekretärs sicherlich nicht für einen *lapsus linguae* halten.<sup>54</sup> Fraglich ist nur, warum der Bischof, der Arensburg für eine Stadt hielt, ihr die Stadtrechte vorenthielt. Es sei jedoch nicht verschwiegen, dass weder Georg von Tiesenhäusen noch Reinhold von Buxhövdén, Kievels Nachfolge im Bischofsamt, in ihren Briefen und Urkunden je von einer „Stadt“ Arensburg sprachen.

Es besteht aber auch die Möglichkeit, dass in den oben erwähnten Eintragungen das Wort *urbs* nicht „Stadt“, sondern „Burg“ bedeutet; *urbs Aquile* würde dann die wortwörtliche Übersetzung von Arensburg sein. Somit müsste die Redewendung des Bischofssekretärs *in arce urbis Aquile* mit „in der Burg von Arensburg“ übersetzt werden.

Bislang konnte nicht festgestellt werden, ob sich in Arensburg oder in seiner näheren Umgebung im Mittelalter auch ein Siechenhaus befand. Als einzige mittelalterliche Wohlfahrtseinrichtung auf Ösel wird das vom Orden im 13. Jahrhundert gegründete Leprosorium des heiligen Johannes angesehen, das ursprünglich im nordwestlichen Teil der Insel im Kirchspiel Kielkond gelegen war und nach dem das am Ende des 16. Jahrhunderts gegründete Gut Piddal benannt wurde. Das erwähnte Leprosorium wurde jedoch nach 1438, als die besagten Gebiete im Laufe von Grundstückstauschgeschäften in den Besitz des Bischofs übergingen, in das dem Orden gehörende Soneburg verlegt.<sup>55</sup> Ob auch auf dem bischöflichen Territorium ein Siechenhaus bestand, ist nicht bekannt.

In der Kapelle, die sich in der Bischofsburg von Arensburg befindet, hat sich der mittelalterliche Altar zum Teil erhalten, den eine Mensa mit fünf Weihkreuzen bedeckt. Welchem Heiligen dieser Altar geweiht ist, wissen wir nicht. Aller Voraussicht nach hatte auch die Kapelle ihren eigenen Schutzheiligen, doch wie es bei den meisten Burgen der Fall ist, sind

---

<sup>53</sup> Siehe ANU MÄND: Piiskoppide vappidest ja Medicite vapist Kuressaare linnuses [Über die Bischofswappen und das Wappen der Medici in der Burg von Arensburg], in: Saaremaa Muuseum. Kaheaastaraamat 2013–2014 (2015), S. 150–158. Gelegentlich wurde angenommen, dass nach der Errichtung der Arensbürger Burg diese die einzige oder zumindest die hauptsächliche Residenz des Bischofs gewesen sei. In der Tat hielten sich die Bischöfe in beiden Zentren auf, mancher bevorzugte das eine, mancher das andere. So zeigt die Analyse der Briefe und anderer Urkunden von Johannes Orgas aus den Jahren 1494 bis 1510, dass 66 von ihnen in Hapsal datiert sind, acht in Arensburg und sieben anderswo (darunter in Leal und in Lode). LUB II, 1–3, *passim*.

<sup>54</sup> Allerdings gebrauchte der Bischof den Begriff *urbs* und nicht das Wort *civitas*, das für Hapsal und andere Städte im mittelalterlichen Livland, die das Stadtrecht hatten, verwandt wurde.

<sup>55</sup> MARTIN KÖRBER: Oesel einst und jetzt, Bd. 3, Arensburg 1915, S. 68.

keine diesbezüglichen Angaben überliefert. Die Burg selbst, wie später auch die Stadt, erhielt ihren deutschsprachigen Namen bekanntlich nach dem Attribut – dem Adler – des Schutzheiligen des Bistums, des Evangelisten Johannes. Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass auch die Kapelle und der Altar von Arensburg Johannes (oder nach dem Vorbild des Hapsaler Doms den beiden Johannes’) geweiht waren. Rechts von dem Altar und dem darüber befindlichen Fenster ist ein Wappen mit dem Adler in die Wand eingemauert, das in Hinblick auf die Gestalt des Schildes aus dem 15. Jahrhundert stammen dürfte. Es ist nicht bekannt, ob sich das erwähnte Wappen an seiner ursprünglichen Stelle befindet und ob es das Bistum oder die Adlerburg symbolisiert oder ob es tatsächlich auch mit dem Altar in Verbindung stand. Zieht man die Nischen der Stirn- und Seitenwand in Betracht, so hätte es dort auch zwei Altäre geben können.

Die wichtigsten Quellen für die Liturgie, die in der Kapelle abgehalten wurde, sind die in Kopenhagen aufbewahrten Registerbücher. Im April 1519 stiftete Bischof Johannes Kiewel in der Kapelle Stundengebete zu Ehren der Jungfrau Maria, die samt Hochamt jeden Tag abgehalten werden mussten.<sup>56</sup> Außerdem wird aus dem Text deutlich, dass die Messe von dem Priester der Kapelle (*presbiter dicte Capelle*) zelebriert wurde, dass an der Liturgie vier Priester und zwei Chorknaben beteiligt sein mussten und dass zur Finanzierung des Gottesdienstes ein Kapital in Höhe von 2 000 Mark vorgesehen war. Aus Kiewels Antwort auf einen Brief des Dorpater und Revaler Bischofs Johannes Blankenfeld aus dem Jahre 1521 lässt sich entnehmen, dass infolge einer verheerenden Pestepidemie im Bistum die Eintreibung der Pachtzinsen und die Finanzierung der Gottesdienste gestört worden seien, doch hätten im Schloss von Arensburg die Stundengebete zu Ehren der Jungfrau Maria weiterhin abgehalten werden können.<sup>57</sup>

Aller Wahrscheinlichkeit nach war sowohl mit der Finanzierung der Stundengebete als auch mit der Sammlung von Spenden für die Kapelle ganz generell das von Kiewel im Frühling 1519 ausgestellte Verzeichnis der Feiertage verbunden. Dieses Verzeichnis enthielt die Feiertage, zu denen man Ablassbriefe erwerben konnte. Dazu zählten Christi Himmelfahrt, Fronleichnam, die Feiern zu Ehren der Jungfrau Maria und der beiden Johannes’ als der Schutzheiligen des Doms. Aufgelistet waren zudem die Feiern zu Ehren Michaels, der Apostel und Evangelisten, Gregorius’, Ambrosius’, Stephanus’, Laurentius’, Sebastians und Christophorus’. Es folgten die Feiern zu Ehren der 10 000 Märtyrer, Hieronymus’, Augustinus’, Martins, Nikolaus’, Blasius’, Brandanus’, Rochus’, Annas, Maria Magdalenas,

<sup>56</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 36r: *Litterarum fundatio horarum Beate Marie Virginis in Arnsburgh (...) in capella arcis nostre Arnnsburgh nostre diocesis Oziliensis horas (...) Beate Marie Virginis (...) singulis diebus decantandas.*

<sup>57</sup> DRA, Registrant 1B (1517–1525), Bl. 56v: *in bostyctendt der getyden Vnser Leuen Froewen vp vnsem Slate Arenszborg dachlikes in ewicheyth vulherdende tho holden vnd myth 1 missen tho syngen van der renthe im vorganck tho hebben.*

Martas, Katharinas, Dorotheas, Barbaras, Margaretas, Apollonias, Ursulas, der (Thüringer) Elisabeth und schließlich der Weihungstag der Kapelle.<sup>58</sup>

In einem bischöflichen Sendschreiben von 1520 an die Ritterschaft ist unter anderem die Rede von den in Arensburg befindlichen Laden (vermutlich: die Sammelbüchsen) der heiligen Barbara und der heiligen Gertrud. Hieraus hätten einige Gutsbesitzer Geld gegen Schuldscheine genommen und seien für mehrere Jahre das Geld schuldig geblieben.<sup>59</sup> Gewöhnlich befanden sich solche Sammelbüchsen in der Nähe der Heiligenfiguren oder Altäre, weshalb man annehmen kann, dass in Arensburg zumindest die Figuren von Barbara und Gertrud vorhanden waren. Aus dem Kontext ist leider nicht ersichtlich, wo sie sich befanden, in der Burg oder in der Laurentiuskirche.

\* \* \*

Die Angaben über die Kirchen von Hapsal und Arensburg, über die dort befindlichen Altäre und die in ihnen abgehaltenen Liturgien sind äußerst knapp und stammen größtenteils aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Dementsprechend ist es nicht möglich, eine gründlichere Übersicht über dieses Thema zu liefern, welche sich mit den Entwicklungen im Laufe der Jahrhunderte beschäftigt. Es bleibt fraglich, inwieweit katholische Gottesdienste in der Zeit nach der Reformation finanziert und nach wie vor abgehalten werden konnten, als die Stadtbewohner und zumindest ein Teil der Vasallenschaft den neuen Glauben annahm und in den Stadtkirchen der evangelische Gottesdienst eingeführt wurde. All dies führte in längerer Perspektive zu einer beträchtlichen Verminderung der Einnahmen des Bischofs und der Domherren, was nicht ohne Einfluss bleiben konnte auch auf die Kirchen, die noch jahrzehntelang katholisch blieben, wie der Hapsaler Dom und die Arensburger Burgkapelle.

---

<sup>58</sup> DRA, Registrant 1A, Bl. 37r: *dies Ascensionis domini et Corporis Christi, singula beate Marie virginis et patronorum ecclesie nostre vtriusque Joannis, festa necnon Michaelis, apostolorum et euangelistarum singulorum, Gregorij, Ambrosij, Stephani, Laurentij, Sebastiani, Cristophori, decem milium martirum, Jheronimi, Augustini, Martini, Nicolai, Blasij, Anthonij, Brandani, Rochi, etiam Anne, Marie Magdalene, Marthe, Katherine, Dorothee, Barbare, Margarete, Appolonia, Vrsule, Elizabet et dedicationis eiusdem Capelle omnium et singulorum dierum.*

<sup>59</sup> DRA, Registrant 1B, Bl. 91r: *Ock hebben ethliche gudemanne slychte czeddeleenn inn Sunthe Barbarhenn ladhe gelacht vnd ock in Sunthe Gerdrudenn ladhe thor Arennszborg, dar gelt vith genomen vnnnd enthfangenn, de rennthē ein jar 10, 12 vnd erer ein deell 20 noch schuldych synth.*

SUMMARY

---

*Churches in Livonian Small Towns:  
Additions to the Late Medieval Church  
History of Hapsal and Arensburg*

The focus of this article is on churches and chapels in two main centres of the Ösel-Wiek Bishopric. In addition to the function and possible location of the houses of worship concerned, the article also mentions information available on their side altars and the liturgical practice.

Apart from the Cathedral, the only other medieval church in Hapsal that has been preserved to date is the parish church. Originally dedicated to St Nicholas, from the 18<sup>th</sup> century, it bears the name of St John's. Thus far, it was believed that the church was first referred to in 1524 and that the mention was recorded soon after the barn on the site had been converted into a church, and that its congregation was Lutheran from the very beginning. However, there are records which show the church to date back to the Catholic period. Thus, in 1513, the bishop confirms that a chantry at the altar of the Virgin Mary in the parish church of St Nicholas, which the late vassal Claus Kele wished to establish, has indeed been founded. The chantry of the Virgin Mary was again mentioned in 1521. In 1524, the position of priest at the chantry of St Barbara at the altar of the same name became vacant. This suggests that the church of St Nicholas had at least two side altars prior to the Reformation.

In the first half of the 16<sup>th</sup> century, Hapsal had about 500 inhabitants. It is evident that a town of this size must have had a hospital. The first hospital, dedicated to the Holy Spirit, was probably built soon after the foundation of the town; there are reports of it being destroyed in about 1298. The hospital as rebuilt apparently had a small church or chapel – a priest of the Holy Spirit church is mentioned in the sources in 1381. In 1531, the building is described as a chapel. It is possible that the Holy Spirit hospital was situated in John's Street, where an almshouse was built during the period of Swedish rule. In 1523, two hospitals are mentioned in Hapsal. The location, founder and patron saint of the other hospital remain unknown.

A chapel of St Anthony, first referred to in 1521, was located outside the town wall, somewhere at the coast. At the altar of St Anthony's, two chantries were established: the first in honour of St Anthony, the second in honour of St Sophia and her daughters. Chapels dedicated to St Anthony are known to have existed in several towns of medieval Livonia. Usually they were erected outside the town wall, near the main road leading to the town. They were probably intended for pilgrims and other travellers, but also served local peasants. A record from 1535 suggests that St Anthony's



chapel of Hapsal had been torn down. It is possible that it was demolished in connection with the Reformation.

In 1497, a chapel of the Holy Cross was described as situated “out of Hapsal”. This, too, did not survive the Reformation. According to the record of 1497, a perpetual chantry was celebrated in the chapel.

The chapel in the castle of Arensburg was intended for the bishop and his court. A medieval altar has been preserved there and, judging from the niches in the walls, there could also have been another altar. In 1519, the bishop founded the Hours of the Virgin Mary in the chapel, to be celebrated every day with a sung Mass. It is not known when the parish church of St Lawrence – first referred to in 1522 – was built. A 1520 letter from the bishop mentions the charity collection boxes of St Barbara and St Gertrude. Such charity boxes were usually placed near the statues of saints. It is not clear from the context whether the boxes were situated in the chapel or in the parish church.

Due to the lack of sources, it is difficult to determine which of the Catholic services in the Cathedral and in the bishop’s chapel were continued after the Reformation, when most of the townspeople and at least some of the vassals switched to the Lutheranism and when Evangelical services were established in the parish churches, which in the long run meant a considerable decrease in income for the bishop and the canons.

# Streit um die Festung Dünamünde: Die Beziehungen zwischen der Stadt Riga und der *Rzeczpospolita* von 1561 bis zum frühen 17. Jahrhundert

VON ĒRIKS JĒKABSONS

In der Mitte des 16. Jahrhunderts vollzogen sich tiefgreifende politische Veränderungen im alten Livland. Die Nachbarmächte versuchten, die während des Livländischen Krieges entstandene Situation zu ihrem Vorteil auszunutzen, um das geopolitisch attraktive Gebiet ihren Staaten zuzuschlagen. Die Stadt Riga, eines der bedeutendsten Zentren der ganzen Region, spielte dabei eine besondere Rolle. Bekanntlich brach Livland unter dem militärischen Druck Moskaus rasch auseinander. 1562 ergaben sich einzelne Gebiete dem König von Polen-Litauen, Sigismund II. August, doch gelang es Riga, bis 1582 eine gewisse Selbständigkeit zu bewahren, als die Stadt sich schließlich Polen-Litauen unter Stephan Báthory fügen musste. Die Beziehungen Rigas zur *Rzeczpospolita* und deren Institutionen blieben indes auch weiterhin kompliziert. Ziel des vorliegenden Aufsatzes ist es, diese Spannungen zwischen Riga und der *Rzeczpospolita* aufzuzeigen, wofür die andauernden Konflikte zwischen der Stadt und der polnischen Festung Dünamünde als Illustration genutzt werden sollen. Bei diesem Streit ging es vor allem darum, wer den Schiffsverkehr zwischen dem Rigaer Hafen und der Ostseemündung kontrolliert.

Für diese Untersuchung wurden vornehmlich Quellen aus dem Lettischen Historischen Staatsarchiv (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*) herangezogen. Der chronologische Rahmen der im vorliegenden Artikel behandelten Ereignisse reicht von der Auflösung Livlands 1562 bis zum Ausbruch des Krieges zwischen Polen und Schweden im Jahr 1600. Seither änderte sich die Rolle und Bedeutung Rigas, weshalb man von einem neuen Zeitabschnitt in der Geschichte nicht nur dieser Stadt sprechen kann.<sup>1</sup> Erstaunlicherweise ist dieses Thema bislang nur in einer Arbeit von Vilnis Pāvulāns

---

<sup>1</sup> Zu Riga und zur Festung Dünamünde in dieser Zeit siehe ĒRIKS JĒKABSONS: Rīgas pilsētas un Žečpospolītas attiecības 1561. gadā – 17. gs. sākumā: konflikti ar Daugavgrīvas pils garnizonu [Die Beziehungen zwischen der Stadt Riga und der *Rzeczpospolita* von 1561 bis zum Beginn des 17. Jhs.: Die Konflikte mit der Garnison von Dünamünde], in: Latvijas Arhīvi 2012, Nr. 1/2, S. 27–60; DERS.: Rīgas pilsēta un Daugavgrīvas cietoksnis Poļu-zviedru kara laikā 1600.–1621. gadā [Die Stadt Riga und die Festung Dünamünde während des polnisch-schwedischen Krieges 1600–1621], in: Latvijas Arhīvi 1997, Nr. 1, S. 19–25.

über die Verkehrswege auf dem lettischem Gebiet vom 13. bis 17. Jahrhundert ausführlicher erörtert worden, wobei sich der Autor in erster Linie auf die Überlieferung Rigas stützte.<sup>2</sup>

### *Die Position der Stadt Riga im Verhältnis zu Polen-Litauen*

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurde deutlich, dass die administrativen Strukturen Livlands veraltet waren und dass sich diese nach dem Zusammenbruch der Macht des Deutschen Ordens nur noch auf alte Traditionen stützten. Bereits im 15. Jahrhundert war mit den Vasallen in Livland ein neuer Machtfaktor neben den Bischöfen und dem Orden entstanden. Diese wurden sich ihrer Rolle als Adel des Landes bewusst und verliehen daher immer nachdrücklicher ihrer Unzufriedenheit mit dem Einfluss ihrer geistlichen Herren Ausdruck. In der Nachbarschaft festigte sich allmählich zudem die Herrschaft des Moskauer Zaren und die der *Rzeczpospolita*, doch zeigten auch Dänemark und Schweden verstärkt Interesse für die Ostseehäfen und für die ganze Region. Mit dem Angriff des Moskauer Heeres 1558 auf Livland begann der Livländische Krieg. Der spätere Ordensmeister Gotthard Kettler bat 1558 noch als Koadjutor die Hanse und den Kaiser des Heiligen Römischen Reichs, das sich damals selbst in einer schwierigen Lage befand, um Hilfe, doch blieb diese Initiative ohne Ergebnis. Daraufhin wandte sich Kettler an Polen-Litauen, wo sich nach langen Debatten Nikolaus Radziwill der Schwarze (*Mikolaj Czarny Radziwill*), der seit 1551 Wojewode von Wilna war, mit der Forderung durchsetzte, den Krieg gegen Moskau aufzunehmen, obgleich dafür zunächst nur die Kräfte des Großfürstentums Litauen zur Verfügung standen.<sup>3</sup> Zugleich siegte in der livländischen politischen Elite nach längeren Meinungsverschiedenheiten Kettlers Ansicht, der sich der damalige Rigaer Erzbischof Wilhelm von Brandenburg anschloss, dass die Zukunft

<sup>2</sup> Siehe VILNIS PĀVULĀNS: *Satiksmes ceļi Latvijā XIII–XVII gs.* [Die Verkehrswege in Lettland im 13.–17. Jh.], Riga 1971.

<sup>3</sup> Zu den Beziehungen Polen-Litauens zu Livland und zu deren Bedeutung für die Innenpolitik der *Rzeczpospolita* siehe HANS-JÜRGEN BÖMELBURG: *Kość niezgody – Inflanty w polityce wewnętrznej Rzeczypospolitej w XVI–XVII wieku* [Ursache der Zwietracht – Livland in der Innenpolitik der *Rzeczpospolita* im 16.–17. Jahrhundert], in: *Prusy i Inflanty. Między średniowieczem a nowożytnością. Państwo – społeczeństwo – kultura*, hrsg. von BOGUSŁAW DYBAŚ und DARIUSZ MAKIŁŁA, Thorn 2003, S. 125–138; RAIMONDA RAUGAUSKIENĖ: *Lietuvos didžiosios kunigaikštystės kancleris Nikolajus Radvila Rudasis* [Der Kanzler des Großfürstentums Litauen Nikolaus Radziwill der Rote], Vilnius 2002, S. 351, passim; JĀNIS STRAUBERGS: *Rīgas vēsture* [Geschichte Rigas], Riga [o.J., ca. 1938], S. 243–247; STANISŁAW KARWOWSKI: *Wcielenie Inflant do Litwy i Polski 1558–1561 roku* [Die Eingliederung Livlands in Litauen und Polen in den Jahren 1558–1561], Posen 1873, S. 40–101.

des Landes mit der *Rzeczpospolita* zu verbinden sei.<sup>4</sup> Darüber hinaus fielen 1559 Ösel und das Bistum Kurland an Dänemark, kurz darauf übernahm Schweden die Herrschaft im nördlichen Estland und in Reval. 1560 unterzeichnete Kettler, mittlerweile als Ordensmeister, eine Einigung mit dem Großfürstentum Litauen: Er stellte seine Länder unter den Schutz des Königs von Polen-Litauen mit dem Vorbehalt, sie später wieder freikaufen zu können.

Am 28. November 1561 fand die feierliche Zeremonie der Kapitulation der livländischen Länder in Wilna statt. Der letzte Ordensmeister Kettler entband am 5. März 1562 im Rigaer Schloss die Ritter und Vasallen ihres Eides, indem er die Regalien an Kanzler Radziwill übergab.<sup>5</sup> Livland wurde zu einer Provinz des Königs von Polen, die später in Herzogtum Livland umbenannt wurde. Kettler selbst wurde Vasall des Königs, indem er Kurland und Semgallen als Lehnsherzogtum erhielt. Außerdem wurde er einstweilen auch als Administrator des polnischen Teils von Livland eingesetzt. Nur Riga verweigerte die Ergebenheitsgeste und blieb, da es nur „einen verklausulierten Eid“ leistete, zwanzig Jahre lang so gut wie unabhängig.<sup>6</sup>

Dennoch war Riga von 1560 bis 1562 in die Verhandlungen mit der *Rzeczpospolita* einbezogen. Angesichts des verstärkten Einflusses Schwedens im nördlichen Estland verkündeten die polnischen Vertreter im Sommer 1561, dass der von Kettler abgeschlossene Vertrag über das Protektorat seine Bedeutung faktisch verloren habe. Falls die livländischen Territorien realen Schutz gegen die Bedrohung aus Moskau erwarteten, müssten sie sich vollständig dem polnisch-litauischen König unterwerfen. Dessen Bevollmächtigter Nikolaus Radziwill kam Ende August 1561 mit einem beeindruckenden Gefolge nach Riga und erklärte die Bedingungen der Unterwerfung: Riga solle direkt dem König unterstehen, während Livland zu dessen Provinz erklärt wird. Kettler war enttäuscht, denn er wollte in einem Herzogtum Livland mit Riga als Zentrum die Rolle des Herzogs übernehmen. Die Stadt Riga war sich aber der Schwäche der Königsmacht in der *Rzeczpospolita* durchaus bewusst und verließ sich daher nicht auf das vom König gegebene Versprechen, dass er im Falle einer realen Bedrohung Riga zur Seite stehen würde. Radziwill wiederum, der daran interessiert

<sup>4</sup> ANNA GRABOWSKA-SUCHENI: Zygmunt August. Król polski i wielki księże litewski 1520–1562 [Sigismund August. König von Polen und Großfürst von Litauen 1520–1562], Warschau 1996, S. 374–391; EDWARD KUNTZE: Organizacja Inflant w czasach polskich [Die Organisation Livlands zur polnischen Zeit], in: Polska a Inflanty, hrsg. von JÓZEF BOROWIK, Gdynia 1939, S. 1–53, hier S. 6.

<sup>5</sup> Ein zeitgenössischer Bericht über den Einmarsch der von Nikolaus Radziwill geführten multinationalen Truppen in Riga bei BALTHASAR RUSSOW: Chronica der Prouintz Lyfflandt, in: Scriptores rerum Livonicarum, Bd. 2, Riga und Leipzig 1848, S. 1–157, hier S. 67.

<sup>6</sup> ARNOLDS SPEKKE: Kēniņa Stefana ienākšana Rīgā un cīņas par Doma baznīcu [Die Ankunft des Königs Stefan in Riga und der Kampf um die Domkirche], Riga 1932, S. 6.

war, dass Riga im Krieg gegen Moskau ihn unterstützt, sah sich gezwungen, am 8. September alle Privilegien der Stadt zu bestätigen. Er musste ihr auch versichern, dass sie künftig direkt dem König untersteht, und versprechen, dass dieser ihre Privilegien bestätigt. Daraufhin leisteten die Bürger der Stadt dem König einen provisorischen Eid, der jedoch erst nach der Konfirmation der Rigaer Rechte durch den Sejm in Kraft treten sollte. Da dies nicht erfolgte, erklärte Riga seinen vorläufigen Eid für ungültig.

Im November 1561 leisteten dann, wie erwähnt, der Ordensmeister, der Erzbischof, die Ritter und die livländischen Städte dem König von Polen in Wilna den Treueeid; die entsprechenden Verträge wurden im Februar und März 1562 unterzeichnet.<sup>7</sup> Allerdings waren die polnischen Vertreter bei den Verhandlungen nicht anwesend. Ohne deren Zustimmung konnte der König Livland keine militärische Unterstützung zusagen. Die Rigaer Gesandten verweigerten den Eid, indem sie als Vorwand den Lehnseid vorbrachten, den sie einst dem Kaiser des Heiligen Römischen Reiches geleistet hätten. In Wahrheit gab es jedoch kein Subordinationsverhältnis zwischen Riga und dem Kaiser, an den nur die livländischen Landesherren lehnsrechtlich gebunden waren. Mit der Unterwerfung unter die *Rzeczpospolita* wurde der polnische König zu ihrem Lehnsherrn. Riga berief sich auf die der Stadt von Gotthard Kettler erteilte Befreiung von allen Lehnbindungen zum Deutschen Orden. Verhandlungen der Stadt um eine direkte Unterstellung unter den Kaiser waren erfolglos geblieben.<sup>8</sup>

Mit Recht verweist Jānis Straubergs darauf, dass Riga und die livländischen politischen Eliten bezüglich der Figur eines starken Herrschers verschiedene Ansichten vertraten. Der Adel wollte von einem starken Herrscher in Schutz genommen werden, während es die Stadt, die bereits seit Anfang des 16. Jahrhunderts eine Art „Staat im Staat“ gewesen war, genau andersherum sah. Straubergs zufolge hätten die Rigaer Bürger dem Stadtrat ihren Willen diktiert und dabei aufmerksam verfolgt, ob Letzterer ihnen nicht „einen hohen Herren auf den Hals“ setzt. Die Bürger blieben höchst wachsam, wenn es darum ging, unter fremde Herrschaft zu geraten.<sup>9</sup> Zudem war die Frage der direkten militärischen Unterstützung für Riga nicht so wichtig, da es über starke Festungsanlagen verfügte, die auch im Fall eines Angriffs des Moskauer Heeres Schutz bieten würden.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> Siehe die *Pacta subiectionis* und die Kommentare in: Kurland. Vom polnisch-litauischen Lehnsherzogtum zur russischen Provinz. Dokumente zur Verfassungsgeschichte 1561–1795, hrsg. von ERWIN OBERLÄNDER und VOLKER KELLER, Paderborn u.a. 2008, S. 54–93.

<sup>8</sup> EDGARS DUNSDORFS, ARNOLDS SPEKKE: *Latvijas vēsture 1500–1600* [Geschichte Lettlands 1500–1600], Stockholm 1964, S. 154; STRAUBERGS, *Rīgas vēsture* (wie Anm. 3), S. 248, 277; KARWOWSKI, *Wcielenie Inflant* (wie Anm. 3), S. 92; NIKOLAJŠ KAUNE: *Leišu un poļu laikmets Livonijā* [Das litauische und polnische Zeitalter in Livland], Riga 1936, S. 25.

<sup>9</sup> STRAUBERGS, *Rīgas vēsture* (wie Anm. 3), S. 249, 277.

<sup>10</sup> KUNTZE, *Organizacija Inflant* (wie Anm. 4), S. 12.

So konnte Riga seine Selbständigkeit für eine Zeitlang sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht bewahren. Für die politischen Eliten in der *Rzeczpospolita* und für deren offizielle Repräsentanten in Livland stellte dies jedoch eine ungünstige Situation dar. Bis 1582 gab es eine Reihe von Verhandlungen auf verschiedenen Ebenen zwischen der Stadt und der *Rzeczpospolita*. So kam es z.B. zur Einberufung von Kommissionen zur gegenseitigen Kontrolle oder zur Abfassung von gegenseitigen Anklageschriften für den polnischen König. Als 1563 Erzbischof Wilhelm starb, befahl Sigismund II. August seinem Herzog Kettler, den Besitz der Rigaer Kirche zu übernehmen. Zugleich wurde der Rigaer Rat gewarnt, keinen Versuch zu unternehmen, auf diesen Besitz zuzugreifen.<sup>11</sup> Riga fügte sich. Sigismund führte zu dieser Zeit bereits Krieg mit Ivan IV. Daher durfte er nicht zulassen, dass die Moskauer Truppen sich Rigas und des Schlosses bemächtigten. Allerdings stand er in dieser Hinsicht schon seit 1562 vor einer kaum lösbaren Aufgabe. Auch die brieflichen Gesuche von Gotthard Kettler nach Soldaten und Munition für das Rigaer Schloss hatte er zurückweisen müssen.<sup>12</sup>

Im August 1566 wurde Jan Chodkiewicz zum Provinzverweser im Herzogtum Livland ernannt, doch übernahm er das Amt von Gotthard Kettler erst im November, als der erste Landtag nach der Auflösung Livlands in Kokenhusen abgehalten wurde. Dabei wurde ihm vom König Sigismund II. als erste Aufgabe aufgetragen, die Stadt Riga zu unterwerfen.<sup>13</sup> Ausführlichere Verhandlungen fanden 1570 statt, als Chodkiewicz durch Vermittlung Kettlers, der nunmehr Herzog von Kurland und Semgallen war, Riga – wiederum erfolglos – zum Nachgeben zu bewegen suchte.<sup>14</sup>

Dabei war die Stadt in den 1560er Jahren gewissermaßen durchaus in den polnisch-litauischen Kampf gegen Moskau einbezogen – z.B. im Fall des Grafen Johann von Arzt, dessen Verrat im Sommer 1563 aufgedeckt wurde. Dieser war von Herzog Johann von Finnland zum Bevollmächtigten in dessen vom polnischen König als „Brautschatz“ erhaltenen livländischen und südestländischen Gütern ernannt worden.<sup>15</sup> Allerdings verbün-

<sup>11</sup> SPEKKE, *Kēniņa Stefana ienākšana* (wie Anm. 6), S. 7.

<sup>12</sup> Sigismund II., König von Polen, an Nikolaus Radziwill, o.O., 16.11.1562, 11.12.1562 und 2.2.1563, in: *Listy Króla Zygmunta Augusta do Radziwiłłów* [Briefe König Sigismund Augusts an Radziwill], hrsg. von IRENA KANIEWSKA, Krakau 1998, S. 402, 417 und 437.

<sup>13</sup> KAUNE, *Leišu un poļu laikmets* (wie Anm. 8), S. 27.

<sup>14</sup> Näheres zu den Ereignissen im Brief von Sigismund II. August an Nikolaus Radziwill, den Kanzler des Großfürstentums Litauen und Wojewoden von Wilna, o.O., 27.4.1567, in: *Listy* (wie Anm. 12), S. 526; ANNA ZIEMLEWSKA: *Ryga w Rzeczypospolitej Polsko-litewskiej (1581–1621)* [Riga in der polnisch-litauischen *Rzeczpospolita* 1581–1621], Thorn 2008, S. 56.

<sup>15</sup> RUSSEW, *Chronica* (wie Anm. 5), S. 68, 70f.; siehe vor allem Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1565–1570). *Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv* (künftig Herzog Albrecht 1560–1564), bearb. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 2008 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 61), Nr. 3150/1: Carl de Mora, Schwedischer Befehlshaber in Livland, an Aleksander

dete sich der „vermeintliche Graf“ heimlich mit Ivan IV., dem er die ihm überantworteten Güter versprach. Nachdem man seiner habhaft geworden war, wurde er im Herbst 1563 nach Riga gebracht, wo er „des Middewekens vor Wynachten, mit heten Tangen thoreten, vnde vp verr Rade ys gelecht“ worden sei.<sup>16</sup> Zudem war Riga auch am polnisch-kurländischen Feldzug in Estland gegen Schweden indirekt beteiligt, da die polnischen Truppen inoffiziell in Riga stationiert waren.<sup>17</sup>

Die Lage in Riga stabilisierte sich für einige Zeit, nachdem Sigismund II. August 1572 gestorben war, waren damals doch die Aktivitäten der Magnaten und des Hofes verstärkt auf die Suche nach einem neuen König gerichtet. Im Jahr darauf schrieb der polnisch-litauische Diplomat Micelski, man müsse dringend einen König wählen, der sich in militärischen Angelegenheiten auskennt. Nach Edward Kuntze hätte sonst „Polen die Stadt Riga für immer verlieren“ können.<sup>18</sup> Der 1576 zum König gewählte Stephan Báthory war ein Adliger ungarischer Herkunft aus Transsylvanien. In militärischer Hinsicht zahlte sich seine Wahl durch die Einnahme von Polock 1579 und die von Vel’iz im Jahr darauf aus, wodurch Báthory entscheidende Erfolge im Krieg gegen Moskau für sich verbuchen konnte. 1582 wurde ein Friedensabkommen unterzeichnet. Stephan Báthory festigte allmählich seinen Einfluss in der ganzen Region.<sup>19</sup> Für Riga war das insoweit von besonderer Bedeutung, weil Polen damals auch die Kontrolle über den Handelsweg der Düna gewann.<sup>20</sup>

Unter dem Einfluss der Schreckensmeldungen vom Kriegsschauplatz dürfte sich in Riga die Haltung gegenüber dem Krieg gewandelt haben. Denn ein öffentlich stark reflektierter Aspekt dieses Krieges war eine bis dahin unbekannte russische Grausamkeit gegenüber der livländischen

---

Polubienski, polnischer Hauptmann in Wolmar, Pernau, 17.6.1563 (S. 380f.); Nr. 3152: Wenceslaus Schack, Gesandter von Herzog Albrecht, Riga, 29.6.1563 (S. 382f.); Nr. 3233/1: Gotthard Kettler an Herzog Albrecht, Riga, 6.12.1563 (S. 456), Nr. 3249: Gotthard Kettler an Herzog Albrecht, Riga, 17.1.1564 (S. 468f.).

<sup>16</sup> Russow, *Chronica* (wie Anm. 5), S. 70f.

<sup>17</sup> Siehe ausführlich Russow, *Chronica* (wie Anm. 5), S. 71f.

<sup>18</sup> KUNTZE, *Organizacja Inflant* (wie Anm. 4), S. 14.

<sup>19</sup> Näheres zur Kriegsführung auf dem Gebiet des heutigen Lettlands bei JAN NATANSON-LESKI: *Epoka Stefana Batorego w dziejach Wschodniej Rzeczypospolitej* [Die Epoche Stefan Báthorys in der Geschichte der östlichen *Rzeczpospolita*], Warschau 1930, S. 12-34, 68-78, 104-147; JAN HYLZEN: *Inflanty (...) zebrane y polskiemu swiatu do wiadomości w oyczystym języku podane* [Livland (...) gesammelt und der polnischen Welt zur Kenntnis in der Sprache der Väter vorgestellt], Wilna 1750, S. 200; GUSTAW MANTEUFFEL: *Zarysy z dziejów krain dawnych Inflant czyli Inflant właściwych (tak szwedzkich jako i polskich), Estonii z Ozylią, Kurlandii i Ziemi Piltyńskiej* [Darstellungen der Geschichte der Gebiete Alt-Livlands oder des beherrschten Livlands (sowohl des schwedischen als auch des polnischen), Estlands mit Ösel, Kurlands und des Piltenschen Landes], hrsg. von KRZYSZTOF ZAJAS, Krakau 2007, S. 121-128; ANDREJ M. JANUŠKEVIČ: *Vjalikae Knjastva Litoūskae i Infljanckaja vajna 1558–1570 hh.* [Das Großfürstentum Litauen und der Livländische Krieg 1558–1570], Minsk 2007, S. 21-212.

<sup>20</sup> PÄVULÄNS, *Satiksmes ceļi* (wie Anm. 2), S. 52.

Bevölkerung. Riga erlebte mehrfach, wie sich Einwohner aller Stände in Scharen, von Angst und Schrecken gepackt, vor dem Stadttor drängten. Zuletzt war dies im Januar 1575 geschehen, als die Menschen wieder einmal vor den Russen und Tataren flohen.<sup>21</sup> Riga unterstützte Báthory bereits vor seiner Unterwerfung im Krieg gegen Moskau. 1581 gewährte nicht nur Kettler, sondern auch Riga dem König für den Feldzug nach Pleskau finanzielle Unterstützung. Und im Dezember 1581, als Riga sich bereits formal unterworfen hatte, gab Báthory, der sich gerade verzweifelt bemühte, seine in Russland stationierten Truppen mit Lebensmitteln und Waffen zu versorgen, Riga den Auftrag, eine Ladung von 100 Zentnern Schießpulver an sein Heer nach Russland zu senden.<sup>22</sup>

Die Verhandlungen zwischen Riga und Báthory fanden im Mai 1580 und im Januar 1581 in Grodno und Drohiczyn statt.<sup>23</sup> Beide Seiten ließen sich dabei auf Kompromisse ein: Der König versprach Riga Handelsvorrechte, während die Rigaer Gesandten ihm in Drohiczyn einen provisorischen Treueid leisteten. Báthory sicherte Riga seinerseits die Glaubensfreiheit zu, doch behielt er sich das Entscheidungsrecht in Bezug auf das kirchliche und klösterliche Eigentum vor. Schließlich traf am 7. April 1581 der königliche Sekretär Jan Dymitr Solikowski in Riga ein, vor dem die Stadt ihren Treueid auf den König schwor.<sup>24</sup>

Dabei erwarb Riga tatsächlich ein Recht auf freien Handel mit Litauen und Kurland, das auch für die Düna galt.<sup>25</sup> Dieses vom König bestätigte Privileg enthielt auch das alleinige Handelsvorrecht bezüglich Smolensks. Zudem führte Báthory 1581 nach Danziger Beispiel den Zoll, d.h. das sogenannte *portorium* in Riga ein – ein Drittel der Zolleinnahmen behielt die Stadt, während die übrigen zwei Drittel an den polnischen Staat abzuführen waren.<sup>26</sup> Doch blieb Riga zum größten Teil wirtschaftlich unabhängig, was indes auf Kosten seiner politischen Selbständigkeit ging. Im

<sup>21</sup> NATANSON-LESKI, Epoka Stefana Batorego (wie Anm. 19), S. 13.

<sup>22</sup> KAROL OLEJNIK: Stefan Batory 1533–1586, Warszawa 1988, S. 218, 244.

<sup>23</sup> SPEKKE, Kēniņa Stefana ienākšana Rīgā (wie Anm. 6), S. 8.

<sup>24</sup> KUNTZE, Organizacija Inflant (wie Anm. 4), S. 65f.

<sup>25</sup> PĀVULĀNS, Satiksmes ceļi (wie Anm. 2), S. 52. Die Dokumente, wie z.B. das von Stephan Báthory am 14. Januar 1581 unterzeichnete Privileg für die Stadt und die Bürger Rigas oder die von König Sigismund III. am 17. April 1589 unterzeichnete Bestätigung des Rigaer Privilegs, werden im Historischen Staatsarchiv Lettlands aufbewahrt. Siehe Latvija – Polija 1447–1940. Piecus gadsimtus ilgas divu tautu kaimiņattiecības. Katalogs [Lettland – Polen 1447–1940. Fünf Jahrhunderte lange Nachbarschaft zweier Völker. Katalog der Ausstellung], hrsg. von JAROSŁAW SOZAŃSKI und MĀRA ŅIKITINA, Riga 1993, S. 23ff.; Handels- und Zollprivileg Stephan Báthorys für Riga, 14.1.1581, in: Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga, künftig LVVA), Bestand 8, Findbuch 3e, Akte 9; siehe auch Proclamation by King and Grand Duke Stefan Batory on customs duties, 1581, einsehbar unter dem URL: <http://www.balticconnections.net/views/exhibition/detail.cfm?mode=theme&ID=CD5C7B6B-C233-3821-42C467DCCCDD0D05> (letzter Zugriff 5.4.2015).

<sup>26</sup> Handels- und Zollprivileg des Königs Stephan Báthorys (wie Anm. 25).



Allgemeinen hatte der Livländische Krieg den Handelsumfang auf der Düna nicht besonders beeinträchtigt, ausgenommen nur die Jahre, als sich die Kampfhandlungen in unmittelbarer Nähe der Stadt abspielten. Während bis zum Kriegsausbruch jährlich durchschnittlich 125 Schiffe von Riga aus durch den Sund segelten, waren es von 1557 bis 1583 sogar 135. Als die *Rzeczpospolita* nach Kriegsende die Kontrolle über die Düna gewann, steigerte das den Handelsumfang noch weiter. Bis zum Ende des Jahrhunderts setzte sich Riga z.B. beim Ascheexport unter den Ostseehäfen durch. Eine ähnliche Entwicklung ist auch in Neustadt und Jakobstadt am Ufer der Düna zu erkennen. Die Anzahl der Schiffe aus Riga, die in den 1590er Jahren durch den Sund segelten, stieg auf 230 im Jahr.<sup>27</sup>

Am 12. März 1582 traf Stephan Báthory höchstpersönlich in Riga ein. Nachdem er die zugefrorene Düna überquert hatte, residierte er zunächst im Rigaer Schloss. Hier stellte er der Stadt die ultimative Forderung, einige Kirchen sofort unter seinen Schutz zu stellen. Erst nach Erfüllung dieser Bedingung wollte er die Stadt betreten. Der Rigaer Rat gab sofort nach, wodurch diese Kirchen rekatholisiert wurden. Báthory war der erste König in der Geschichte Rigas, der die Stadt betrat.<sup>28</sup> Damit setzte die Gegenreformation ein, die durch den Jesuitenorden und die Kalenderunruhen von 1584 bis 1589 gekennzeichnet ist. Man könnte sagen, dass Rigas Konflikt mit Báthory erst zu dem Zeitpunkt begann, als die Stadt sich der Anordnung des Königs bezüglich der Einführung des Gregorianischen Kalenders ab 1582 widersetzte.

Meinungsverschiedenheiten zwischen dem polnischen Staat und Riga gab es in erster Linie bezüglich der Frage der Abgaben. Polnischerseits wurde schon 1599 beklagt, dass die Schwierigkeiten beim Einzug der Abgaben in Polnisch-Livland viel mit der Widerspenstigkeit Rigas zu tun hätten. Dies äußerte sich z.B. darin, dass die Stadt eigentlich berechtigt war, eine direkte Einziehung von Abgaben auf ihrem Gebiet nicht zuzulassen. Es gab in der Stadt damals auch kein Zollamt. Eine Ausnahme stellte nur das *portorium* dar. Darüber hinaus sollte Riga im Falle eines Krieges aber auch 300 Soldaten sowie Kanonen, Waffen und Munition bereitstellen. Deshalb

---

<sup>27</sup> WASILIJ DOROSZENKO: Eksport Rygi na Zachód w okresie przynależności do Rzeczypospolitej (1562–1620) [Exporthandel Rigas nach Westen zur Zeit der *Rzeczpospolita* (1562–1620)], in: Zapiski Historyczne 31 (1966), Nr. 1, S. 7–44; VASILIJ DOROŠENKO: Torgovlja i kupečestvo Rigi v XVII veke [Der Handel und die Kaufmannschaft Rigas im 17. Jahrhundert], Riga 1985, S. 49–108; VILNIS V. PAVULAN: Razvitie vnutrennych i tranzitnych putej soobščeniija Latvii v XIII–XVII vv. Avtoreferat diss. na soisk. uč. st. kand. ist. nauk [Die Entwicklung der inneren und Transitverkehrswege Lettlands vom 13.–17. Jh. Autoreferat einer geschichtswiss. Kandidatendiss.], Riga 1965, S. 13.

<sup>28</sup> Siehe auch ARNOLDS SPEKKE: Latvieši un Livonija 16. gs. [Die Letten und Livland im 16. Jahrhundert], Riga 1995, S. 160; MĀRĪTE JAKOVĻEVA: Vikena hronika par Polijas karaļa Stefana Batorija uzturēšanos Rīgā [Die Chronik von Wiecken über den Aufenthalt König Stephan Báthorys von Polen in Riga], in: Latvijas Arhīvi 1994, Nr. 3, S. 42ff.

erhob der Rat Einwände bezüglich der Höhe der Abgaben an die Krone, die Riga immer wieder aus unterschiedlichen Gründen auferlegt wurden. Als Vorwand gab er an, dass im Kriegsfall die Kosten um ein Vielfaches steigen und dann nicht mehr zu tragen sein würden. So gelang es Riga tatsächlich, sich der Zahlung eines großen Teils der staatlichen Abgaben zu verweigern.<sup>29</sup> Noch am 28. Juni 1601 bat Jan Firley, ein Marschall der Krone und Sekretär des Sejm, den Rigaer Rat, endlich dessen Schulden an einen gewissen *Jan Ungier* – in polnischen Quellen wird der Vorname Johann üblicherweise zu Jan – zu begleichen. Ungier (wohl Ungern; Ē.J.) hatte 1595 als königlicher Beauftragter für die Steuereinzahlung im Verwaltungsbezirk Wenden, zu dem damals auch Riga zählte, mehrfach versucht, längst fällige Abgaben von den Ländereien des Schlosses und der Bürger zu kassieren. Am Ende sei Ungier gezwungen gewesen, die fehlende Summe aus eigener Tasche zu bezahlen. Deshalb habe er sich an den Sejm gewandt.<sup>30</sup>

### *Der Konflikt zwischen Riga und der Festung Dünamünde*

Während der ganzen untersuchten Zeit kam es nicht selten zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen der Stadt und polnisch-litauischen Soldaten, die in der Nähe von Riga in Schlössern und Festungen stationiert waren. Am schwierigsten waren die Beziehungen zwischen Riga und der Festung Dünamünde. Sie war vom König mitsamt den dazu gehörigen Ländern zunächst Bartosz Levoń als Lehen aufgetragen worden, später ging sie an Jan Ostrowski und im März 1600 an Krzysztof Mikołaj Dorohostajski, dem Marschall des Großfürstentums Litauen.<sup>31</sup>

Ursprünglich hatte Chodkiewicz die Unterstellung Rigas auf friedlichem Wege erreichen wollen, doch griff die Stadt zu einer Provokation: Gemeinsam mit Pernau lieferte sie Lebensmittel an den dänischen Prinzen Magnus, der aus taktischen Überlegungen mit Ivan IV. zusammenarbeitete.<sup>32</sup> Als Riga unnachgiebig blieb, brachte Chodkiewicz Dünamünde

<sup>29</sup> Bericht eines anonymen Amtsträgers der *Rzeczpospolita* über die Steuereinzahlung in Livland, o.O., 1599, in: LVVA, 673/1/1220, Bl. 105.

<sup>30</sup> Jan Firley an den Rigaer Rat über die Begleichung der städtischen Schulden gegenüber Jan Ungier, Lublin, 28.6.1601, in: LVVA, 673/1/1245, Bl. 181.

<sup>31</sup> STANISŁAW HERBST: *Wojna inflancka 1600–1602* [Der Livländische Krieg 1600–1602], Zabrze 2006, S. 25.

<sup>32</sup> ANDRES ADAMSON: Magnus in Moscow, in: *Acta Historica Tallinensia* 16 (2011), S. 67–85; ANDRIS ZELENKOV: Dānijas prinča Magnusa (1540–1583) darbība Livonijā [Das Wirken des Prinzen Magnus von Dänemark (1540–1583) in Livland], in: *Latvijas kara muzeja gadagrāmata*, Riga 2000, S. 15–30. Siehe dazu auch MARINA B. BESSUDNOVA: „Apologija“ Magnusa Golštinskogo iz Švedskogo gosudarstvennogo arhiva [Die „Apologie“ von Magnus von Holstein aus dem Schwedischen Staatsarchiv], in: *Peterburgskie slavjanskije i balkanskije issledovanija* 2013, Nr. 2, S. 120–136.

gegen es in Stellung. Im Mai/Juni 1567 stationierte er in dieser strategisch äußerst günstig gelegenen Festung eine erhebliche Anzahl von Soldaten, welche dort mit dem Ausbau der Befestigungsanlagen begannen. Damit wollte Chodkiewicz den Rigaer Handel beeinträchtigen, d.h. Einnahmen gewinnen und so die Stadt fügsamer machen. Die Stadt protestierte heftig. Am 7. Juli ging Riga in Dünamünde sogar gegen die Soldaten Chodkiewiczs zum Angriff über. Schließlich griff Gotthard Kettler in den Streit ein, worauf der Ausbau der Festung eine Zeitlang stillgelegt wurde.<sup>33</sup> Der kurländische Herzog trat auch 1570 als Vermittler in den Verhandlungen zwischen beiden Seiten auf, doch blieben diese weitgehend ergebnislos.<sup>34</sup> Der Revaler Chronist Balthasar Russow, der im Allgemeinen die polnischen Bestrebungen eher negativ sah, resümierte das Geschehen zu Pfingsten 1567 folgendermaßen: „Thom lesten alse he [Chodkiewicz; Ę.J.] an den Rigesschen nichts hebben könde, ys he daruan getagen, vnde hefft nichts mehr vthgerichtet, alse dat he arme Lüde binnen Landes makede“.<sup>35</sup>

Auf diese Spannungen verweist auch ein Schreiben von Ende Dezember 1568, mit dem sich der polnische Offizier Marcin Wierbołowicz, der Verwalter des Schlosses Neuermühlen und der Festung Dünamünde, an den Rigaer Rat wandte. Offensichtlich handelte es sich dabei um eine Antwort auf ein ähnlich gelagertes, früheres Schreiben des Stadtrats. Wierbołowicz behauptete, dass das Schloss Neuermühlen viel mehr unter den Rigaern leide als umgekehrt. So seien seinen Leuten Getreide und ihm selbst vier Kühe gestohlen worden. Er bat Riga um die Rückerstattung der Kühe, denn „jeder hat doch sein Hab und Gut lieb“.<sup>36</sup> Tatsächlich befeiligte sich die Korrespondenz zwischen den polnischen Amtspersonen und dem Rigaer Stadtrat stets eines sehr höflichen Tons – als ob es gar keinen Konflikt gegeben hätte.

Die größten Meinungsverschiedenheiten hatte Riga aber mit der Festung Dünamünde. Mit Recht sah die Stadt im Versuch der Festung, von den städtischen Einkünften zu profitieren, ein wesentliches Hindernis für ihr eigenes wirtschaftliches Leben. Vor allem betraf das die Einkünfte, die der Schiffsverkehr auf der Düna generierte. In einem Schreiben von 23 Juni 1572 teilte der Starost<sup>37</sup> von Dünamünde, Piotr Gradowski, dem Rigaer Rat mit, dass er sich beim König über Riga beschweren werde, da die Rigaer Schiffe der Festung keine Lebensmittel verkauften, die Bürger der Stadt sich überhaupt frech aufführten und den Festungsbewohnern

<sup>33</sup> Russow, *Chronica* (wie Anm. 5), S. 75.

<sup>34</sup> ĶAUNE, *Leišu un poļu laikmets* (wie Anm. 8), S. 30f.

<sup>35</sup> Russow, *Chronica* (wie Anm. 5), S. 75.

<sup>36</sup> Marcin Wierbołowicz an den Rigaer Rat über die Verluste, welche die Rigenser dem Schloss von Neuermühlen zugerichtet haben, Neuermühlen, Ende Dezember 1568, in: LVVA, 673/1/97, Bl. 4.

<sup>37</sup> Die Amtspersonen der *Rzeczpospolita* und die Starosten der Festungen und Schlösser werden in der lettischen Fachliteratur zuweilen auf Lettisch als „Kommandanten“ bezeichnet, was nicht immer korrekt ist: „Starost“ konnte die Bezeichnung für ein militärisches Amt oder für einen höheren Vorgesetzten der Garnisonen sein.

bei jeder Gelegenheit noch „das Kleinste von der Nahrung“ wegnähmen.<sup>38</sup> Solche Beschwerden und Anschuldigungen waren von Beginn an jedoch beidseitig. So schrieb Chodkiewicz am 28. Dezember 1575 Gradowski, dass er als Administrator der Provinz für die Ruhe im Landesinneren verantwortlich sei. In dieser Funktion habe er aus Riga Beschwerden über die Eigenmächtigkeiten der polnischen Soldaten in Dünamünde erhalten, die schiffsbrüchigen Einwohnern Rigas, die sich im Sturm von gestrandeten Schiffen retten konnten, keine Hilfe geleistet hätten – schlimmer noch, diese seien sogar ins „Gefängnis geworfen“ worden. Chodkiewicz gab zu bedenken, dass wenn dieser Vorwurf berechtigt sei, seine eigene Lage äußerst misslich sei. Er verpflichtete den Starost dafür zu sorgen, dass sich solche Zwischenfälle nicht mehr wiederholten.<sup>39</sup>

Interessanterweise verbesserten sich die Beziehungen zwischen Riga und den polnisch-litauischen Garnisonen in der Umgebung keineswegs, nachdem sich die Stadt der *Rzeczpospolita* unterworfen hatte. Die Lage wurde im Gegenteil nur noch komplizierter. Beide Seiten wurden immer angriffslustiger und es kam zu offenen Aggressionen. Die Stimmung war bald so angespannt, dass die Verbindung zwischen Riga und dem übrigen Livland völlig abzubrechen drohte.<sup>40</sup>

Den Anlass zum Streit gab die Leuchtturmfrage. An der Mündung der Düna gab es wandernde Sandbänke, weshalb dort spezielle Leuchttürme standen, welche leicht und beweglich waren – so z.B. ein einfacher Balken mit einem oben angebrachten, mit Brennstoff gefüllten Gefäß. Riga war im Besitz eines königlichen Privilegs, diese Leuchttürme aufstellen zu dürfen. Diese Verbesserung der Navigation wurde jedoch durch die Garnisonen in der Festung Dünamünde behindert. Bereits 1581 hatten der Starost von Dünamünde, Bartosz Levoń (oder Jan Ostrowski, der damalige Vorsteher der Festungsgarnison), Riga das Aufstellen von Leuchttürmen verboten. Später wurde sogar befohlen, die Leuchtfeuer zu zerstören – was im klaren Widerspruch zum königlichen Privileg stand.<sup>41</sup> Ostrowski behauptete in einem Schreiben an den Rat vom 6. August 1581, dass ein von der Stadt angelegter Bau mit einem größeren steinernen Fundament wohl einen Leuchtturm darstellen solle. Seiner Ansicht nach wolle Riga diesen dort aufstellen, wo es das Privileg verbietet. Daher bat er den Stadtrat, die Bauarbeiten bis zur Ankunft des Königs stillzulegen, der gerecht

<sup>38</sup> Piotr Gradowski an den Rigaer Rat über das feindselige Verhältnis der Rigenser der Festung Dünamünde gegenüber, o.O., 23.6.1572, in: LVVA, 673/1/97, Bl. 131.

<sup>39</sup> Jan Chodkiewicz an Piotr Gradowski über die Beschwerden der Rigenser, o.O., 28.12.1575, in: LVVA, 673/1/98, Bl. 13.

<sup>40</sup> PAVULĀNS, Satiksmes ceļi (wie Anm. 2), S. 163.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 186f. Der Autor gibt an, Jan Ostrowski sei 1581 Kommandant bzw. Starost von Dünamünde gewesen, obwohl dieser erst im März 1583 das Amt übernahm. Vor ihm hatte Bartosz Levoń dieses Amt inne. Siehe *Urzędnicy inflancy XVI–XVIII wieku. Spisy* [Amtspersonal in Livland im 16.–18. Jahrhundert. Eine Auflistung], hrsg. von KRZYSZTOF MIKULSKI und ANDRZEJ RACHUBA, Kórnik 1994, S. 178.

entscheiden werde. Er mahnte zugleich, dass er die Fortsetzung der Bauarbeiten unter keinen Umständen zulassen werde. Solche Vorhaben sollten mit ihm in Zukunft vorher geklärt werden.<sup>42</sup> Angesichts dieser Einwände Ostrowskis dürfte das Privileg vermutlich keine direkten Hinweise auf die Standorte der Leuchttürme enthalten haben. Anscheinend sollte die gegebene Situation dafür ausgenutzt werden, um den für die Garnison ungünstigen Bau zu verhindern. Die Nachricht über diesen Streitfall erreichte auch Báthory, der jedoch damals Riga gewogen war. Der König wies den Vorstehenden des Bezirks Wenden, Georg Farenbach, an, mäßigend auf Ostrowski einzuwirken. Folgen hatte diese Intervention jedoch nicht.<sup>43</sup> Im Sommer desselben Jahres schrieb Ostrowski, der sich nun „Herr auf Schloss Dünamünde“<sup>44</sup> nannte, den „hochwürdigen Ratsherren von Riga und meinen lieben Nachbarn“, sie mögen ihm dringend die an die Küste von Dünamünde angespülten Gegenstände zurückzugeben, die sich die Rigaer allem Anschein nach angeeignet hätten.<sup>45</sup>

Aus den Materialien der vom Sejm 1590 angeordneten Revision erfahren wir Genaueres darüber, wo Riga mit Verweis auf das königliche Privileg einen Leuchtturm „für diejenigen, die über die See nach Riga fahren“ errichten wollte. Daraus sollte offenbar zugleich ein Ort werden, an dem von jedem ankommenden Schiff eine Gebühr kassiert wird. An derselben Stelle hatte sich die alte Festung von Dünamünde bzw. das sogenannte Blockhaus an der Mündung der Alt-Düna in die Düna befunden. Laut der Urkunde sollte der Bau „auf der Schloss-Insel“ geschehen.<sup>46</sup> In der Revision wurde festgehalten, dass der Bau des Leuchtturms gerade an dieser Stelle für die *Rzeczpospolita* „eine große Gefahr“ bedeuten könne, denn dann würde „das Schloss von Dünamünde nicht mehr dem Gesetz [des polnischen Königs; Ę.J.] unterliegen, sondern der Macht der Rigaer Stadt“.<sup>47</sup> Dieses Dokument liefert auch eine Erklärung für den wahren Grund der Unzufriedenheit Ostrowskis, denn es handelte sich bei der Stelle um den Ort, wo sich die Lotsen der Festung Dünamünde niedergelassen hatten. Hätte Riga an diesem umstrittenen Ort einen Leuchtturm errichtet, hätten die Lotsen höchstwahrscheinlich ihre Siedlung aufgeben und wegziehen müssen. Deshalb war die Stadt so bemüht, diese Konkurrenz der Festung

<sup>42</sup> Jan Ostrowski an den Rigaer Rat über den Bau des Leuchtturms, Dünamünde, 6.8.1581, in: LVVA, 673/1/94, Bl. 9, 11.

<sup>43</sup> PĀVULĀNS, *Satiksmes ceļi* (wie Anm. 2), S. 186.

<sup>44</sup> In den polnischsprachigen Quellen dieser Zeit wird die Festung Dünamünde als *zamek* (Schloss) bezeichnet.

<sup>45</sup> Jan Ostrowski an den Rigaer Rat über das an der Küste ausgespülte Handlungsgut, Dünamünde, Sommer 1581, in: LVVA, 673/1/98, Bl. 23; zu einer ähnlichen Korrespondenz zwischen der Festung Dünamünde und dem Rigaer Rat siehe Jan Ostrowski an den Rigaer Rat über die Frage der Bauern, Dünamünde, 4.6.1584, in: ebenda, Bl. 8.

<sup>46</sup> Bericht über die vom Sejm angeordnete Revision, Dünamünde, 1590, in: LVVA, 673/1/93, Bl. 41.

<sup>47</sup> Ebenda.

auszuschalten. Tatsächlich war es sogar dazu gekommen, dass Rigaer Bürger im Schutze der Nacht versucht hatten, mit dem Bau des Leuchtturms zu beginnen. Sie hatten schon das steinerne Fundament gelegt, als sie von Ostrowskis Leuten vertrieben wurden.<sup>48</sup> Der Besuch Báthorys trug somit nur wenig zur Beilegung des Konflikts bei, wie die Revisionsmaterialien von 1590 zeigen. Der Streit ging mit gleicher Intensität weiter.

Am 17. November 1591 wandte sich Ostrowski erneut an den Rigaer Rat. Er sprach darin von Privilegien, die seinerzeit Ordensmeister Wolter von Plettenberg, andere namhafte Landesherren und der frühere Rigaer Rat der Festung verliehen hätten. Der Starost schrieb, dass dies der Festung „eine solche Freiheit“ gegeben hätte, „dass sich alle Seefahrer aus fernen Gegenden vor ihm tief verneigen mussten“, was sie „bis zum heutigen Tage getan“ hätten.<sup>49</sup> Doch indem der Stadtrat jetzt die Plünderung des Festungsbesitzes durch seine „Knechte“ zulässt oder gar inspiriert, ziehe er diese Privilegien bewusst in Zweifel. Angesichts dieser Umstände habe er, Ostrowski, sich beim König über die Bürger der Stadt Riga beschwert. Im Schlussprotokoll des Briefes hing er seiner Titulatur die Worte „der wohlwollende Nachbar“ an.<sup>50</sup>

Selbst die 1589 erfolgte Bestätigung des Rigaer Privilegs über die Aufstellung von Leuchttürmen und Bojen durch Sigismund III. Wasa, der im August 1587 zum König gewählt worden war,<sup>51</sup> zeigte keine Wirkung auf Ostrowski. 1592 musste der König diesem sogar explizit verbieten, die Errichtung von Bojen und Leuchttürmen durch Riga zu behindern – und dieses Verbot im folgenden Jahr wiederholen. Doch änderte Ostrowski trotz aller königlichen Mahnungen seine Haltung Riga gegenüber nicht. Er blieb bis März 1600 im Amt,<sup>52</sup> kurz bevor im August der Krieg zwischen Polen und Schweden begann. Nach Auskunft von Zeitgenossen ging Ostrowski sogar so weit, die Pfähle entfernen zu lassen, an denen die Rigaer Schiffe

<sup>48</sup> Ebenda.

<sup>49</sup> Jan Ostrowski an den Rigaer Rat wegen der Verletzung der Privilegien der Festung Dünamünde, Dünamünde, 17.11.1591, in: LVVA, 673/1/101, Bl. 22.

<sup>50</sup> Ebenda.

<sup>51</sup> Über die Machübernahme von Sigismund III. und die Diskussion über die Rolle Livlands in der Innenpolitik der *Rzeczpospolita* zu dieser Zeit siehe HENRYK WISNER: Zygmunt III Wasa, Breslau, Warschau und Krakau 1991, S. 32-75.

<sup>52</sup> Urzędniczy inflanccy (wie Anm. 41), S. 178, 193. Vilnis Pāvulāns schreibt in seiner Arbeit über die Verkehrswege, Ostrowski sei 1596 von [Gabriel] Bjałozar abgelöst worden (S. 164). Mit diesem hätten sich die Rigaer besser verstanden. Zugleich verweist er (S. 187) fälschlicherweise darauf, dass Ostrowski noch zu Beginn des polnisch-schwedischen Krieges in diesem Amt gewirkt hätte. Nach Auskunft der polnischen Quellen führte Ostrowski das Amt des Starosten von Dünamünde und Neuermühlen bis zum 28.3.1600, als er von Krzysztof Mikołaj Dorohostajski abgelöst wurde. Bjałozar, der während des polnisch-schwedischen Krieges eine aktive Korrespondenz mit Riga führte, war höchstwahrscheinlich nur Vorsteher der Festungsgarnison und vertrat Dorohostajski als Starost. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass Bjałozar schon unter Ostrowski im Dienst war, was Pāvulāns' Behauptung erklären würde.

und Lastkähne angebunden werden konnten.<sup>53</sup> Da für diesen Konflikt keine Lösung in Sicht war, erlitt die Staatskasse der *Rzeczpospolita* große Verluste. Bei den Bürgern der Stadt wiederum rief der Streit eine starke Opposition gegenüber Polen-Litauen hervor, was die wirtschaftspolitische Zusammenarbeit zwischen Stadt und Staat schwächte.

Spannungen zwischen Riga und der Festung Dünamünde gab darüber hinaus auch wegen der Lotsen sowie wegen der Einfahrtsrechte in die Düna und in den Rigaer Hafen. Da es in der Düna viele Sandbänke gab und die Fahrrinne schmal war, benötigte man die Erfahrung der Lotsen. Schon während der Zeit des Deutschen Ordens hatte es zwei Gruppen von Lotsen gegeben, die Rigaer und die Dünamünder. Sowohl die einen als auch die anderen waren örtliche Bauern und Fischer, die vom Ordenskomtur die Erlaubnis erhalten hatten, das „unteutsche“ Amt des Lotsen zu betreiben. Nach der politischen Auflösung Livlands setzte eine starke Konkurrenz zwischen diesen beiden Gruppen ein; nicht selten kam es sogar zu Gewaltanwendung, wobei Riga seine Lotsen in seine Obhut nahm.<sup>54</sup> Der Konflikt kam auch in gegenseitigen schriftlichen Anschuldigungen und in langen Listen, auf denen die jeweiligen Verluste verzeichnet waren, zum Ausdruck. Die Lotsen beider Gruppen strebten das gleiche Ziel an: Sie wollten auf die Handelsschiffe kommen, die in Riga ein- und ausliefen. Dieser Konflikt dauerte mehrere Jahrzehnte. Noch 1612, als Riga und Dünamünde während des polnisch-schwedischen Krieges zeitweise gezwungen waren, angesichts der schwedischen Bedrohung zusammenzuhalten, hielt er an. Der Stellvertreter des Starosten von Dünamünde, Krasowicki, beschwerte sich damals beim Rat über die Schäden, die Rigaer Lotsen den Einwohnern von Dünamünde zugefügt hätten. Er verlangte eine Bestrafung derjenigen, die auf frischer Tat ertappt werden.<sup>55</sup>

In einem 1612 angefertigten Register, welches die Taten auflistete, durch die „Untergebenen von Dünamünde durch die Untergebenen der Stadt Riga“ Schaden zugefügt worden sei, finden sich Informationen über die Methoden, mit denen der Konkurrenzkampf der Lotsen geführt wurde. So hätten z.B. etliche Rigaer Lotsen Tag und Nacht an der Küste Wache gehalten und die Konkurrenten sogar mit Gewalt vertrieben, um die Einnahmen für sich zu behalten. Ein Kapitän namens *Kristof* habe den Dünamünder Lotsen *Simon Veikopust* angeblich schon im Rigaer Hafen „grausam“ zusammengeschlagen und das Schiff, das dieser begleiten sollte, einem Rigaer Lotsen namens *Lydak* übergeben. Bei *Lydak* wiederum habe es sich um einen ehemaligen Dünamünder Lotsen gehandelt, der jedoch vor einigen Jahren nach Riga geflohen sei. Noch im Hause des Kapitäns sei Simon weiter mit der Knute geschlagen worden; dort habe man ihn

<sup>53</sup> PĀVULĀNS, *Satiksmes ceļi* (wie Anm. 2), S. 186f.

<sup>54</sup> Ebenda, S. 187f.

<sup>55</sup> Krasowicki an den Rigaer Rat wegen der durch die städtischen Lotsen verursachten Verluste, Dünamünde, 1612, in: LVVA, 673/1/94, Bl. 94.

auch eingesperrt. In demselben Dokument wird noch von weiteren Fällen berichtet: Zwei Rigaer Lotsen, *Hermen Bryder* und *Eymbret Ceyrys*, sollen zwei Dünamünder Knechte vor Augen von Zeugen in der Düna ertränkt haben.<sup>56</sup> Die Verwaltung der Festung Dünamünde behauptete sogar, diese von Rigaer Lotsen ausgeübten Gewaltakte stünden vermutlich in engster Verbindung mit den Anweisungen des Rates, der sich dadurch gewisse Vorteile erhofft haben soll.<sup>57</sup>

Mit der Zeit wurde diese Lage auch für die polnische Verwaltung beunruhigend. Daher wurde versucht, die Aufgaben der beiden miteinander konkurrierenden Gruppen strikt aufzuteilen. Doch änderte dies nichts an der gespannten Lage.<sup>58</sup> Die zunächst noch verhältnismäßig harmlosen Konfrontationen drohten bald zu eskalieren. Am 17. November 1591 erklärte Ostrowski dem Rigaer Rat, dass er bereits eine Beschwerde an den König und an den Sejm über die „Rigaer Kriegsknechte“, die regelmäßig die Festung bedrohten, eingereicht habe. Er betonte dabei, er sei auch künftig bereit, für das eigene und das staatliche Eigentum mit der Waffe in der Hand zu kämpfen.<sup>59</sup>

1592 wurde dem Landtag (bzw. im Seimik) von Wenden eine Klageschrift vorgelegt, die beim König eingereicht werden sollte: Es handelte sich dabei um ein Schreiben von Ostrowskis Stellvertreter, Sebastian Gatowski. Dieser beschwerte sich darin über die Verletzung von Eigentumsrechten: Am 1. Juli sei ein Rigaer Trupp, „vom Rat bewogen“, sogar mit Kanonen, in zwei Schiffen über die Düna nahe an die Festung gesegelt. Unterwegs hätten die Besatzungen zwei polnische Knechte aus der Festung, die in jener Nacht „friedlich“ angelten, angegriffen. Der eine sei „auf der Stelle totgeschlagen und die Leiche ins Wasser versenkt“, der andere verletzt worden. Weiter heißt es, die Rigaer hätten zwei Fischnetze der Festung aus der Düna gezogen und in Besitz genommen. Nachdem sie ans Ufer gelangt seien, hätten sie die Festung umzingelt. Nur mit einem Angriff aus der Festung sei diese Gefahr abzuwenden gewesen. Vor ihrem Abzug hätten die Rigaer Pferde aus den festungseigenen Weiden und die Mägde an sich genommen und nach Riga gebracht. Auf ihrem Weg hätten sie an der Schloss-Insel Halt gemacht, auf der die 55 Dünamünder Lotsen lebten, die seit alters her die Schiffe von der Ostsee nach Riga und zurück geleitet hätten. Vierzehn von diesen Lotsen seien gefangengenommen worden. Auf Befehl des Rats seien sie in Riga grausam gefoltert worden. All dies

---

<sup>56</sup> Verzeichnis der Schäden, welche die Untergebenen Rigas den Dienern von Dünamünde zugerichtet haben, Dünamünde, 5.8.1612, in: LVVA, 673/1/94, Bl. 99f.

<sup>57</sup> Kurzes Verzeichnis der Schäden, welche der Festung Dünamünde und dem Schloss Neuermühlen angerichtet wurden, Dünamünde, 1612, in: LVVA, 673/1/93, Bl. 58.

<sup>58</sup> Jan Ostrowski an den Rigaer Rat über die gegenseitigen Konflikte, Dünamünde, 17.11.1591, in: LVVA, 673/1/101, Bl. 22.

<sup>59</sup> PĀVULĀNS, Satiksmes ceļi (wie Anm. 2), S. 188.



habe nur dem Zweck gedient, die Lotsen so einzuschüchtern, dass sie ihrer Arbeit nicht mehr nachgingen.<sup>60</sup>

Starost Ostrowski hatte bereits um 1585 das Recht erworben, von denjenigen Zoll zu verlangen, die Neuermühlen per Schiff passierten, dabei diente ihm die Aufrechterhaltung der Brücke über die Jägel als Vorwand. Zwar wurde der Zoll einkassiert, doch blieb die Brücke wohl in einem äußerst schlechten Zustand und behinderte den Rigaer Handel: Pferde sanken in den Damm ein, Wagen gingen kaputt. Allerdings hätte der Zoll wohl angehoben werden müssen, wenn die Brücke ordentlich repariert worden wäre. Auf dem Landtag von Wenden 1592 wurde beschlossen, die Reparatur der Brücke und des Damms von Neuermühlen nicht mehr aufzuschieben – der eingesunkene Damm werde bereits vom Jägel-See überschwemmt. Zudem erließ König Sigismund damals einen Befehl, der die Erhebung des unrechtmäßigen Zolls untersagte und die Beseitigung der übrigen Reisehindernisse bei Neuermühlen verlangte. Schließlich beschloss Riga, die Brücke mit eigenen Kräften zu reparieren, doch stellte sich Ostrowski diesem Ansinnen in den Weg. Als städtische Arbeiter 1593 in Neuermühlen waren, gab er seinem Stellvertreter Jan Zaleski den Schießbefehl. Daraufhin schickte Riga eine gut bewaffnete Truppe von Landsknechten, um die 200 Arbeiter und 40 Fuhrwerke zu beschützen (die Landsknechte kosteten die Stadt 1 449 Staatstaler an Sold). Es wurde sogar eine Schutzwand für die Arbeiter am Damm aufgestellt. Diese Maßnahmen halfen zwar, den Damm in Ordnung zu bringen, doch war dies mit dem erheblichen Kostenaufwand von 5 558 Talern verbunden – und der Damm war bereits 1595 wieder reparaturbedürftig.<sup>61</sup>

Es wird deutlich, dass in den meisten Fällen beide Seiten die Handlungen des jeweiligen Gegners als Unrecht empfanden. In den 1590er Jahren klagten die Herren von Dünamünde unaufhörlich über die Gewalt der Rigaer: Den Dünamünder Lotsen würden Schiffe entzogen, der Festung Einnahmen; die Rigaer entwendeten die in der Düna ausgelegten festungseigenen Fischernetze und versuchten, den Jägel-See zu kontrollieren, wobei viele Knechte und Untergebene der Festung bei der Verteidigung ihres Besitzes getötet worden seien; schließlich zerstörten die Rigaer den Damm bei Neuermühlen, den der Starost von Dünamünde „mit großem Kostenaufwand über die Sümpfe Rigas errichtet“ hätte. Erschienen Untergebene der Festung auf den Rigaer Markt, würden sie ständig misshandelt: „Sie können keine Waren kaufen“, da die Bürger den Festungsleuten die Ware abnähmen, sie einsperrten und verlangten, dass sie sich freikaufen. Leuten aus Dünamünde und Neuermühlen nehme man auf dem Rigaer

<sup>60</sup> Bei der in diesem Bericht erwähnten Schloss-Insel handelt es sich wohl um den Ort, an dem einst das sogenannte Blockhaus stand und von dem bereits 1590 im Schriftwechsel über den Leuchtturmbau die Rede war. Sebastian Gatowskis Beschwerde bei Sigismund III., König von Polen, über das Verhalten der Untergebenen der Stadt Riga, Dünamünde, Herbst 1592, in: LVVA, 673/1/100, Bl. 14.

<sup>61</sup> PÄVLĀNS, Satiksmes ceļi (wie Anm. 2), S. 163f.

Markt ein Zehntel des Getreides ab; die Preise, die sie erzielten, hätten nichts mit dem Wert der Ware zu tun, sondern man bezahle, wieviel man wolle. Als der Starost der Festung Dünamünde einmal abwesend war, habe ein Rigaer Syndikus „mit ein paar hundert Knechten“ Dutzende von Festungsleuten abgeführt und dann auf dieselbe Art Land bei Neuermühlen besetzt und bebaut.<sup>62</sup> Wie diese Beschwerden deutlich machen, fühlten sich die polnischen Offiziellen in ihren Einwänden gegen Riga im Recht. Die Bürger der Stadt wiederum sahen ihre Chance, neues Land unter dem Vorwand in ihren Besitz zu bringen, sie täten dies für eine gute Sache.

Seit dem Ende der 1580er Jahre lagen Dünamünde und Riga in einen weiteren Konflikt, bei dem es um das Recht ging, die Abgaben von Kaufleuten aus Kurland und Litauen, die über die Ostsee anreisten, einzuziehen. Am 10. Januar 1596 schrieb Ostrowski in dieser Angelegenheit dem Rat, wobei er sich auf einen Beschluss der Finanzverwaltung der *Rzeczpospolita* berief. In diesem werde geregelt, wie die betreffenden Kaufleute mit Abgaben, z.B. auch in Waren, zu belasten seien und wo die Zahlung erfolgen solle – „am Turm der Mauer diesseits der Düna“. Ostrowski informierte den Rat auch darüber, dass er einen Diener für diese Aufgabe abgeordnet habe und darauf hoffe, dass seine „wahren Freunde“ im Rat diesem Mann eine Wohnung und einen Dienstort zur Verfügung stellen würden.<sup>63</sup> Leider liefern die gesichteten Dokumente keine weiteren Information darüber, wie Riga auf diese Aufforderung reagierte. In Anbetracht der vorangegangenen Spannungen ist eher davon auszugehen, dass Ostrowski mit diesem Vorstoß nicht sehr weit gekommen sein dürfte.

Das Verhältnis zu Riga dürfte sich weiter verschärft haben, als der polnische Dienstmann Józef Dąmbrowski am 18. Juni 1590 beauftragt wurde, ein Zollamt für die Eintreibung der Abgaben von den vorbeifahrenden Schiffen einzurichten; Riga solle dafür Sorge tragen, so bat er den Rat, dass diese Arbeit nicht behindert werde.<sup>64</sup> Auch diesem Versuch der Einflussnahme auf die Geschicke der Stadt scheint kein Erfolg beschieden gewesen zu sein.

### *Schlussbemerkung*

Die Wirtschaftsmacht Rigas bewahrte der Stadt ihre Unabhängigkeit in den Jahren des Livländischen Krieges. Während sich im Lande große politische Veränderungen vollzogen, sich die rechtliche Lage und die Herrschaftsform veränderten, nutzte Riga die vertrackte Lage in den Kriegsjahren im eigenen Interesse. Während der zwanzig Jahre währenden

<sup>62</sup> Kurzes Verzeichnis der Schäden (wie Anm. 57), Bl. 58f.

<sup>63</sup> Jan Ostrowski an den Rigaer Rat wegen der zu zahlenden Abgaben der Kaufleute, Dünamünde, 10.1.1596, in: LVVA, 673/1/1245, Bl. 102.

<sup>64</sup> Józef Dąmbrowski an den Bürgermeister von Riga wegen der Einziehung von Zollabgaben, Dünamünde, 18.6.1590, in: LVVA, 673/1/1245, Bl. 13.

politischen und somit auch wirtschaftlichen Selbständigkeit der Stadt gab es nur wenig Übereinstimmung zwischen ihren ureigenen Interessen und denen der *Rzeczpospolita*. Kompliziert wurde das Verhältnis, weil Polen-Litauen auf der einen Seite intensiv nach Lösungen suchte, um die ökonomisch prosperierende und politisch attraktive Stadt zu unterwerfen, zugleich aber auf der anderen Seite nach außen gute Beziehungen mit Riga pflegen wollte. Der wesentliche Grund, warum sich Riga nicht dem polnischen König unterwarf, war ökonomisch: Riga wollte den Gewinn aus dem Übersee- und Dünahandel für sich behalten. Unter diesen Umständen waren Konflikte zwischen der Stadt und den in der Nähe liegenden polnisch-litauischen Zentren, vor allem der Festung Dünamünde, unausweichlich. Auch nachdem sich Riga Stephan Báthory unterworfen hatte, bewahrte es seine wirtschaftliche und politische Selbständigkeit. Es wurde jedoch deutlich, dass die Zentralmacht nur geringfügigen Einfluss auf ihre Repräsentanten an der Düna hatte, wenn die Spannungen zu offenen Konflikten mit jenen polnischen Verwaltern eskalierten, die Rigas Selbständigkeit einzuschränken suchten.

Der Verlauf des lang andauernden und recht facettenreichen Konflikts zwischen Riga und der Festung Dünamünde spiegelt zum einen die unterschiedlichen Ziele Rigas und der *Rzeczpospolita*. Zweitens zeigt er die bis zur Gewaltanwendung reichenden Methoden, mit welchen beide Seiten ihre Ziele zu verwirklichen suchten. Drittens schließlich erkennt man die schwierige Lage, in der sich die Anwohner der Region befanden. Einerseits waren sie den Konflikten ihrer Herren hilflos ausgeliefert, die für sie nicht selten den Tod bedeuten konnten. Andererseits nahmen sie – und dies gilt in erster Linie für die Rigaer und Dünamünder Lotsen – auch aktiv an den Konflikten teil. Dabei vermitteln die Dokumente, die von diesem Konflikt zeugen, eine zumeist sehr subjektive Sicht. Nach den bislang bearbeiteten Quellen und angesichts älterer Studien waren beide Seiten stets darum bemüht, die Schuld ausschließlich beim jeweiligen Gegner zu suchen. Riga selbst war sich nicht zu schade, zur Wahrung der eigenen Interessen eine durchaus kühne, ja sogar aggressive Politik zu führen, um seine Macht und seinen Einfluss auf der Düna zu bewahren. Sicherlich liegen die Gründe hierfür in wirtschaftlichen Erwägungen.

Riga, der gleich nach Danzig zweitgrößte Hafen Polen-Litauens, blieb bis zum Herbst 1621 mit der *Rzeczpospolita* verbunden. Damals wurde die Stadt nach langer Belagerung von den Schweden eingenommen und blieb für die folgenden 90 Jahre schwedisch. Interessanterweise bezeichneten z.B. die polnischen Historiker des 17. Jahrhunderts den Verlust Rigas als Katastrophe.<sup>65</sup> Die Bedeutung Rigas für die *Rzeczpospolita* dürfte sich allein daraus schon erschließen.

---

<sup>65</sup> Siehe z.B. JAN KUNOWSKI: *Ekspedycja inflantska 1621 roku* [Der Kriegszug nach Livland im Jahr 1621], hrsg. von WOJCIECH WALCZAK und KAROL ŁOPATECKI, Białystok 2007, S. 16.

SUMMARY

---

*Conflicts Over Dünamünde Castle  
The Relations between the City of  
Riga and the Rzeczpospolita from  
1561 to Early 17<sup>th</sup> Century*

During the mid-16th century, Livonia experienced rapid political changes. As a result of political struggles and the Livonian War, the Livonian legacy was divided between its neighbours. The City of Riga, one of the most prominent centres in the region, also played an important and distinctive role in these processes and it was able to remain independent until 1582, when it succumbed to Polish-Lithuanian King Stephen Báthory. However, the relations between Riga and the Rzeczpospolita with its institutions remained complicated. The article reflects these complicated relations between Riga and the Rzeczpospolita, based on Polish written sources of the Latvian State History Archive demonstrating the viewpoint of the officials of the Rzeczpospolita. To illustrate the complex relations, the author uses the lasting conflict on Dünamünde fortress because of the right to control shipping traffic between the port of Riga and the sea. The article examines the period between the collapse of Livonia and the beginning of the Polish-Swedish war in 1600.

The economic power of Riga in the middle of the 16<sup>th</sup> century was the reason for the city's capability to keep its independence at least for some time. During this period, Riga's interests did not coincide with those of the internally unstable Rzeczpospolita that was trying on the one hand to subjugate the city and on the other hand to keep outwardly good relations. The main motivation of Riga was to keep its earnings from maritime trade. According to the circumstances mentioned above, conflicts over Dünamünde castle and other strongholds ruled by Poland-Lithuania were inevitable. Moreover, the situation did not change so much even after Riga legally obeyed to Báthory. The city tried to maintain certain economic and even political independence which was possible because of the internal disorder in the Rzeczpospolita and in its province in Livonia.

On the issue of Riga's conflict with the Polish power centre in Dünamünde, the intentions of both the city and the Rzeczpospolita are revealed as well as the methods used by the conflicting sides to realize their aims. Moreover, it sheds some light on the difficult position of the local Latvians who, on the one hand, suffered even with their lives, whereas they took part, on the other hand, in the economic, political and military life of the territory, as for example with the Dūna pilots from Riga and Dünamünde. Actually, both sides are to blame for the continuation of the conflict. In any

## Streit um die Festung Dünamünde

case, Riga as well as the Rzeczpospolita, maintained an aggressive policy in order to foster their respective influence and power which was, accordingly, nothing unheard of in this period of political deceit and military violence.

# „Konfessionalisierung“ als historischer Einschnitt: Zur unterschiedlichen Entwicklung in Lettgallen und im übrigen Lettland

---

---

VON MANFRED VON BOETTICHER

An Lettgallen – bei der Frage nach Beginn und Gründen der „Sonderentwicklung“ des Gebietes – scheiden sich die Geister. War das Land schon immer etwas Besonderes? Welche historischen Faktoren, und seit wann, lassen sich für eine eigenständige Entwicklung bestimmen? War es im 17. Jahrhundert, als die Region in den Polnisch-Litauischen Staat integriert wurde,<sup>1</sup> oder bestand schon lange vorher eine eigene regionale Identität, möglicherweise als Folge vermeintlicher Staatsgründungen im östlichen Lettland in der Zeit vom 9. bis zum 13. Jahrhundert?<sup>2</sup>

Vor allem in Darstellungen des „Lettgallischen Forschungsinstituts“ (*Latgaļu Pētniecības institūts*) werden gern weit zurückliegende Momente hervorgehoben,<sup>3</sup> und nur so ist die in Rēzekne erschienene Kulturgeschichte Lettgallens „von der Steinzeit bis heute“ zu verstehen.<sup>4</sup> Zumindest haben nach solchen Vorstellungen bei der Herausbildung der Identität der Region die aus dem Mittelalter herrührenden Aspekte ebenso große Bedeutung wie solche, die auf neuzeitliche Ereignisse zurückzuführen sind.<sup>5</sup>

---

<sup>1</sup> Vgl. REINHARD WITTRAM: Baltische Geschichte. Die Ostseelände Livland, Estland, Kurland 1180–1918. Grundzüge und Durchblicke, München 1954, S. 87.

<sup>2</sup> HENRIHS SOMS, ALEKSANDRS IVANOV: Historical Peculiarities of Eastern Latvia (Latgale): Their Origin and Investigation, in: Regional Identity of Latgale, hrsg. von HENRIHS SOMS, Riga 2002 (Humanities and Social Sciences. Latvia, 2002, 3 [36]), S. 5-21, hier S. 9.

<sup>3</sup> So die Einleitung der Redaktion in: Acta Latgalica, Bd. 1, München 1965: „Die Baltische Provinz Lettgallien hat schon vor undenklichen Zeiten mit ihrer Sprache, Kultur und Geschichte existiert.“

<sup>4</sup> So PĒTERIS ZEILE: Latgales kultūras vēsture. No akmens laikmeta līdz mūsdienām [Kulturgeschichte Lettgallens von der Steinzeit bis heute], Rēzekne 2006.

<sup>5</sup> SOMS, IVANOV, Historical Peculiarities (wie Anm. 2), S. 6. Demgegenüber zurückhaltender: HENRIHS SOMS: Entstehung der regionalen Identität Lettgallens (Latgale), in: Regionale Geschichtskultur. Phänomene – Projekte – Probleme aus Niedersachsen, Westfalen, Tschechien, Lettland, Ungarn, Rumänien und Polen, hrsg. von JOACHIM KUROPKA, Berlin 2010 (Geschichte. Forschung und Wissenschaft, 37), S. 151-171, hier S. 164.

### *Ältere Traditionen?*

Ausgehend von der Überzeugung einer schon immer bestehenden regionalen Eigenständigkeit Lettgallens und seiner Einwohner lebten demnach im Osten Lettlands am rechten Ufer der Düna vom 13. bis ins 16. Jahrhundert „Lettgaller“. Dabei wird festgestellt, dass es sich bei Lettgallen um „eine besonders alte Region“ handelt,<sup>6</sup> und behauptet, dass die Identität dieser Bevölkerung bis heute konstant geblieben sei.<sup>7</sup> Vom „lettgallischen Staat Jersika“ ist die Rede, der 1209 von den Deutschen erobert wurde.<sup>8</sup> Seit dem 16. Jahrhundert spielten demnach jene Lettgaller bei der Herausbildung einer einheitlichen lettischen Nation eine wichtige Rolle, die vom 14. bis ins 16. Jahrhundert in „Vidzeme“ siedelten und sich mit Selen assimilierten.<sup>9</sup> Trotz ständiger, häufig feindlicher Einflüsse von außen konnten nach solcher Vorstellung „die alten Lettgaller, die Vorgänger der modernen Lettgaller“, seit dem Mittelalter, als sie vom 7. bis ins 13. Jahrhundert „ihre eigenen Staaten im Osten des heutigen Lettlands schufen“, ihre Identität bis ins 20. Jahrhundert bewahren.<sup>10</sup> Auch ihre eigene Sprache hatte demnach gegenüber der Sprache der jeweils Herrschenden Bestand (vom 13.–16. Jahrhundert Deutsch und Latein, 1561–1772 Polnisch, 1772–1917, 1940–1989 Russisch, 1917–1940 und seit 1990 Lettisch).<sup>11</sup>

Als konstitutiv für das Selbstverständnis der heutigen lettgallischen Bevölkerung gilt weiterhin unbestritten ihr Katholizismus, wie er sich in dieser Region im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat. Das Zusammenwachsen (*amalgamation*) lettgallischer Folklore und katholischer Moralvorstellungen schuf demnach die heutige Identität der Lettgaller,<sup>12</sup> wobei ein Einfluss des Katholizismus seit dem 14. Jahrhundert angenommen wird.<sup>13</sup> So braucht es nicht zu verwundern, wenn man sich im heutigen Lettgallen in einer Traditionslinie mit der Christianisierung des alten Livland sieht, die bis zu den Anfängen der Missionierung am Ende des 12. Jahrhunderts zurückzuverfolgen sei. Mit einer solchen Überzeugung hatte der 1832 in Lettgallen aufgewachsene Gustaw Baron von Manteuffel wesentlich an der Entstehung eines historiografischen Prachtbandes zur Geschichte der „Terra Mariana“, des „Marienlandes“, mitgewirkt, der 1888

<sup>6</sup> Ebenda, S. 161.

<sup>7</sup> PĒTERIS ZEILE: Latgaliešu etnomentālītāte un kultūra [Lettgallische Ethnomentalität und Kultur], in: Acta Latgalica Bd. 9, Daugavpils 1997, S. 273–299, besonders S. 281.

<sup>8</sup> LEONHARDS LATKOVSKIS: Aglona: A History of the Church and Monastery (Illustrated), Rēzekne 2009, S. 18.

<sup>9</sup> ILGA APINE: The Ethnic Mentality of Latgalians, in: Regional Identity of Latgale (wie Anm. 2), S. 22–31, hier S. 23.

<sup>10</sup> SOMS, IVANOVŠ, Historical Peculiarities (wie Anm. 2), S. 9.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 9f.

<sup>12</sup> APINE, Ethnic Mentality (wie Anm. 9), S. 25.

<sup>13</sup> Ebenda, S. 26f.

für Papst Leo XIII. angefertigt und ihm 1889 überreicht wurde.<sup>14</sup> Auch wenn bei der Bildung des Begriffs im 13. Jahrhundert mit diesem Namen der noch nicht eroberte Raum des gesamten späteren Livland gemeint war – es ist heute das Lettgallische Forschungsinstitut, das sich der Editions-geschichte des Albums angenommen hat<sup>15</sup> und jene christlich-katholische Überlieferung als vor allem auch lettgallisch begreift.<sup>16</sup>

Dabei hat man jedoch zu berücksichtigen, dass der Name Lettgallen (*Latgale*) keine historische Kontinuität besitzt. In den Chroniken des 13. Jahrhunderts wurden die Bezeichnungen *Letthigalli* und *Letthi* offenbar synonym gebraucht.<sup>17</sup> Im Rückgriff auf diesen mittelalterlichen Sprachgebrauch verbreitete sich der heutige Name „Latgale“ für jene Region erst im Rahmen des nationalen Erwachens zu Beginn des 20. Jahrhunderts.<sup>18</sup> Auch Vorstellungen frühmittelalterlicher Staatlichkeit im Bereich des heutigen Lettgallen wurden in der Forschung längst wiederlegt.<sup>19</sup> Zudem stellt sich die Frage, ob eine die Jahrhunderte überdauernde Traditionslinie des Katholizismus tatsächlich konstitutiv sein kann für die Bevölkerung Lettgallens. „Marienland“ war das alte Livland zunächst einmal nur für die westlichen Eroberer. Auch die lettgallische Forschung räumt dies ein, wenn festgestellt wird, dass das Land zunächst lediglich der Hl. Maria

<sup>14</sup> HENRIHS SOMS: *Albuma Terra Mariana idejas īsa vēsture: personības, sociālā un politiskā motivācija* [Eine kurzgefasste Geschichte der Idee des Albums *Terra Mariana*: die Persönlichkeiten, die sozialen und politischen Motivationen], in: *Terra Mariana 1186–1888. Albums un komentāri*, Bd. 2, hrsg. von Latvijas Nacionālā bibliotēka in Verbindung mit der Biblioteca Apostolica Vaticana, wiss. Redaktion von ANDRIS LEVANS, Redaktionsrat HENRIHS SOMS, ANDRIS VILKS u.a., Modena 2013 (*Codices e Vaticanis Selecti. Series Minor*, 16), S. 8-10; KRZYSZTOF ZAJAS: Gustaw Manteuffel (1832–1916) – ein vergessener polnisch-livländischer Historiker, in: *Geisteswissenschaften und Publizistik im Baltikum des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*, hrsg. von NORBERT ANGERMANN, WILHELM LENZ und KONRAD MAIER, Berlin 2011 (*Schriften der Baltischen Historischen Kommission*, 17), S. 291-311, hier S. 295f.

<sup>15</sup> Siehe dazu ALEKSANDRS IVANOV: *Albums Terra Mariana 1186–1888 Latvijas historiogrāfijā* [Das Album *Terra Mariana 1186–1888* in der Historiografie Lettlands], in: *Terra Mariana 1186–1888* (wie Anm. 14), S. 24f.

<sup>16</sup> Vgl. zuletzt bei der Präsentation des Albums am 19. November 2015 in Minsk: <http://lpi.du.lv/> (letzter Zugriff 18.1.2016).

<sup>17</sup> MANFRED HELLMANN: *Das Lettenland im Mittelalter. Studien zur ostbaltischen Frühzeit und lettischen Stammesgeschichte, insbesondere Lettgallens*, Münster und Köln 1954 (*Beiträge zur Geschichte Osteuropas*, 1), S. 2f.

<sup>18</sup> SOMS, IVANOV, *Historical Peculiarities* (wie Anm. 2), S. 7.

<sup>19</sup> Vgl. bereits LEONID ARBUSOW: *Frühgeschichte Lettlands*, Riga 1933 (*Dommuseum der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga*, 3), S. 22f.; HELLMANN, *Lettenland* (wie Anm. 17), S. 12ff., 17; ILGVARS MISĀNS: „Wir waren immer ein Kriegervolk.“ Die Darstellung der ostbaltischen Kreuzzüge in der lettischen Geschichtsschreibung, in: *Lippe und Livland. Mittelalterliche Herrschaftsbildung im Zeichen der Rose*, hrsg. von JUTTA PRIEUR, Bielefeld 2008 (*Sonderveröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen und Historischen Vereins für das Land Lippe e.V.*, 82), S. 185-207, hier S. 189f.



geweiht, aber noch lange kein christliches Land war.<sup>20</sup> Daran hatte sich wohl auch noch nach Jahrhunderten wenig geändert, wie dies aus Aufzeichnungen polnischer Jesuiten hervorgeht, die von 1583 bis 1621 ein Kolleg in Riga unterhielten.<sup>21</sup> Berichte eines Priesters von einer Missionsreise, die ihn von Riga an die russische Grenze führte, also auch durch den heute lettgallischen Raum, zeigen, wie wenig dort noch um das Jahr 1600 der christliche Glaube bei der ländlichen Bevölkerung verankert war. In der Gegend von Rositten und Ludzen hatte man damals bereits seit 70 Jahren keinen Pfarrer mehr gesehen.<sup>22</sup> Von einer römisch-katholischen Identität im heutigen Sinn kann bei der lettischen Landbevölkerung zu Beginn des 17. Jahrhunderts weder im heutigen Lettgallen noch in den übrigen Gebieten Lettlands die Rede sein.<sup>23</sup>

Bisweilen wird die Entwicklung in Lettland nach dem Zusammenbruch der Herrschaft des Livländischen Ordens im 16. Jahrhundert als Wiederherstellung älterer Strukturen interpretiert: „Ist das nicht nett, die alten livländischen Grenzen wurden beseitigt, die früheren lettgallischen Länder in Lettgallen und Livland waren wieder zusammen.“<sup>24</sup> Zur Erklärung des folgenden Verschwindens der „Lettgaller“ im heute westlichen Lettland werden äußere Faktoren angeführt: Zu Beginn der polnischen Zeit wurde demnach die lettgallische Bevölkerung westlich des Flusses Ewst in den Kriegen dezimiert oder starb an der Pest und anderen Krankheiten, woraufhin Einwohner aus Semgallen und Kurland dorthin einwanderten.<sup>25</sup>

### *Jüngere Entwicklungen?*

Auch von lettgallischen Forschern heute wird eingeräumt, dass ein beträchtlicher Wandel des Landes erst seit dem 17. Jahrhundert eingetreten ist.<sup>26</sup> Im alten Livland gab es seit Einführung staatlicher Strukturen durch die deutschen Eroberer kaum sichtbare Unterschiede zwischen

<sup>20</sup> LATKOVSKIS, Aglona (wie Anm. 8), S. 18.

<sup>21</sup> WILHELM MANNHARDT: Letto-Preußische Götterlehre = Latviešu Prūšu mitoloģija, hrsg. von der Lettisch-Literarischen Gesellschaft, Riga 1936 (Magazin der Lettisch-Literarischen Gesellschaft = Latviešu Literāriskās biedrības Magazīna, 21), S. 438–458; vgl. YVONNE LUVEN: Der Kult der Hausschlange. Eine Studie zur Religionsgeschichte der Letten und Litauer, Köln, Weimar und Wien 2001 (Quellen und Studien zur Baltischen Geschichte, 17), S. 282ff.

<sup>22</sup> HEINRIHS STRODS: Latvijas Katoļu Baznīcas vēsture (1075–1995) [Geschichte der katholischen Kirche Lettlands (1075–1995)], Riga 1996, S. 167.

<sup>23</sup> Entsprechend auch SOMS, Entstehung (wie Anm. 5), S. 169.

<sup>24</sup> ZEILE, Latgales kultūras vēsture (wie Anm. 4), S. 158.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 186.

<sup>26</sup> „Be that as it may, all the researchers conclude that it is only from the 17<sup>th</sup> century that the history of Latgale was influenced to a considerable extent by several factors that determined its specified history, which was different from that of the rest of Latvia.“ SOMS, IVANOVs, Historical Peculiarities (wie Anm. 2), S. 12; entsprechend APINE, Ethnic Mentality (wie Anm. 9), S. 23.

den heutigen Regionen Lettlands. Erst der Waffenstillstand von Altmark zwischen Polen und Schweden im Jahr 1629 mit der Teilung in einen polnischen und einen schwedischen Teil Livlands wurde zum Scheidepunkt für die weitere Entwicklung Lettgallens.<sup>27</sup> Von diesem äußeren Ereignis her rührte die administrative Trennung Lettgallens vom restlichen Lettland. Durch die Reformation im 16. Jahrhundert wurden Estland und das westliche Lettland zu lutherisch geprägten „nordeuropäischen Ländern“, während in Lettgallen unter polnischer Herrschaft die Gegenreformation zum Tragen kam und das Land eine andere Entwicklung nahm.<sup>28</sup> Wenn aber nach solcher Vorstellung die „Sonderentwicklung“ Lettgallens erst mit dem Waffenstillstand von 1629 begonnen haben soll<sup>29</sup> – kann damit erklärt werden, wie die folgende Entwicklung im westlichen und östlichen Lettland in so kurzer Zeit zu einem so einschneidenden Wandel im Selbstverständnis der jeweiligen Bevölkerung geführt haben sollte?

### *„Konfessionalisierung“ als allgemeine Erscheinung*

In diesem Zusammenhang ist kurz auf die Historikerdiskussion zur „Konfessionalisierung“ einzugehen, die in den letzten Jahrzehnten die deutsche Forschung zur frühneuzeitlichen Geschichte Europas bestimmt hat und vor dem Hintergrund von Reformation und Gegenreformation im 16. und 17. Jahrhundert den Blick auf das Ineinandergreifen von Kirche, Staat und Gesellschaft richtete. Hervorgehoben wird dabei, dass die „lutherische Konfessionalisierung“, die „katholische Konfessionalisierung“ und die „calvinistische Konfessionalisierung“<sup>30</sup> alle in ähnlicher Weise einen staatlichen, kirchlichen und gesellschaftlichen Neubeginn in den betreffenden Ländern bzw. Territorien bedingt hätten. Damit wurde eine Erscheinung herausgearbeitet, die als gesellschaftlicher „Fundamentalvorgang“ das „öffentliche und private Leben in Europa tiefgreifend umpflügte, und zwar in meist gleichlaufender, bisweilen auch gegenläufiger Verzahnung mit der Herausbildung des frühmodernen Staates und mit der Formierung einer neuzeitlichen Untertanengesellschaft“.<sup>31</sup> Mit Hilfe durchgreifender

<sup>27</sup> ROBERTS FELDMANIS: *Latvijas baznīcas vēsture* [Kirchengeschichte Lettlands], 2. Aufl., Riga 2011, S. 132f.; SOMS, IVANOVŠ, *Historical Peculiarities* (wie Anm. 2), S. 12; entsprechend letztlich auch SOMS, *Entstehung* (wie Anm. 5), S. 165.

<sup>28</sup> SOMS, IVANOVŠ, *Historical Peculiarities* (wie Anm. 2), S. 18.

<sup>29</sup> So ERNST BENZ: *Zwischen konfessioneller, regionaler und nationaler Identität. Die Katholiken in Lettgallen und Lettland im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Konfession und Nationalismus in Ostmitteleuropa. Kirchen und Glaubensgemeinschaften im 19. und 20. Jahrhundert*, hrsg. von KONRAD MAIER, Lüneburg 1998 (Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte VII/1998, 2) S. 443-481, hier S. 444.

<sup>30</sup> HEINZ SCHILLING: *Die Konfessionalisierung im Reich. Religiöser und gesellschaftlicher Wandel in Deutschland zwischen 1555 und 1620*, in: *Historische Zeitschrift* 246 (1988), S. 1-45, hier S. 6.

<sup>31</sup> Ebenda, S. 6.

kirchenpolitischer Maßnahmen gelang es dadurch der jeweiligen Obrigkeit, Glauben und Denken ihrer Untertanen unmittelbar zu beeinflussen und innerhalb ihres jeweiligen Machtbereichs in relativ kurzer Zeit zu vereinheitlichen.<sup>32</sup>

Auch wenn man der häufiger vertretenen These einer damit verbundenen allgemeinen „Modernisierung“ nicht folgen will,<sup>33</sup> ist dadurch nicht nur die Bedeutung der Religion und deren Verknüpfung mit einer intensiveren staatlichen Herrschaft in der Frühen Neuzeit in den Mittelpunkt der historischen Forschung gerückt. In gleicher Weise gilt die Aufmerksamkeit dem radikalen Wandel, der damals Staat und Gesellschaft zwar unterschiedlich nach den verschiedenen Konfessionen, doch letztlich in gleicher Weise erfasst hat. Zu dem ganzen Bündel von Änderungen, die in den jeweiligen Territorien den gesellschaftlichen Wandel im Rahmen der „Konfessionalisierung“ bewirkten, gehörten demnach konfessionsübergreifend unter anderem eine „Internalisierung der neuen Ordnung durch Bildung“ und eine „Beeinflussung der Sprache“.<sup>34</sup> Gerade auf den letzten Aspekt ist im gegebenen Zusammenhang hinzuweisen, wobei im deutschen Sprachraum zwar keine durch die Konfessionen bestimmten unterschiedlichen Regionalsprachen ausgemacht werden können, wohl aber eine ganze Reihe sprachlicher Phänomene, die seit dem 16. und 17. Jahrhundert den Einfluss der jeweiligen Konfessionen auf die Sprachpraxis deutlich machen.<sup>35</sup> Im Verlauf der weiteren Diskussion wurde dann weniger der Zusammenhang von Konfessionalisierung und Staatsbildung betont;<sup>36</sup> vor allem für Polen-Litauen, einem Staatswesen ohne starke Zentralgewalt, wurde im Zusammenhang mit der sichtbaren katholischen Konfessionalisierung die Bedeutung des Adels hervorgehoben, der seit dem 16. Jahrhundert seine privilegierte Stellung mit dem Katholizismus identifi-

<sup>32</sup> Ebenda, S. 31f.

<sup>33</sup> WOLFGANG REINHARD: Sozialdisziplinierung – Konfessionalisierung – Modernisierung. Ein historischer Diskurs, in: Die Frühe Neuzeit in der Geschichtswissenschaft. Forschungstendenzen und Forschungserträge, hrsg. von NADA BOŠKOVSKA LEIMGRUBER, Paderborn u.a. 1997, S. 39-55, hier S. 55.

<sup>34</sup> WOLFGANG REINHARD: Zwang zur Konfessionalisierung? Prolegomena zu einer Theorie des konfessionellen Zeitalters, in: Zeitschrift für Historische Forschung 10 (1983), S. 257-277, hier S. 263.

<sup>35</sup> JÜRGEN MACHA: Frühneuzeitliche Sprachpraxis und der Einfluss der Konfessionen, in: Konfession und Sprache in der Frühen Neuzeit. Interdisziplinäre Perspektiven, hrsg. von JÜRGEN MACHA, ANNA-MARIA BALBACH und SARAH HORSTKAMP, Münster u.a. 2012 (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit, 18), S. 99-112, hier S. 110 ff.

<sup>36</sup> HEINRICH RICHARD SCHMIDT: Sozialdisziplinierung? Ein Plädoyer für das Ende des Etatismus in der Konfessionalisierungsforschung, in: Historische Zeitschrift 265 (1997), S. 639-682, vor allem S. 682; WOLFGANG REINHARD: „Konfessionalisierung“ auf dem Prüfstand, in: Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa. Wirkungen des religiösen Wandels im 16. und 17. Jahrhundert in Staat, Gesellschaft und Kultur, hrsg. von JOACHIM BAHLCKE und ARNO STROHMEYER, Stuttgart 1999 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 7), S. 79-88, vor allem S. 87f.

zierte und sich um so deutlicher von den Nachbarstaaten – dem lutherischen Schweden, dem calvinistischen Brandenburg und dem orthodoxen Russland – abgrenzte.<sup>37</sup> Davon unberührt, blieb es dabei, die Bedeutung der Konfessionalisierung bei der Ausformung eines möglichst homogenen Untertanenverbandes hervorzuheben – nicht als historische Kategorie, die bereits von sich aus etwas erklären könnte, sondern als „wissenschaftliches Paradigma“, das die Komplexität der entsprechenden Ereignisse zu untersuchen auffordert und zu einem überregionalen Vergleich einlädt. Als Ergebnis aber kann dennoch als analoge Erscheinung die allgemeine Feststellung gelten: „Die Konfessionalisierung gestaltete die Gesellschaft an den Wurzeln um“;<sup>38</sup> der jeweilige staatliche und gesellschaftliche Wandel erfolgte entlang den damals bestehenden territorialen Grenzen.

### *Beispiele aus Deutschland*

Als Beispiel einer solchen neuen auch gesellschaftlich scharfen Grenzziehung als Folge unterschiedlicher Konfessionalisierung möchte ich aus dem deutschen Sprachraum drei Dörfer östlich von Göttingen anführen: Hohengandern, Kirchgandern und Niedergandern. Im Mittelalter stellten sie, wie ihr Name sagt, eine Einheit dar – bezogen auf das Kirchdorf „Kirchgandern“. Durch Verpfändung gelangten die Ortschaften im 15. Jahrhundert an verschiedene Landesherrn, die Fürsten zu Braunschweig-Grubenhagen und die Erzbischöfe von Mainz, die im 16. Jahrhundert für ihre Territorien jeweils in unterschiedlicher Weise die lutherische bzw. katholische Konfessionalisierung durchsetzten. Die frühere Einheit riss ab – die katholischen Orte, Kirchgandern und Hohengandern, liegen heute in dem zu Thüringen gehörenden Eichsfeld, das lutherische Dorf Niedergandern gehört zu Niedersachsen. Noch heute gibt die unterschiedliche Konfession den jeweiligen Ortschaften ihr eigenes Aussehen und nichts – außer dem Namen – deutet auf die mittelalterliche Gemeinsamkeit hin. Eine zunächst zufällige Grenzziehung wurde nicht nur zu einer Grenze zwischen zwei heutigen Bundesländern, sondern bedingte durch die unterschiedliche Konfessionalisierung auch eine tiefgreifende Trennung im Selbstverständnis der jeweiligen Bevölkerung.

Ein weiteres Beispiel aus Deutschland, aus dem Rheingebiet, wo in einem Raum, der seit dem Mittelalter eine gemeinsame rheinfränkische

---

<sup>37</sup> KARIN FRIEDRICH: Konfessionalisierung und politische Ideen in Polen-Litauen (1570–1650), in: Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa (wie Anm. 36), S. 249–265, hier S. 264.

<sup>38</sup> HEINZ SCHILLING: Das konfessionelle Europa. Die Konfessionalisierung der europäischen Länder seit Mitte des 16. Jahrhunderts und ihre Folgen für Kirche, Staat, Gesellschaft und Kultur, in: Konfessionalisierung in Ostmitteleuropa (wie Anm. 36), S. 13–62, hier S. 48.

Bevölkerung aufweist,<sup>39</sup> Territorien mit einer nachdrücklich lutherischen, später calvinistischen Konfessionalisierung<sup>40</sup> an die früheren Erzstifte Trier und Mainz grenzten, die in der frühen Neuzeit ebenso nachdrücklich den Katholizismus behaupteten. Noch heute sind in den Nachbarstädten Wiesbaden und Mainz die unterschiedlichen Folgen gegenläufigen Konfessionalisierung besonders zur Karnevalszeit erkennbar: Während im protestantischen Wiesbaden der Rosenmontag einen normalen Arbeitstag darstellt und man nur mit Mühe die angeordneten Festlichkeiten begeht, ist am anderen Ufer des Main im katholischen Mainz an diesem Tag an Arbeit nicht zu denken.

Für unseren Zusammenhang wird deutlich: Ein oder zwei Jahrhunderte reichten aus, um im Rahmen einer unterschiedlichen Konfessionalisierung zu beiden Seiten einer Grenze einen entsprechend unterschiedlichen tiefen mentalen Wandel der jeweiligen Bevölkerung aufkommen zu lassen.

### *Zurück nach Livland: Zur Rolle des Adels*

Ein solcher umfassender Ansatz von „Konfessionalisierung“ wurde bislang für die baltischen Länder nicht versucht,<sup>41</sup> obwohl gerade hier die politischen und gesellschaftlichen Folgen unterschiedlicher Konfessionsbildung in besonderer Weise zutage treten. Als Träger einer solchen Konfessionalisierung erscheint dabei in der polnisch-litauischen *Rzeczpospolita*

<sup>39</sup> Vgl. den dtv-Atlas zur deutschen Sprache. Tafeln und Texte, hrsg. von WERNER KÖNIG und HANS-JOACHIM PAUL, München 1978, S. 66.

<sup>40</sup> Vgl. SEBASTIAN SCHMIDT: Glaube – Herrschaft – Disziplin. Konfessionalisierung und Alltagskultur in den Ämtern Siegen und Dillenburg (1538–1683), Paderborn u.a. 2005 (Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Landesverband Westfalen-Lippe, Münster. Forschungen zur Regionalgeschichte, 50).

<sup>41</sup> Demgegenüber verfolgt das vierbändige Werk *Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721*, hrsg. von MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLZ und ANTON SCHINDLING, Teil 1–4, Münster 2009–2012 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 69–72), an keiner Stelle den übergreifenden, Staat und Gesellschaft einbeziehenden Prozess. Insbesondere ALEKSANDER LOIT begreift in seinem Beitrag: *Reformation und Konfessionalisierung in den ländlichen Gebieten der baltischen Lande von ca. 1500 bis zum Ende der schwedischen Herrschaft*, in: ebenda, Teil 1, S. 49–215, „Konfessionalisierung“ lediglich im engeren kirchenhistorischen Sinn. Auch ENN TARVEL weicht in seinem Beitrag *Kirche und Bürgerschaft in den baltischen Staaten im 16. und 17. Jahrhundert*, in: ebenda, Teil 3, S. 17–99, jedem übergreifenden Begriff der „Konfessionalisierung“ aus; siehe die Rezension von GVIDO STRAUBE: [http://www.perspectivia.net/publikationen/francia/francia-recensio/2015-1/FN/asche-buchholz-schindling\\_straube](http://www.perspectivia.net/publikationen/francia/francia-recensio/2015-1/FN/asche-buchholz-schindling_straube) (letzter Zugriff 20.1.2016), wobei der Autor allerdings meint, für das Baltikum vor 1721 kaum von einer Konfessionalisierung sprechen zu können. Ähnlich kritisch, wenn auch teilweise aus anderen Gründen, die Rezensionen von JÜRGEN BEYER, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 5 (2010), S. 307–515; ANTI SELART, in: ebenda 7 (2012), S. 215–218; MADIS MAASING, in: ebenda 8 (2013), S. 276–280.

wie im angrenzenden baltischen Gebiet weniger die Landesherrschaft als vielmehr der Adel, der allein sich hier in der Frühen Neuzeit im Vollbesitz der „Bürgerrechte“ befand.<sup>42</sup> Spätestens nach der Teilung des bis 1629 bestehenden polnischen „Herzogtums jenseits der Düna“ (*Pārdaugavas hercogiste*) in ein schwedisches und ein polnisches Livland tritt ein diametraler Unterschied in der Stellung des ritterschaftlichen Adels in Livland und in Litauen-Polen hervor. Im schwedischen Teil Livlands behaupteten die Ritterschaften – ebenso wie in Kurland und in Estland – ihr landständisches Korporationsrecht gegenüber der Landesherrschaft. Ihre Rechte in der regionalen Landesverwaltung einschließlich des Gebrauchs der deutschen Amtssprache und der lutherischen Konfession wurden festgeschrieben.<sup>43</sup> In „polnisch Livland“, d.h. im heutigen Lettgallen, konnte sich dagegen auf die Dauer die auf das Warschauer Zentrum ausgerichtete polnische „Adelsrepublik“ durchsetzen. Ohne Korporationsrechte einer regionalen Selbstverwaltung ging der bis dahin deutsche Adel, trotz eines eigenen „Landtags“,<sup>44</sup> als Teil eines gemeinsamen polnischen, litauischen und ruthenischen Adels bald in dessen Gesamtheit auf. Bedeutsam war es dabei, dass Vertreter des dortigen Adels in der seit 1569 gebildeten polnisch-litauischen Wahlmonarchie gleichberechtigt an der Königswahl teilnahmen und dass dabei für den gesamten Adel des Königreichs wiederum die katholische Konfession konstitutiv wurde.<sup>45</sup> Während dann nach dem Nordischen Krieg im 18. Jahrhundert im bis dahin schwedischen Livland die deutschen Adelskorporationen von Livland und Ösel, für die das Luthertum konstitutiv war, ihre Rechte bei der Landesverwaltung auch unter der neuen russischen Herrschaft behielten, wurde „polnisch Livland“ 1772 nach der ersten Teilung Polens unterschiedslos in die Verwaltungsstrukturen des Russischen Reiches einbezogen.

<sup>42</sup> So für Polen-Litauen EDWARD OPALIŃSKI: Die Funktionen regionaler Ämter im Machtsystem der polnischen Adelsrepublik in der zweiten Hälfte des 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Das Beispiel der Woiwodschaften Łęczyca und Sieradz, in: Ständefreiheit und Staatsgestaltung in Ostmitteleuropa. Übernationale Gemeinsamkeiten in der politischen Kultur vom 16.–18. Jahrhundert, hrsg. von JOACHIM BAHLCKE, HANS-JÜRGEN BÖMELBURG und NORBERT KERSKEN, Leipzig 1996 (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 6), S. 65–80, hier S. 65.

<sup>43</sup> Vgl. HEINZ VON ZUR MÜHLEN: Das Ostbaltikum unter Herrschaft und Einfluß der Nachbarmächte (1561–1710/1795), in: Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder, hrsg. von GERT VON PISTOHLKORS, Berlin 1994, S. 173–264, hier S. 191ff.

<sup>44</sup> Vgl. BOGUSLAVS DIBASS [BOGUSŁAW DYBAŚ]: Latgale (Poļu Inflantija) Lielā Ziemeļu kara laikā – Daugavpils pils tiesas grāmatu atspoguļojumā [Lettgallen (Polnisch-Livland) zur Zeit des Großen Nordischen Krieges – das Dünaburger Burgerrecht im Spiegel der Gerichtsbücher], in: Kurzeme, Vidzeme, Latgale. Reģions un identitāte vēsturē. Konferenču materiāli, hrsg. von ILGVARS MIŠĀNS, ERWIN OBERLÄNDER und GUIDO STRAUBE, Riga 1999, S. 66–74, hier S. 66.

<sup>45</sup> Vgl. OPALIŃSKI, Funktionen (wie Anm. 42), S. 66f. (dort ohne Hinweis auf den Adel in Polnisch Livland).

Beispielhaft für die Haltung des Adels im polnischen Herrschaftsreich kann die Familie Broel gen. Plater (von Plater) gelten, die im Mittelalter aus Westfalen nach Livland eingewandert und vom Livländischen Orden belehnt worden war.<sup>46</sup> In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts ist ein Heinrich Plater als Gutsbesitzer auf Nedderitz<sup>47</sup> im südöstlichen Livland, d.h. im späteren polnischen Teil des Landes, nachweisbar;<sup>48</sup> sein Sohn und Erbe Heinrich wurde 1561 von der Livländischen Ritterschaft beauftragt, die Übergabe Livlands, d.h. des gesamten „Herzogtums jenseits der Düna“, an Polen zu vermitteln.<sup>49</sup> Zu dieser Zeit erschien die Familie ohne jede Einschränkung als Teil der deutschen livländischen Adelskorporation. Der Sohn Gotthard hielt sich nach der Teilung Livlands zwischen Schweden und Polen aufgrund seiner Besitzungen in „polnisch Livland“ zur polnischen Seite und trat als polnischer Oberst hervor;<sup>50</sup> sein Sohn Johann Heinrich Andreas wiederum war 1669 an der Wahl des polnischen Königs beteiligt; 1694 oder 1695 konvertierte er zum Katholizismus und wurde königlicher Woiewode von „Polnisch Livland“<sup>51</sup> – ein „polnischer Zweig“ der Familie war entstanden, der im folgenden Jahrhundert den polnischen Grafentitel annahm und in vielfacher Funktion im polnischen Staatsdienst nachzuweisen ist.<sup>52</sup> Ein Nachkomme dieser Linie, Konstany Ludwik von Plater, verheiratet mit der polnischen Prinzessin Augusta Ogińska, stiftete 1768 in Kraslaw, dem neuen Stammsitz der Familie, eine Kathedrale.<sup>53</sup> Noch bevor jedoch der Bau vollendet war, kam es vier Jahre später zur Angliederung des Landes an das Russländische Reich; als Katholiken und Polen waren Mitglieder der nächsten Generation der Familie am polnischen Freiheitskampf gegen das Zarenreich beteiligt.

Es ist unübersehbar, welche Welten sich zwischen dem Adel in Kurland und Livland einerseits und dem Adel in Lettgallen andererseits trotz einer Jahrhunderte zurückreichenden gemeinsamen Herkunft durch die unterschiedliche konfessionelle und staatliche Entwicklung seit dem 17. Jahrhundert aufbauten. Dabei „strömten“ nun weniger „polnische Gutsbesitzer“ nach Lettgallen;<sup>54</sup> es waren die ehemals deutschen Gutsbesitzer, die ohne eigene ständische Korporation sehr rasch die katholische Konfession und die polnische Sprache annahmen und über Heiratsbeziehungen Teil des polnischen Reichsadels wurden. Dieser örtliche Adel spielte in Lettgallen im 17. und 18. Jahrhundert bei der endgültigen Durchsetzung der Gegen-

<sup>46</sup> Adelslexikon, Bd. 10, Limburg an der Lahn 1999 (Genealogisches Handbuch des Adels, hrsg. von der Stiftung Deutsches Adelsarchiv, 119), S. 408.

<sup>47</sup> Der polnische Name lautet *Indryc*.

<sup>48</sup> Genealogien kurländisch-ritterschaftlicher Geschlechter [Bd. 1], bearb. von KLAS LACKSCHEWITZ und ANDRZEJ PRUS-NIEWIADOMSKI, o. O. 2004, S. 61, 87.

<sup>49</sup> Ebenda, S. 87.

<sup>50</sup> SIMON KONARSKI: *The Platers*, Brisbane 1982, S. 33.

<sup>51</sup> Genealogien (wie Anm. 48), S. 88f.

<sup>52</sup> Vgl. ebenda, S. 92.

<sup>53</sup> Ebenda.

<sup>54</sup> So SOMS, Entstehung (wie Anm. 5), S. 168.

reformation eine zentrale Rolle und unterstütze mehrfach die Ansiedlung geistlicher Orden. Selbst die Gründung des neuen katholischen Zentrums, der Kirche von Aglöhn, erfolgte im Jahr 1697 auf Initiative der dort ansässigen Gräfin Ewa Justyna Sielicka-Szostowicka.<sup>55</sup> Die Waffenstillstandslinie zwischen Schweden und Polen von 1629 wurde auf diese Weise im Verlauf des folgenden Jahrhunderts nicht allein zur Grenze einer grundsätzlich unterschiedlichen regionalen Adelherrschaft, die sich ihrer inneren Struktur nach ebenso wie ihrer ethnischen und konfessionellen Ausrichtung auseinander entwickelte. In Verbindung damit war auch für die bäuerliche Bevölkerung eine jeweils unterschiedliche konfessionelle Entwicklung vorgegeben, die im Weiteren deren Auseinanderleben begünstigte. Bis zur Teilung in ein „schwedisches“ und „polnisches“ Livland war in dieser Hinsicht nicht die geringste Sonderstellung des späteren Lettgallen gegeben. Zu einem Abschluss kam die Konfessionalisierung für die Region wohl um die Mitte des 18. Jahrhunderts: 1749 meldete der Generalvikar des livländischen Bischofs, Lettgallen sei, abgesehen von einer winzigen Zahl von „Lutheranern und Schismatikern“ – gemeint sein dürften die Altgläubigen – wieder ein katholisches Land.<sup>56</sup>

### *Folgen für die bäuerliche Bevölkerung*

Dabei ist hervorzuheben, dass sich die Jesuiten bei der Durchsetzung des Katholizismus im 17. Jahrhundert in ganz besonderer Weise auf die damalige Vorstellungswelt der bäuerlichen Bevölkerung einzustellen verstanden. So wurden als heilig verehrte Bäume oder Steine nicht allein beseitigt; an die Stelle der überkommenen Rituale setzten die Priester, wie immer wieder hervorgehoben wurde, Zeichen christlicher Symbolik, die dem Volksglauben stark entgegenkamen.<sup>57</sup> Eine solche Beobachtung galt für das gesamte zu Polen geschlagene Gebiet des ehemaligen Livland. „Wären die Jesuiten [durch den Sieg der Schweden; M.v.B.] nicht mitten in voller Wirksamkeit von ihrem Arbeitsfelde abgerufen worden, vielleicht hätten sie eine vollständige Umwandlung des lettischen Volksglaubens zustande gebracht.“<sup>58</sup>

Während sich nun nach 1629 diese Entwicklung in „polnisch Livland“ – weiter vorangetrieben durch den örtlichen und nach wenigen Generationen polonisierten Adel – fortsetzte und zur Bewahrung manch älteren

<sup>55</sup> LATKOVSKIS, Aglona (Anm. 8), S. 21.

<sup>56</sup> STRODS, *Latvijas Katoļu Baznīcas vēsture* (wie Anm. 22), S. 171.

<sup>57</sup> Ob es sich dabei um ein Verschmelzen des Christentums mit „uralten Traditionen im Bewusstsein der Latgaler“, so SOMS, Entstehung (wie Anm. 5), S. 170, gehandelt hat oder eher mit allgemein lettischen Traditionen, die dann erst zur Herausbildung eines speziellen lettgallischen Bewusstseins führten, sei dahingestellt.

<sup>58</sup> MANNHARDT, *Götterlehre* (wie Anm. 21), S. 459.



Traditionen der Landbevölkerung durch Übernahme ins Christentum beitrug,<sup>59</sup> wurde im schwedischen Teil Livlands mit dem Aufbau einer lutherischen Kirchenorganisation begonnen. Im 17. Jahrhundert, stärker noch unter der russischen Herrschaft seit 1710, behielt hier der lutherische deutsche Adel auch in kirchlicher Hinsicht die Vorherrschaft. Die offizielle Kirche war gekennzeichnet durch den Einsatz deutscher lutherischer Pastoren, die von ihrem theologischen Selbstverständnis her die lettischen Bauern weit weniger erreichten als der polnisch dominierte Katholizismus. Mehr als in vorreformatorischer Zeit waren jetzt die offiziellen Vertreter beider Konfessionen bestrebt, die Bevölkerung in ihrem jeweiligen Einflussbereich nicht lediglich bestimmte Abgaben zu entrichten und formale Rituale vollziehen zu lassen, sondern unmittelbar auf das Denken der gesamten Bevölkerung Einfluss zu nehmen, wie nun z.B. durch die eingehenden Fragen bei den regelmäßig durchzuführenden Kirchenvisitationen deutlich wird.<sup>60</sup> Dies kann als zentraler Aspekt der „Konfessionalisierung“ für die Herausbildung einer unterschiedlichen Identität in den jeweiligen Herrschaftsbereichen nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Eine neue Dimension erreichte diese gegenläufige Entwicklung, als sich im 18. Jahrhundert im westlichen Teil Livlands mit der pietistischen Bewegung der Herrnhuter eine neue evangelische Frömmigkeit gerade auch unter den Letten verbreitete, die mehr als die offizielle Amtskirche die einzelnen Menschen erreichte.<sup>61</sup> Anders als im katholisch dominierten Gebiet Lettgallens begann man, sich bewusst von überkommenen Vorstellungen der Volksfrömmigkeit abzuwenden.<sup>62</sup> Zudem entstand dadurch eine starke Laienbewegung, die nicht unerheblich zur beginnenden Emanzipation der lettischen (und estnischen) Landbevölkerung gegenüber der deutschen Vorherrschaft beitrug<sup>63</sup> – eine Bewegung, die wiederum auf die lutherischen Landesteile beschränkt blieb und damit die Trennung gegenüber dem katholischen Bereich verstärkte.

---

<sup>59</sup> INESE RUNCE: Cultural Processes in Latgale: Evaluation of the Role of the Church, in: Regional Identity of Latgale (wie Anm. 2), S. 66-80, hier S. 73.

<sup>60</sup> MANFRED VON BOETTICHER: Religiöses Brauchtum lettischer Bauern in den Visitationsprotokollen vom 17. bis 19. Jahrhundert, in: Jahrbuch der Gesellschaft für niedersächsische Kirchengeschichte 113 (2015) (Festschrift für Hans Otte zum 65. Geburtstag), S. 197-213.

<sup>61</sup> GUIDO STRAUBE: Brāļu draudzes Vidzemē un latviešu identitāte [Die Brüdergemeinden in Livland und die lettische Identität], in: Kurzeme, Vidzeme, Latgale (wie Anm. 44), S. 56-65.

<sup>62</sup> Vgl. OTTO A. WEHRSMANN: Pietismus und Brüdergemeinde, in: Baltische Kirchengeschichte. Beiträge zur Geschichte der Missionierung und der Reformation, der evangelisch-lutherischen Landeskirchen und des Volkskirchentums in den baltischen Landen, hrsg. von REINHARD WITTRAM, Göttingen 1956, S. 149-166, hier S. 159f.

<sup>63</sup> Vgl. ebenda, S. 166.

## *Zur lettischen Schriftsprache*

In unmittelbarem Zusammenhang mit diesen Erscheinungen, die eine Entfremdung zwischen der lettischen Bevölkerung des schwedischen, später russischen, und kurländischen Teils des alten Livlands einerseits und dem polnischen Teil Livlands andererseits zur Folge hatten, steht ein weiteres Phänomen, das den Riss nochmal vertiefte: die unterschiedliche Fixierung der lettischen Schriftsprache.

In den protestantischen Gebieten setzte seit Anfang des 17. Jahrhunderts eine gemeinsame Entwicklung der lettischen Schriftsprache ein, die das polnische Gebiet nicht erreichte. Bemerkenswert ist es dabei, dass der sprachhistorisch bedeutende lutherische Theologe Georg Mancelius (1593–1654), der mit seinen Arbeiten „neue Maßstäbe für die lettische Schriftsprache“ setzte, eine neue Orthografie für die lettische Sprache entwickelte<sup>64</sup> und „mit seinem Wörterbuch und seinen Predigten die lettische Schriftsprache“ standardisierte,<sup>65</sup> sowohl in Livland als auch in Kurland tätig war. An die Stelle der bisherigen Verwendung einzelner lettischer Mundarten trat damit eine überregionale Sprachform, die im lettischsprachigen Teil der schwedischen Provinz Livland sowie in Kurland verstanden und verwendet werden konnte.<sup>66</sup> Mit dem Druck der lutherischen lettischen Bibelübersetzung 1685 bis 1694 erhielt die lettische Schriftsprache in den westlichen Gebieten zusätzlich „eine fertige Form und einen überaus wirkmächtigen Verbreitungsträger“.<sup>67</sup> Da in den Landschulen das Lesen im Wesentlichen nach Luthers Kleinem Katechismus gelehrt und vermittelt wurde,<sup>68</sup> der ebenfalls in der neuen Schriftsprache vorlag, trug auch dies als Ausdruck der lutherischen Konfessionalisierung zu einem ganz erheblichen Teil zu einer Vereinheitlichung der lettischen Sprache in den westlichen Gebieten bei.

Demgegenüber stand die weit geringere Publikation geistlicher Schriften im polnischen Gebiet zunächst unter dem Einfluss der dortigen polnischen Geistlichen, wobei eine ostlettische Sprechweise zugrunde gelegt und die Orthografie nach dem Polnischen ausgerichtet wurde. Auch hier kam es dadurch zu einer Vereinheitlichung der Schriftsprache, die jedoch andere

---

<sup>64</sup> JĀNIS KRĒSLIŅŠ: Georgius Mancelius (1593–1654): Geistlicher, Sprachforscher und Gelehrter in Dorpat und Mitau, in: Zeitschrift für Ostforschung 39 (1990), S. 521–539, hier S. 532f.

<sup>65</sup> Ebenda, S. 538.

<sup>66</sup> PĒTERIS VANAGS: Die Literatur der Letten im Zeichen von Reformation und Konfessionalisierung, in: Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Teil 1 (wie Anm. 41), S. 263–305, hier S. 282.

<sup>67</sup> Ebenda.

<sup>68</sup> Vgl. POLINA KISEĻOVA: Die *Profectus*-Listen als Quelle zur Ermittlung der Lesekompetenz der lettischen Landbevölkerung Ende des 18. Jahrhunderts, in: Triangulum. Germanistisches Jahrbuch 2014 für Estland, Lettland und Litauen (2015), S. 48–67, hier S. 60ff.

Züge aufwies als das westliche Lettisch.<sup>69</sup> „Diese regional unterschiedliche Konstellation im lettischen Sprachraum (...) war eine Grundlage für die weitere Geschichte von Sprache und Literatur der Letten im 18. und 19. Jahrhundert.“<sup>70</sup> Nicht Seuchen und Kriegsereignisse hatten zu einem „Aussterben“ der mittelalterlichen „Lettgaller“ in Zentrallettland geführt. Vielmehr hatten sich die Sprachräume im Gebiet des heutigen Lettland<sup>71</sup> unter dem Druck der Konfessionalisierung auf die Grenzen der frühneuzeitlichen Territorien hin ausgerichtet.

### *Kettenreaktionen im 19. Jahrhundert*

So war es eine Tatsache, dass sich die Bevölkerung der russischen Ostseeprovinzen und Lettgallens zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegenseitig kaum kannte.<sup>72</sup> Die traditionellen Eliten in Kurland und Livland waren deutschsprachig, in Lettgallen polnischsprachig. Ein Verlust der kulturellen Identität in Westen bedeutete Germanisierung, in Lettgallen – Polonisierung. Livland und Kurland besaßen im Russländischen Reich eine privilegierte Stellung mit einer beträchtlichen Selbstverwaltung des deutschen Adels, Lettgallen war seit dem frühen 17. Jahrhundert eine entfernte Provinz Polen-Litauens und inzwischen Teil einer unauffälligen Provinz des Russländischen Reiches. Die Letten der Ostseeprovinzen waren zum größten Teil Lutheraner mit einer kritischen Haltung gegenüber der von deutschen Pastoren dominierten Kirche. Das religiöse Leben in Lettgallen war durchweg von der römisch-katholischen Kirche geprägt, zwischen Klerus und Gemeinden bestanden enge Beziehungen.<sup>73</sup> Durch diese im Prozess unterschiedlicher Konfessionalisierung bewirkten Unterschiede kam es im Weiteren zu jeweils unterschiedlichen Kettenreaktionen, die die westlichen und östlichen Landesteile des heutigen Lettland noch weiter auseinanderbrachten.

Während die Leibeigenschaft in Livland und Kurland auf Betreiben der Ritterschaften bereits 1817 bzw. 1819 aufgehoben worden war und seitdem an der Agrarfrage gearbeitet wurde, galt die Leibeigenschaft für die

---

<sup>69</sup> BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 449; SOMS, Entstehung (wie Anm. 5), S. 162.

<sup>70</sup> VANAGS, Literatur (wie Anm. 66), S. 282f.

<sup>71</sup> Vgl. Karte 1: Sprachgebiete in den baltischen Landes im 16. und 17. Jahrhundert, in: Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung, Teil 1 (wie Anm. 41), S. 13.

<sup>72</sup> ANDREJS PLAKANS: Regional Identity in Latvia: The Case of Latgale, in: *Forgotten Pages in Baltic History. Diversity and Inclusion*, hrsg. von MARTYN HOUSDEN und DAVID J. SMITH, Amsterdam und New York 2011 (*On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics*, 30), S. 49-70, hier S. 54: „On the other hand, the fates seemed to have conspired to render these populations largely unrecognizable to each other.“

<sup>73</sup> Ebenda.

Landbevölkerung Lettgallens bis zur allgemeinen russischen Bauernbefreiung von 1861. Während dadurch in den westlichen Gebieten deutlich eher „Voraussetzungen für die Entstehung einer wirtschaftlich lebensfähigen lettischen Bauernschicht“ und damit in der Folgegeneration für die Entstehung eines lettischen Bürgertums und einer lettischen Intelligenzschicht gegeben waren, erfolgte die Bauernbefreiung in Lettgallen nach „russischem Muster“ mit erheblichen Hemmnissen für die weitere Entwicklung auf dem Dorf.<sup>74</sup>

Unter dem Eindruck der polnischen Aufstände setzte die russische Regierung 1865 für Lettgallen ebenso wie für die damaligen litauischen Gouvernements ein Druckverbot von Büchern in lateinischer Schrift durch, das auch für Lettgallen galt und bis 1904 Bestand hatte;<sup>75</sup> aufgrund ihrer mit der ritterschaftlichen Selbstverwaltung verbundenen evangelischen Konfession bestand ein solches Verbot für die russischen Ostseeprovinzen und damit für die dort lebenden Letten nicht. Dieses Verbot bewirkte bei der Bevölkerung Lettgallens, welche die Druckerzeugnisse in kyrillischen und gotischen Buchstaben ebenso wie Schriften im „baltischen Lettisch“ ablehnte und dann eher zu polnischen Publikationen griff, entgegen der Absicht der russischen Regierung eine zusätzliche Polonisierung.<sup>76</sup> Während sich dadurch in den 1880er Jahren in den russischen Gouvernements Livland und Kurland eine differenzierte weltliche Literatur in lettischer Sprache entfaltete, bestand in Lettgallen bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts der Lesestoff in lettgallischer Sprache vor allem aus illegal verbreiteten religiösen Schriften und Kalendern. An der Wende zum 20. Jahrhundert hatten die westlichen Letten bereits ein materiell und personell gut ausgestattetes Netzwerk aufgebaut, das sich gegen die deutsche Vorherrschaft richtete. In Lettgallen war um diese Zeit an ähnliche Organisationen außerhalb der Kirche nicht einmal zu denken.<sup>77</sup>

Vor diesem Hintergrund erfolgte das „nationale Erwachen“ in den Ostseeprovinzen und in Lettgallen nicht gleichzeitig.<sup>78</sup> Während sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bei der lettischen Bevölkerung von Kurland und Livland in kultureller und politischer Hinsicht bei allen Gegensätzen eine gemeinsame lettische Haltung herauszubilden begann,

<sup>74</sup> BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 447f.; HARRY T. WILLETTS: Die russische Agrarfrage nach der Bauernreform, in: *Wirtschaft und Gesellschaft im vorrevolutionären Rußland*, hrsg. von DIETRICH GEYER, Köln 1975, S. 168–187, hier S. 173ff.; GERT VON PISTOHLKORS: Die Ostseeprovinzen unter russischer Herrschaft (1710/95–1914), in: *Deutsche Geschichte im Osten Europas. Baltische Länder*, hrsg. von DEMS., Berlin 1994, S. 265–450, hier S. 357f.

<sup>75</sup> BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 449f.; entsprechend SOMS, IVANOVs, *Historical Peculiarities* (wie Anm. 2), S. 16; vgl. bereits 1864 für die Gouvernements Vitebsk und Mogilev: [http://lt.wikipedia.org/wiki/Spaudos\\_draudimas#/media/File:Edict\\_of\\_Muravyov\\_in\\_1864.jpg](http://lt.wikipedia.org/wiki/Spaudos_draudimas#/media/File:Edict_of_Muravyov_in_1864.jpg) (letzter Zugriff 26.1.2016).

<sup>76</sup> BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 451.

<sup>77</sup> PLAKANS, *Regional Identity* (wie Anm. 72), S. 55.

<sup>78</sup> Ebenda, S. 52.

waren bis dahin in der Bevölkerung Lettgallens kaum gesamtlettische Vorstellungen aufgekommen. An der Diskussion um die nationale Frage und die Zukunft des lettischen Volkes war die Bevölkerung Lettgallens kaum beteiligt.<sup>79</sup>

In den lettischsprachigen Publikationen Livlands und Kurlands wurde die lettgallische Sprache als „Dialekt“ des Lettischen angesehen, in den nationalen Vorstellungen der lettischen Aktivisten der westlichen Provinzen sollte der „lettgallische Zweig“ des lettischen Volkes in alle Diskussionen über die künftige staatliche Gestaltung Lettlands einbezogen werden, wobei man auf ein „nationales Erwachen“ und das Erkennen einer gemeinsamen Identität der Lettgaller mit dem gesamten lettischen „Volk“ hoffte.<sup>80</sup> Demgegenüber wuchs in Lettgallen zwar die Zahl derer, die eine Einheit mit den Letten in Kurland und Livland befürworteten, mit denen sie sich als ein Volk fühlten. Noch um das Jahr 1900 standen viele jedoch in deutlicher Distanz zu den Letten in den Ostseeprovinzen und forderten eine gesonderte lettgallische Autonomie innerhalb eines reformierten Russländischen Reichs.<sup>81</sup> Für die Letten in Liv- und Kurland war die Muttersprache der wichtigste Indikator ihrer nationalen Identität, in Lettgallen war der römische Katholizismus Grundlage für die Vorstellung einer größeren Gemeinschaft.<sup>82</sup> Auf die Frage nach der Nationalität wurde noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Lettgallen häufig geantwortet: „Ich bin Katholik“,<sup>83</sup>

Trotz alledem stimmte der Erste Lettgallische Kongress in Rositten – eine Versammlung von 238 Delegierten diverser lettgallischer Organisationen – im März 1917 mehrheitlich für eine staatliche Vereinigung des Landes mit dem westlichen Lettland, unterstrich aber gleichzeitig den Wunsch nach einer vor allem in sprachlicher Hinsicht weitgehenden Autonomie.<sup>84</sup> Zwar verstärkte die folgende Gründung des lettischen Staates auch in Lettgallen die Möglichkeit, sich mit einem gesamten lettischen Volk zu identifizieren.<sup>85</sup> Doch konnte auch der neue Staat nicht die individuelle und kollektive Identifikation aller in ihm lebenden Lettischsprachigen auf sich vereinigen.<sup>86</sup> In Lettgallen blieb das verbreitete Gefühl, mit der eigenen Identität und Sprache von der Regierung in Riga zu wenig beachtet zu werden.<sup>87</sup>

<sup>79</sup> Ebenda, S. 51.

<sup>80</sup> Ebenda, S. 52.

<sup>81</sup> Ebenda, S. 53, 55f.

<sup>82</sup> Ebenda, S. 56.

<sup>83</sup> BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 443.

<sup>84</sup> PLAKANS, Regional Identity (wie Anm. 72), S. 57; vgl. BENZ, Katholiken in Lettgallen (wie Anm. 29), S. 459f.

<sup>85</sup> PLAKANS, Regional Identity (wie Anm. 72), S. 56.

<sup>86</sup> Ebenda, S. 56f.

<sup>87</sup> Ebenda, S. 50.

## *Fazit*

Die regionalen Unterschiede, die heute noch zwischen Lettgallen und dem westlichen Lettland hervortreten, sind damit – rückblickend betrachtet – zu einem ganz wesentlichen Teil auf den gegenläufigen Gang der Konfessionalisierung und deren Folgen im 19. Jahrhundert zurückzuführen. Bei der Grenzziehung im 17. Jahrhundert handelte es sich von keiner der beteiligten Seiten um eine Wiederherstellung älterer ethnischer Grenzen. Eine Kontinuität der mittelalterlichen „Lettgaller“ zu der heutigen Bevölkerung Lettgallens besteht allein dem Namen nach, der um 1900 in Rückgriff auf frühere Jahrhunderte der lettischen Bevölkerung der damals zum Gouvernement Vitebsk gehörenden Kreise gegeben wurde. Ethnisch erscheinen die mittelalterlichen Träger dieses Namens als Vorfahren der heutigen Lettgaller ebenso wie der westlichen Letten, wobei ein sprachlicher und identitätsstiftender Ausgleich in den jeweiligen heutigen Landesteilen Lettlands erst seit dem 17. Jahrhundert erfolgte. Es war die von der jeweiligen adligen Schicht getragene unterschiedliche Konfessionalisierung, die – wie an anderen Stellen Europas – auch im Gebiet des heutigen Lettland die damalige Gesellschaft „an den Wurzeln“ umgestaltete. Gegenüber diesem fundamentalen Einschnitt ist die Kontinuität einzelner aus früheren Jahrhunderten herrührender Elemente in Folklore oder Mythologie zwar weiterhin zu verfolgen<sup>88</sup> und durchaus von Interesse. Ihre Identität stiftende Relevanz kann gegenüber den durch die Konfessionalisierung bedingten Veränderungen aber nur verblassen.

## SUMMARY

---

### *“Confessionalisation” as Historical Break: On the Difference in Development in Latgale with the Remainder of Latvia*

Compared to the rest of Latvia, the historical development of its Latgale (Lettgallen) region took a distinctly different, independent route. The article pinpoints the initial event which led Latgale’s path to diverge from that of the rest of the country and highlights the reasons for this discrepancy.

The core argument centres on the process of “confessionalisation” which profoundly changed Central European societies in the wake of the Reformation and subsequent Counter-Reformation movements in the sixteenth and seventeenth centuries. Its impact is also evident in the history of the ancient region of Livonia. Initially, the “Duchy beyond the Daugava River”

---

<sup>88</sup> Vgl. SOMS, IVANOVŠ, *Historical Peculiarities* (wie Anm. 2), S. 19.

had formed part of Poland-Lithuania; however, in 1629, a new border was drawn through Livonia, dividing it into a Swedish and a Polish part. On both sides of this border, the local aristocracy emerged as primary advocates of the confessionalisation process. A system of corporations – common even in Russia’s future Baltic provinces – secured the relative independence of the nobility within the Swedish territory from their sovereign. These noble families retained their native German tongue as well as the Protestant faith. By contrast, lacking the safeguard of the corporation system, the Polish-Lithuanian nobility was rapidly absorbed into a strong Polish monarchy; its members assumed the Polish language and converted to Catholicism.

This development had significant impact on the agrarian population of Latvia: In the Latgale region Catholicism was established through its promotion by the aristocracy and the Jesuits, building on older local forms of worship. While Protestantism dominated within the remainder of the Livonian territory, again promoted by the aristocracy and local pastors, it did not penetrate society to the same extent. In addition, pietist movements emerged alongside the official doctrine.

The intellectual development of the two populations progressed at uneven speeds. This discrepancy was influenced, on the one hand, by the emergence of individual sets of written language, and, on the other hand, by differing rates of alphabetisation. Latgale’s extraordinary position within the region is also apparent if we compare the societal and economic structures. Progressing at differing rates and in different times, the liberation of local peasants already highlights these discrepancies in the nineteenth century.

# Die Geschichte der Fährmannsfamilie Ranck im 18. und 19. Jahrhundert

---

VON ANITA ČERPINSKA

## *Einleitung*

Die Geschichte einer Stadt bietet den Historikern unterschiedliche Forschungsperspektiven – allein das vielseitige Leben in der Stadt lässt sich aus verschiedenen Blickwinkeln erhellen. Eine solche Perspektive eröffnet sich z.B. bei der Erforschung der Lebensläufe der Einwohner.<sup>1</sup> Im Zentrum dieses Aufsatzes steht die Geschichte der Rigaer Fährmannsfamilie Ranck (in den Quellen auch *Rancke*, *Ranke*, *Rank* oder *Rangk*) deren Name in der lettischen Historiografie zu Raņķis wurde. Die Informationen über die Angehörigen dieser Familie reichen in das ausgehende 17. Jahrhundert zurück. Vom Anfang des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Männer der Familie als Fischer und im „Übersetzeramt“, d.h. als Fährleute tätig. Die Fischer verfügten, ähnlich wie andere, in Zünften organisierte Ämter über ihr eigenes, vom Stadtrat bestätigtes Reglement, das die Kompetenzen des Amtes festlegte. So hatte das Rigaer Fischeramt z.B. ein Vorrecht auf den Fischfang an einem bestimmten Abschnitt der Düna und eine privilegierte Position in Hinblick auf die Belieferung des Rigaer Marktes mit Fisch. Nicht selten gerieten die Fischer in Konflikt mit den Bauern von den Gütern in der Umgebung Rigas, die auch ein Recht auf Fischfang besaßen. Dabei ging es meistens um die Überschreitung der Fanggrenzen. Dem Fischeramt wurden auch Pflichten aufgetragen, die

---

<sup>1</sup> Ilgvars Mišāns zufolge war die lettische Geschichtswissenschaft seit ihrer Entstehung am Anfang des 20. Jahrhunderts „auf ein nationalhistorisches Narrativ zentriert“; dies sei ein Ansatz gewesen, „der auch in der Zeit der sowjetischen Okkupation in verdeckter Form weiterexistierte“ und „bis heute an Aktualität nicht verloren hat“. Daher habe sich „die lettische Geschichtsschreibung für Städte vornehmlich im Kontext der Erforschung der lettischen Nationalgeschichte interessiert.“ Eine „lettische Städteforschung als eine organisierte und koordinierte Disziplin mit eigenen Aufgaben“ habe sich noch nicht etabliert, „und löst sich immer noch in zahlreichen fragmentierten Fragestellungen auf“. Er könne in der Forschung weder einen speziellen Fokus erkennen noch gebe es Arbeiten zur Stadtgeschichte mit theoretischen Charakter. ILGVARS MIŠĀNS: Die Stadt als Forschungsobjekt in der Geschichtsschreibung Lettlands, in: Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadtgeschichte? Annäherung an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte, hrsg. von HEIDI HEIN-KIRCHER und DEMS., Marburg 2015 (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 33), S. 75-94, hier S. 75 und 93.



vom allgemeinen gesellschaftlichen Nutzen waren, wie etwa das Herausziehen von Wasserleichen oder die Kennzeichnung gefährlicher Eiszonen im Winter.<sup>2</sup>

Die Fährleute gehörten hingegen zu den so genannten „Handlungsämtern“ oder Hilfsämtern des Rigaer Handels. Dazu gehörten „Wraker“ (Holzsortierer), „Messer“ und Träger. In der streng kontrollierten und reglementierten Handelswelt Rigas waren sie für das Abschätzen und Einpacken sowie für den Transport der Waren auf dem Weg vom Verkäufer bis zum Kunden zuständig. Zum Tätigkeitsbereich der Fährleute gehörte auch die Sicherung des Warentransports über die Düna, einschließlich der Zulieferung für die Handelsschiffe in Dünamünde. Wenn die Dünabrücke schon im Herbst abgebaut wurde und das Eis noch nicht fest genug war, mussten die Fährleute Menschen und Waren von einem Ufer zum anderen bringen. Zu den ihnen auferlegten gesellschaftlichen Pflichten gehörten unter anderem der Aufbau und der Abbau der Brücke über die Düna, im Winter auch das Eishacken rings um die Stadt sowie der Transport von militärischen Frachten für den Staat.<sup>3</sup>

All diese Ämter, einschließlich dem der Fischer, hatten ihre eigene Organisationsstruktur. An der Spitze des Amtes standen ein von den anderen Amtsmitgliedern gewählter und vom Rat bestätigter Ältermann sowie mehrere Älteste. Sie organisierten das innere Leben des Amtes, sorgten dafür, dass die Mitglieder ihre gesellschaftlichen Pflichten erfüllten, führten Aufsicht über die Amtskasse, suchten nach Lösungen in Streitfällen zwischen den Amtsmitgliedern und vertraten das Amt vor den Behörden der Stadtverwaltung und vor Gericht. Jedes Amt hatte seine Regelungen für die Aufnahme neuer Mitglieder und für die Versorgung der Arbeitsunfähigen sowie der Witwen und Waisen. Es gab in Riga mehrere Geschlechter, darunter die Familie Rank, deren Angehörige generationsübergreifend in einem Amt tätig waren oder die Ämter wechselten, ohne die Verbindung mit dem Handel und der Düna aufzugeben. Die Rancks verfügten über zahlreiche Transportmittel für den Fluss und wurden mehrmals – sowohl

<sup>2</sup> SAULVEDIS CIMERMANIS: Zveja un zvejnieki Latvijā 19. gadsimtā [Fischfang und die Fischer in Lettland im 19. Jahrhundert], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 1992, Nr. 3, S. 66–83; JĀNIS DANKS: Rīgas un apkārtnes zvejnieki un zveja 17. g. s. [Die Fischer aus Riga und der Umgegend und der Fischfang im 17. Jh.], in: Latvijas Vēstures Institūta Žurnāls 1940, Nr. 1, S. 63–88. Siehe auch den Bestand Die Bücher des Fischer Ampts, 17.–19. Jh., in: Historisches Staatsarchiv Lettlands (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga, künftig LVVA), Bestand 4038, Findbuch 2, Akten 2149–2157.

<sup>3</sup> ILGA GRASMANE: Kapitālistiskās tirdzniecības attīstība Rīgā 18. gs. un 19. gs. pirmajā pusē [Die Entwicklung des kapitalistischen Handels in Riga im 18. Jh. und in der ersten Hälfte des 19. Jhs.], Riga 1982, S. 55–68; MELITA SVARĀNE: Pārcēlāju amats Rīgā feodālisma beigū posmā – 18. gs. beigās un 19. gs. pirmā pusē [Das Fährmannsamt in Riga gegen Ende des Feudalismus, Ende des 18. Jhs. – erste Hälfte des 19. Jhs.], in: Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis 1980, Nr. 8, S. 44–58; Reglement das Übersetzerwesen betreffend, nebst Instruction und Taxa für das Amt der Übersetzer, Riga, 1798, in: LVVA, 4038/1/1084, Bl. 3–9.

im Fischeramt als auch im Fährmannsamt – in leitende Positionen gewählt. Daraus mag man folgern, dass zumindest manche von ihnen mehr mit der Leitung und Organisation der Arbeiten beschäftigt waren.

Die schriftlichen Quellen legen nahe, dass die beiden Ämter seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht nur durch die gemeinsame Dienstleistungsfunktion für den Markt verbunden waren, sondern auch durch den Lebensraum am Fluss. Viele Familien, deren einzelne Glieder als Fischer oder in den Hilfsämtern tätig waren, wohnten am linken Ufer der Düna in der Mitauer Vorstadt (*Pārdaugava*). Die Rancks z.B. lebten über mehrere Jahrhunderte an einem Ort, der Kobronschanze (*Kobronskansts*), weshalb auch einer der dortigen Dämme den Namen der Familie trägt. Auch andere Familien hatten ihren Wohnort direkt am Fluss oder auf den Inseln der Düna. Das war eine Gegend, die im Frühjahr von Treibeis, Hochwasser und Überschwemmung bedroht war, wodurch der Besitz der Anwohner zum Teil stark zerstört werden konnte. Abgesehen davon weisen viele Quellen – wie etwa alte Rigaer Landkarten vom Ende des 17. Jahrhunderts, Zeichnungen und Steuerverzeichnisse von Grundstücken sowie die Seelenrevisionslisten aus dem 19. Jahrhundert – darauf hin, dass die Familien, die zu den Hilfsämtern und den Fischern gehörten, stets nah an der Düna lebten. Manche der Nachkommen dieser Familien, darunter auch die Rancks, lebten dort noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Hilfsämter- und Fischerfamilien gehörten zur Rigaer Kirchengemeinde von St. Johanni. Sie unterhielten oft verwandtschaftliche Beziehungen untereinander. Die Fährmänner, Lotsen, Floßlotsen („Ankerneek“), Fischer und Wraker übernahmen oft auch die Patenschaft für die Kinder der anderen. Beerdigungen fanden meist in der Mitauer Vorstadt statt, wo die St. Johanni-Gemeinde zwei Friedhöfe hatte – den Friedhof von Hagensberg (*Āgenskalns*) und den von Thorensberg (*Torņkalns*). Noch heute stößt man auf diesen Friedhöfen auf die Grabsteine dieser Familien.

Während es recht viele Informationen über die Zugehörigkeit dieser Familien zu einem Amt, ihrem Wohnort oder eben zur Kirchengemeinde gibt, sieht es hinsichtlich ihrer ethnischen Zugehörigkeit anders aus. In der lettischen Historiografie heißt es bereits seit den 1930er Jahren, die Mitglieder der Hilfsämter- und Fischerfamilien, darunter auch die Rancks, seien Letten gewesen.<sup>4</sup> Als „lettische Ämter“ werden die Hilfsämter auch

<sup>4</sup> JĀNIS STRAUBERGS: Rīgas latviešu pirmās nacionālās cīņas 18. gs. [Die ersten nationalen Kämpfe der Rigaer Letten im 18. Jh.], Rīga 1936, S. 5; VĒLTA PĀVULĀNE: Koku šķirošana un kokšķirotāju amati Rīgā feodālisma laikā [Das Sortieren von Holz und die Ämter der Holzsortierer in Riga in der Zeit des Feudalismus], in: Latvijas PSR Zinātņu Akadēmijas Vēstis (1966), Nr. 11, S. 19–28; META TAUBE: Rīgas latviešu tirdzniecības palīgamati 17.–18. gs. [Die lettischen Hilfsämter vom Handelsgewerbe in Riga des 17.–18. Jhs.], Rīga 1980, S. 6; VALDA PĒTERSONE, MELĪTA SVARĀNE: Grāmatas Rīgas latviešu mājās 18. gs. otrajā un 19. gs. pirmajā pusē [Bücher in den lettischen Häusern Rigas in der zweiten Hälfte des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jhs.], in: Bibliotēku zinātnes aspekti. Grāmata, lasītājs, bibliotēka, bibliogrāfija 4 (1980), S. 47–62.

in den Quellen bezeichnet, wie z.B. im Ukas des Regierenden Senats über die Aufnahme der Fischer und anderer Hilfsämter in die Gruppen der Steuerpflichtigen.<sup>5</sup> In manchen Gerichtsakten um die Zuerkennung des Bürgerrechts werden Angehörige der Hilfsämter meist als „Unleteutsche“ und selten als „Letten“ bezeichnet.<sup>6</sup> Bis weit in das 19. Jahrhundert hinein sind solche Fragestellungen über eine hypothetische ethnische Zugehörigkeit indes fruchtlos, da sich die Begriffe des 20. Jahrhunderts nicht so ohne Weiteres auf frühere Zeiten übertragen lassen.

Zwar weisen die Gemeindebücher von St. Johannis und die Mitgliederverzeichnisse der Handelshilfsämter viele Familiennamen lettischer Herkunft auf – eine Tendenz, die sich anhand der Amtsverzeichnisse der Zünfte z.B. nicht nachweisen lässt –, doch ist dies kaum als Indiz für eine zweifelsfreie ethnische Identität dieser Menschen zu werten.<sup>7</sup> Fest steht,

<sup>5</sup> „(...) die Wirthe des Übersetzer, und anderer zum Nutzen der Handlung dienender, verschiedener Stadt-Dienste unentgeltlich verwaltender lettischen Aemter“. Eine Kopie und Übersetzung in deutscher Sprache vom Senatsukas Nr. 31162 über die Aufnahme der Hilfsämter und Fischer in die Gruppe der Steuerpflichtigen, 24.12.1800, in: LVVA, 1/2/1051, Bl. 18-22, hier Bl. 18.

<sup>6</sup> Siehe dazu STRAUBERGS, Rīgas latviešu pirmās nacionālās cīņas (wie Anm. 3), S. 209-238. In den Akten der Ämter der Mastenwraker, Fuhrleute, Fischer und Übersetzer bzw. Fährleute aus den 1730er bis 1750er Jahren finden sich viele Streitsachen um die Rechte dieser Leute mit dem Rigaer Rat. Die Ämtervertreter behaupteten, dass sie von den „alten Liven“ abstammten, die noch vor der Ankunft der deutschen Kaufleute in der Gegend gelebt hätten, oder von den freien einheimischen Leuten kämen, denen ihrer Meinung nach genau die gleichen Rechte zustünden, die die Bürger genießen, da sie ehrlich ihren ehrsamern Ämtern nachgingen. Siehe eine Klageschrift der Rigaer „freyen Einheimischen“ an den Rat der Stadt Riga, Riga, 11.8.1738, in: LVVA, 749/6/1440, Bl. 325-329, hier 326f. Siehe auch die Akten zum Rechtsstreit von Daniel Steinhauer, der das Bürgerrecht für sich beanspruchte. Der Rigaer Rat erwiderte: „Denn die Rigische Unleteutschen und deren Vorfahren seyn nicht anders als verlaufene Bauern, die man der Commerciens wegen, als Tagelöhner und Arbeitsleute bey der Stadt conserviret wobey zugleich von Alters verordnet worden, daß sie, als zur knechtischen Arbeit gewohnte Leute (...) beständig zur knechtischen Arbeit gebraucht worden“. Deutsche Übersetzung des Senatsukas über den Antrag des Mastenwrakers Steinhauer betreff den Erwerb vom Bürgerrecht, übersetzt aus dem Russischen von Herrn Torkel, Kopie, 23.11.1752, in: LVVA, 8/3/19, Bl. 3-12, hier Bl. 3ff.

<sup>7</sup> Im ausgehenden 18. Jahrhundert gab es an der St. Johanniskirche nur eine lettische Gemeinde, doch schon 1819 baten einige Gemeindeglieder den Stadtrat, den Gottesdienst auch auf Deutsch abzuhalten, da sonst „eine Zersplitterung der Gemeinde“ zu befürchten sei. Denn „deutschsprachige Letten“ würden „sich zu deutschen Kirchen halten (...) wie mehre schon daß gethan“. Die Pfarrer der Rigaer Gemeinden hielten dieser Forderung entgegen, dass „die Johanniskirche auf ausdrücklichen Befehl des poln. Königs Stephan der lettischen Gemeinde ausschließliche eingeräumt“ worden sei. Diese Bestimmung wurde „von einem Wohledlen Rathe 1639 u[nd] 1643 corroborirt, und die Kircheneinrichtung in Stadt und Vorstadt in der Capitulation von 1710 und von allen seitherigen russischen Regenten Allerhöchst bestätigt“. Zudem sei „die Anzahl der deutschsprachigen Letten“ zu gering, „als daß man um ihretwillen die bei weitem größere, auf 5000 Seelen sich belaufende Anzahl der lettischen Gemeindeglieder zurücksetzen dürfe“. Die Gemeindeglieder der Johanniskirche habe „nur Modesucht und Neuerungsthorheit“ dazu

dass die Angehörigen der Familie Ranck keine „einfachen Arbeiter“ waren. Sie gehörten zu den wohlhabenden und leitenden Personen innerhalb dieser Ämter. Man kann diese Familie daher als Beispiel einer bestimmten Gesellschaftsgruppe Rigas betrachten, das repräsentativ für soziale Aufstiegsprozesse steht, die sich anhand der Amtsmitglieder nachverfolgen lassen.

### *Die Anfänge der Familie*

Den Stammbaum der Rancks kann man seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert nachzeichnen: Die Kirchenbücher der Gemeinde von St. Johannis in Riga geben Auskunft über die Taufen der Kinder des Fischers Peter und seiner Frau Anna, geborene Kruse, die in Spilwe bei Riga ansässig waren.<sup>8</sup> Für den Zeitraum von 1693 bis 1720 gibt es Auskunft über neun getaufte Kinder von Peter und Anna. Weil sich aus diesen Jahren keine Register mit Daten über Trauungen und Sterbefällen erhalten haben und die Quellen nur sehr knappe und bruchstückhafte Information bieten, gibt es dementsprechend so gut wie keine Angaben über ihr weiteres Leben. Die Akten des Fischeramtes bezeugen immerhin, dass Peter Ranck von 1702 bis 1715 der Älteste des Amtes war. Es gibt jedoch keine weiteren Informationn über ihn. Sein Sohn Simon kaufte sich im Oktober 1733 in dieses Amt ein.<sup>9</sup>

Simon und seine Frau Ede, geborene *Kiese*, ließen ihre acht Kinder an der Gemeinde von St. Johannis taufen. Ihr ältester Sohn Johann war Gärtner, aber Jacob, Simon der Jüngere und Martin halfen dem Vater höchstwahrscheinlich beim Fischfang und kauften sich selbst in den Jahren 1763, 1768 und 1778 ins Fischeramt ein.<sup>10</sup> In den 1770er Jahren wurde Jacob zum Fährmann und bekleidete schon 1773 das Amt des Ältesten.<sup>11</sup> Im Februar 1771 wurde auch Simon der Jüngere von den Fischern zum Ältesten gewählt, und kurz darauf, also 1774, wurde er Ältermann.<sup>12</sup> Im August 1785 traten die Fährlaute und der Fischer Simon Ranck, der Ältermann, vor das Kämmereigericht: Er wollte in das Amt des Fährmanns aufgenommen werden, doch nur unter der Voraussetzung, dass er nicht die Pflichten und

---

verleitet, „sich ihrer Muttersprache zu schämen.“ Protokolle des Kirchenministeriums, 14.2.1819, in: LVVA, 233/4/32, Bl. 37-38.

<sup>8</sup> Taufregister der St. Johanniskirche zu Riga. Einträge über die Getauften der Familie Ranck, Riga. 1692–1743, in: LVVA, 1428/1/2, Bl. 43, 177, 255, 298, 437, 453, 492.

<sup>9</sup> Eintrag in das Fischeramtsbuch über die Aufnahme neuer Mitglieder, Riga, 4.10.1733, in: LVVA, 4038/2/2151, Bl. 34; Eintrag in das Fischeramtsbuch über die administrative Amtsaufteilung, Riga, 18.2.1702, in: LVVA, 4038/2/2149, Bl. 21.

<sup>10</sup> Einträge in das Fischeramtsbuch über die Aufnahme neuer Mitglieder, Riga, 29.7.1763 und 5.9.1768, in: LVVA, 4038/2/2150, Bl. 113, 117, 121.

<sup>11</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über die Aufteilung den Mitgliedern des Fährmannsamts anvertrauten öffentlichen Aufgaben, Riga, 9.3.1773, in: LVVA, 1382/2/205, Bl. 8.

<sup>12</sup> Eintrag in das Fischeramtsbuch über die Aufteilung der Ämter, Riga, 1774, in: LVVA, 4038/2/2150, Bl. 29.

Aufgaben eines neu aufgenommenen Amtsbruders verrichten sollte. Dem stünden die Ehre des Ältermanns im Fischeramt und sein beachtliches Alter entgegen. Die Fährleute erhoben keinen Einspruch.<sup>13</sup> Interessanterweise berichteten die „Rigaschen Stadtblätter“ später, dass der Ältermann des Fischeramts Simon Ranck 1785 einen Vertrag über die Lieferung von geräuchertem Lachs für den Hof in St. Petersburg abgeschlossen habe. Es ist bekannt, dass Simon Ranck ein Jahr später tatsächlich von der livländischen Gouvernementsverwaltung für die Lieferung von 36 Lachsen nach St. Petersburg entlohnt wurde.<sup>14</sup>

1763 erhielt Jacob Ranck am linken Flussufer ein Grundstück, das direkt an der Straße in die Mitauer Vorstadt lag, neben der Weide, dem Grünland der Stadt. Dort befanden sich auch der Garten und der Hof der Familie.<sup>15</sup> Über den Besitz der Gebrüder Jacob und Simon Ranck liefern die Unterlagen zur Aufteilung dieses Eigentums, die im Bestand des Rigaer Waisengerichts verwahrt werden, etwas mehr Klarheit. Hier findet man zudem auch einige interessante Details über den Haushalt, die Einrichtung und die von der Familie genutzten Alltagsgegenstände. Nehmen wir z.B. die 1793 vor dem Rigaer Waisengericht ausgetragene Erbschaftangelegenheit der Witwe des Fährmanns Jacob Ranck, Anna, geborene Krasting. In diesen Prozess wurden auch die volljährigen Kinder Johann Heinrich, Georg David, Jacob und Hedwig Elisabeth einbezogen. Ende Juni wurde das Eigentum Annas vom Gericht festgesetzt. Demnach besaß sie u.a. ein Holzhaus mit Schindeldach an der Kobronschanze. Das Gebäude bestand aus einem Zimmer und einer Kammer, drei weiteren kalten Kammern, einer Küche und einem Dachboden; auf dem Hof gab es einen Garten, einen Stall und einen Wagenschuppen, einen Eis- und einen Gartenkeller sowie einen Schuppen bzw. ein Schutzdach. Im Garten gab es ein mit Schindeln bedecktes und mit einer weiteren Stube eingerichtetes Badehaus, zudem ein Grundstück mit einer alten Badestube samt anliegendem Garten.<sup>16</sup> Zudem wurden ein Schiff von 50 Last und ein Fährmannsboot von 30 Last genannt.

Was das übrige Hab und Gut betrifft, besaßen Jacob und Anna drei goldene Ringe, Geschirr und Besteck aus Silber, eine Teekanne aus Kupfer, mehrere Kochtöpfe, eine Kaffeekanne, einen Mörser und etliche Leuchter aus Messing, 22 Teller aus Zinn sowie verschiedene Gegenstände aus Eisen.

<sup>13</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über das Gesuch von Simon Ranck in Bezug seiner Aufnahme in das Fährmannsamt, Riga, 14.8.1785, in: LVVA, 1382/2/205, Bl. 170f.

<sup>14</sup> Die Rechnung des Ältesten des Rigaer Fischeramts Simon Ranck für die Lieferung von Lachs in den Zarenhof in St. Petersburg, Riga, 6.10.1786, in: LVVA, 1/5/52, Bl. 10; Rigasche Stadtblätter, 23.6.1885, Nr. 21.

<sup>15</sup> Die Messungen für die Einrichtung des Weges in dem Grundstück bei Hagenshoff, Riga, 15.8.1763, in: LVVA, 1390/2/352, Bl. 209.

<sup>16</sup> Aufzählung des unbeweglichen und beweglichen Eigentums des verstorbenen Jacob Ranck durch das Rigaer Waisengericht, Riga, 30.6.1793, in: LVVA, 1380/5/1621, Bl. 2.

Als Möbelstücke wurden genannt: eine holländische Wanduhr, zwei große Kleider- und drei Küchenschränke, ein Schaukelsessel, eine Wäscherolle, mehrere Holztruhen, vier Tische, zehn Korbsessel, mehrere Spiegel, 23 Bilder – versehen mit Glas – sowie etliche Weingläser. Zudem verfügten sie auch über Kaffeeservietten, Bettbezüge aus Leinen und Wolle sowie Geschirr aus Pappmaché. Im Haushalt gab es drei Pferde, neun Kühe, ein Kalb, einen lackierten und einen grünen Korbwagen, zwei Schlitten (je für eine und für zwei Personen), drei Getreidewagen, drei Gespanne und zwei Pflüge.

Der Besitz wurde unter den Erben aufgeteilt. Das Haus an der Kobronschanze erbte der Sohn Johann Heinrich; die Witwe Anna erhielt das Grundstück mit der alten Badestube, dem Schiff, zwei Kühen und einem Pferd. Hedwig Elisabeth wurden der Garten hinter der Mühle, zwei Kühe und ein Kalb vermacht. In den Besitz Jacobs gelang das Fährmannsboot. Alle drei Brüder zusammen erhielten fünf Kühe, ein Kalb und zwei Pferde. Die weitere Aufteilung des Eigentums wurde auf einer Auktion durchgeführt. Die eingenommenen Gelder verteilte das Waisengericht unter den Erben, wobei der dritte Teil der Summe der Witwe zukam, das restliche Geld wurde zu gleichen Teilen unter den vier Kindern aufgeteilt.<sup>17</sup> Jacob, der Ältermann der Fährleute und Sohn von Jacob und Anna, begann 1799 mit dem Bau des Wohnhauses auf dem Grundstück, das er bereits 1792 von den Verwandten seiner Ehefrau geerbt hatte und das in der Mitauer Vorstadt bei der Brückenbefestigung an der Straße lag, die zur Marien-Mühle führte. Kurz darauf baute auch Johann Heinrich 1803 sein Haus um.<sup>18</sup>

### *Das Jahr 1812 und die dritte Generation der Rancks*

Von Simons und Edes Kindern lassen sich die weiteren Lebensläufe der Familien von Simon dem Jüngeren und Jacob am besten verfolgen. Der Sohn Simon heiratete Katharina, geborene Sproge; die Ehe blieb kinderlos. Nach dem Tod Katharinas heiratete Simon Barbara Hedwig Rengit. Mit ihr bekam er vier Kinder, von denen zwei schon in den ersten Lebensjahren starben. In der Familie von Jacob und Anna (geb. Krasting) gab es eine Tochter und drei Söhne. Sie alle wurden in die Arbeit des Fährmannsamtes einbezogen. Ihr Sohn Georg David war zudem auch im Fischeramt, in

---

<sup>17</sup> Die vom Rigaer Waisengericht durchgeführte Aufteilung des Besitzes vom verstorbenen Jacob Ranck unter die Erben, Riga, 4.8.1793, in: LVVA, 1380/5/1621, Bl. 7.

<sup>18</sup> Eintrag in das Bauprotokollbuch des Rigaer Landvogteigerichts über den Antrag von Jacob Ranck bezüglich den Bau eines neuen Wohnhauses auf dem vom Krasting geerbten Grundstück, Riga, 28.5.1799, in: LVVA, 1379/1/824, Bl. 210; Eintrag in das Bauprotokollbuch des Rigaer Landvogteigerichts über den Antrag von Johann Heinrich Ranck bezüglich den Bau eines neuen Wohnhauses, Riga, 2.7.1803, in: LVVA, 1379/1/825, Bl. 249.

das er sich 1791 einkaufte, tätig<sup>19</sup> Er heiratete 1791 die Tochter des Fischers Heinrich Rengit, Anna Gertrude.

Simon Ranck gehörte zu den aufstrebenden kleinen Leuten, die schon im 18. Jahrhundert um die Bürgerrechte der Stadt Riga ersuchten. Im August 1798 bat er als Vertreter der Fischer und Fährleute den Rat, den Mitgliedern dieser Ämter das Bürgerrecht zu erteilen. Das Gesuch wurde jedoch vom Rat abgelehnt, woraufhin Ranck den Beschluss vor dem Justizkollegium anfechten ließ. Die Angelegenheit wurde an den Senat weitergeleitet, wo die Bitte jedoch ebenfalls abgelehnt wurde. Als Grund wurden die Vorschriften angeführt, denen zufolge nur derjenige, der den Kaufmannsberuf bei einem anderen Kaufmann mehrere Jahre lang ausgeübt habe, das Recht in Anspruch nehmen könne, ein Kaufmann der Stadt zu werden.<sup>20</sup>

Eine gewisse Klarheit über den Besitz der Rancks lässt sich mithilfe der Seelenrevisionslisten und der Schätzung der Häuser gewinnen, die zwischen 1810 und 1812 durchgeführt wurde, als sich Riga auf den erwarteten Angriff Napoleons vorbereitete und die Erweiterung der Festungen plante.<sup>21</sup> Diese Maßnahmen gingen im Wesentlichen auf Kosten der Anwohner der Rigaer Vorstädte, deren Häuser und Gärten zerstört wurden. Im Juli 1810 wurden die Grundstücke besichtigt, die an der Kobronschanze lagen, darunter auch diejenigen, die die Erben von Johann Ranck besaßen. Denn das Gebäude, das in ihrem Besitz war, sollte dringend aus militärischen Gründen abgerissen werden: Es handelte sich dabei um das Wohnhaus, das auf dem Weg zum Ambaren (*Ambāra*) Querdamm lag. Das Holzgebäude stand im Hof, es war 8 x 5 Achs groß, mit hohem Fundament und Ziegeldach. Sein Wert betrug 2 110 Taler. Ein anderes Wohnhaus, ebenfalls aus Holz, lag direkt an der Straße. Das Haus war 8 x 4 ½ Achs groß, auch mit einem Ziegeldach versehen, im Wert von 684 Talern. Ein altes Wohngebäude aus Holz, 6 x 3 Achs groß und mit Schindeldach, im Wert von 40 Taler, war bereits abgerissen worden. Diese Immobilien sowie zwei Gärten und ein Ackerfeld waren im Besitz von Johann Ranck.<sup>22</sup> Eine Inspizierung

<sup>19</sup> Eintrag in das Fischeramtsbuch über die Aufnahme neuer Mitglieder, Riga, 1.9.1791, in: LVVA, 4038/2/2150, Bl. 127; Das Einnahmehbuch des Fischeramts für die Jahre 1824–1825, sowie Einträge über diejenigen, die aus dem Amt ausgetreten sind, Riga, in: Museum für Geschichte Rigas und der Schifffahrt (*Rīgas vēstures un kuģniecības muzejs*, Riga), Inv. Nr. 158 445, Bl. 2, 4.

<sup>20</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Rats für das Jahr 1798 wegen des Gesuchs von Simon Ranck nach dem Bürgerrecht, Riga, 1798, in: LVVA, 749/6/209, Bl. 311f., 510f.; Kopie vom Senatsukas wegen des Gesuchs von Simon Ranck über die Aufnahme in die Kaufmannschaft Rigas, Riga, 10.9.1800, in: LVVA, 749/6/1320, Bl. 69f.

<sup>21</sup> Siehe hierzu ANITA ČERPINSKA: Als 1812 die Rigaer Vorstädte brannten. Ein Rekonstruktionsversuch, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 5 (2010), S. 124–142.

<sup>22</sup> Taxierung des Eigentums von Johann Ranck, Riga, 21/23.7.1810, in: LVVA, 673/1/799, Bl. 4, 23, 26ff.

und Bewertung der Gebäude von Georg David Ranck, die früher dem Vater Jacob gehört hatten, ergab einen Gesamtwert von 4 571 Talern.<sup>23</sup>

Im Mai 1812 richtete sich Georg David Ranck an den Kriegsminister. In seinem Gesuch erklärte er, er habe für das Haus, das ihm und den Kindern, für die er Vormund war, gehörte, und das die Stadt nun für den Festungsbau benötigte, eine Abfindung bekommen. Für den gewölbten Keller, den Stall, die Remise und den Zaun, die alle bereits abgerissen und zusammen auf 700 Rubel in Silber geschätzt worden waren, habe er jedoch nichts erhalten. Ebenso warte er noch auf die Abfindung für den auf 100 Talern geschätzten Garten und das Wohnhaus Nr. 8 mit Erker (400 Taler). Von Letzterem ragten nur noch zwei Fenster aus dem Boden heraus, es sei nicht mehr bewohnbar.<sup>24</sup>

Die nach 1811 erstellten Seelenrevisionslisten vermitteln, dass insgesamt elf Männer im jugendlichen und erwachsenen Alter noch außer dem in der Steuerliste registrierten Georg David an der Kobronschanze Nr. 6 wohnten. Somit dürfte dieses Haus zum Zeitpunkt der Registrierung noch nicht beschädigt gewesen sein. Der damals 68-jährige Simon Ranck und sein Stiefsohn Johann Georg (fünf Jahre alt) wohnten getrennt von Georg David.<sup>25</sup>

Während des Krieges von 1812, als die Festungsumgebung von störenden Gebäuden freigeräumt wurde, brannte auch der Großteil des Ranck'schen Grundbesitzes nieder. Dessen Gesamtwert wurde auf 33 920 Rubel (in Bankgelscheinen) geschätzt, ohne dabei den Wert der beweglichen Habe und des Holzmaterials, der 9 075 Rubel betrug, mit einzuberechnen.<sup>26</sup> Im Frühjahr 1814 wurde eines der Häuser der Familie durch den Eisgang auf der Düna stark beschädigt. Erwähnt sei, dass Georg David dabei 20 Männer vorm Ertrinken rettete, die sich damals in der Nähe auf einem zerstörten Wachposten der Festung befunden hatten.<sup>27</sup>

Das Grundstück an der Kobronschanze Nr. 1, wohin die Fährmannswitwe Barbara Hedwig Ranck samt ihrer vielköpfigen Familie 1816 laut den Seelenrevisionslisten umgezogen war,<sup>28</sup> lag nach einer 1821 erstellten

<sup>23</sup> Taxierung des Eigentums von Georg Ranck, Riga, [1810], in: ebenda, Bl. 41, 45. Zur Schätzung im November 1811 siehe ebenda, Bl. 48.

<sup>24</sup> Brief des Rigaer Kommandanten Generalmajors Ivan Emme an den Rigaer Rat wegen der Beschwerde von Georg Ranck, Riga, 27.5.1812, in: LVVA, 673/1/799, Bl. 63.

<sup>25</sup> Register der Seelenrevision von Arbeitern und der Steuerzahler des Bürger-Oklad für das Jahr 1811, o.D., in: LVVA, 199/2/1, Bl. 75; 199/2/26, Bl. 143.

<sup>26</sup> Antrag an die Rigaer Hilfs-Bank wegen des von Simon Ranck hinterlassenen unbeweglichen Eigentums in Thorensberg, Riga, 22.12.1816, in: LVVA, 2265/1/6d, Bl. 8.

<sup>27</sup> Brief der Kanzlei des Gouverneurs der Ostseeprovinzen an die Polizeiverwaltung wegen des Eisgangs im Jahr 1814, 28.2.1818, in: LVVA, 1/5/489, Bl. 3; Riga'sche Stadtblätter, 21.4.1814, Nr. 16.

<sup>28</sup> Seelenrevisionslisten für das Jahr 1816, [Riga, o.D.], in: LVVA, 77/14/21, Bl. 280f.



Landkarte innerhalb der Brückenfestung und war auf den Namen Georg David Ranck registriert. Zuvor hatte dessen Vater Jacob Ranck dieses Haus besessen, doch erst im Dezember 1824 vermachte er das Wohnhaus testamentarisch an Georg David. Zwei Jahre später, im März 1826, verkaufte Georg David das Haus an den Gastwirt Joachim Görcken.<sup>29</sup>

Georg David starb 1836 im Alter von 70 Jahren an einer Lungenentzündung.<sup>30</sup> Sein Sohn Jacob Andreas war lange Beisitzer im Fährmannsamt, 1840 übernahm er die Pflichten des Ältermanns, welche ihn weiter dazu verpflichteten, die Interessen des Fährmannsamtes an den gerichtlichen Instanzen der Stadt Riga zu vertreten.<sup>31</sup>

### *Aufstieg in die Bürgerschaft von Riga*

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts endet die lange Geschichte der Familie Ranck als Fährleute. Nachdem Fürst Aleksandr A. Suworov, der Generalgouverneur der Ostseeprovinzen, die Privilegien der Fährleute auf die Beförderung von Waren auf dem Wasser 1851 aufgehoben hatte, verkündeten der Ältermann des Fährmannsamtes Christian Eduard Koslowsky sowie die Beisitzer Johann David Ranck<sup>32</sup> und Alexander Bludau die Liquidierung des Amtes. Sie verstanden nur allzu gut, dass unter den neuen Umständen der uneingeschränkten Konkurrenz das Amt nicht mehr nach den alten Regeln funktionieren würde.<sup>33</sup> Zu der Zeit waren viele Rancks bereits im Handel tätig. Obwohl ihr Wohlstand im Laufe der Zeit gelitten zu haben scheint, war ihr sozialer Status bereits um ein Vielfaches gewachsen.

Der Tod von Jacob Andreas 1850 und der seines Bruders Johann David (wohl 1859) markierte auch das Ende der langen beruflichen Traditionslinie des Fährmannsamtes in der Familie. Eine Erklärung dafür ist wohl in der gewandelten Einstellung der Familienmitglieder zum Amt zu erkennen – und der durch die beruflichen Veränderungen gesicherten sozialen Existenz. Denn ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besuchten die

<sup>29</sup> Eintrag über die Erben des Jacob Rack in das Register der vom Rigaer Rat veröffentlichten Testamente, Riga, 11.12.1825, in: LVVA, 749/6/661, Bl. 296; Eintrag über die Erben des Georg David Ranck in das Register der vom Rigaer Rat veröffentlichten Testamente, Riga, 9.4.1826, in: LVVA, 749/6/666, Bl. 39; Rigische Anzeigen, 16.3.1825, Nr. 11; ebenda, 13.9.1826, Nr. 37.

<sup>30</sup> Rigasche Zeitung, 4.11.1836, Nr. 131.

<sup>31</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über den Bericht vom Fährmannamt wegen der Neuwahl des Ältermanns, Riga, 5.3.1840, in: LVVA, 1382/2/114, Bl. 39.

<sup>32</sup> 1835 leistete Johann David Ranck einen Eid vor dem Kämmerei- und Ämtergericht und wurde in das Amt als vollberechtigter Fährmann aufgenommen. Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über die Aufnahme Johann David Rancks in die Zahl der vollberechtigten Fährleute und über den geleisteten Eid, Riga, 23.10.1835, in: LVVA, 1382/2/109, Bl. 158.

<sup>33</sup> Rigasche Rundschau, 14.12.1899, Nr. 820.

Söhne des Fährmanns Jacob Andreas das Livländische Gouvernementsgymnasium, das früher als Rigaer Lyzeum bekannt war.<sup>34</sup> Beide Brüder – Jacob Andreas und Georg August – stiegen bald in den Handel ein und in den Bürgerstand auf, was ihrem Großvater Georg David Ranck noch nicht gelungen war.<sup>35</sup>

1854 verlieh der Rat der Stadt Riga Georg August Ranck das Bürgerrecht der Stadt. Bald darauf wechselte dieser von der dritten Kaufmannsgilde in die zweite.<sup>36</sup> 1863 gründete er eine Holzhandelsfirma. Das Unternehmen war am Ranckschen Damm Nr. 6 registriert, und außer Georg August selbst arbeiteten dort noch zwei Handelsgehilfen. Ende 1864 heiratete er die aus Ronneburg (*Rauna*) stammende Christine Emma Fanny Schmidt, die jedoch bereits 1882 im Alter von 37 Jahren starb. 1867 übernahm Wilhelm Johann Ranck die Leitung der Firma. 1873 arbeiteten dort fünf Gehilfen, von denen einer Jacob hieß – womöglich handelt es sich bei ihm um Wilhelm Johanns Bruder Jacob Andreas.<sup>37</sup> 1869 reichte auch Wilhelm Johann Ranck beim Kämmereigericht seine Dokumente ein, um das Bürgerrecht zu erwerben. Der Antrag war erfolgreich.<sup>38</sup>

1871 richtete Wilhelm Johann am Ranckschen Damm in der Nr. 6a (später Nr. 10) ein Sägewerk ein. Georg August bestellte beim Architekten

---

<sup>34</sup> Das Register der Leistungen und Versäumnisse der Schüler am Rigaer Gouvernements-Gymnasium für das Jahr 1856, Riga, in: LVVA, 244/1/255 (nicht nummeriert).

<sup>35</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über den Antrag Georg August Rancks mit dem Gesuch der Aufnahme in die Bürgerschaft, Riga, 18.1.1863, in: LVVA, 1382/2/153, Bl. 80f.; Einträge in das Protokollbuch des Rigaer Rats für das Jahr 1863 über Georg August Rancks Erwerb des Bürgerrechts, Riga, o.D., in: LVVA, 749/6/332, Bl. 112, 162, 848. Um Mitglied der Großen Gilde zu werden, musste Georg August 1863 folgende Unterlagen im Kämmereigericht einreichen: seine von der Domkirche ausgestellte Geburtsurkunde, eine Bestätigung über seine Handelsaktivitäten und über seine Mitgliedschaft in der dritten Kaufmannsgilde, ein Protokoll des Rigaer Handelsgerichts, dass er seit 1854 als Lehrling bei mehreren Kaufleuten tätig gewesen war, ein weiteres Protokoll des Rigaer Rats, dass kein Ermittlungsverfahren gegen ihn laufe, und schließlich ein Zeugnis der Polizeiverwaltung Rigas, dass er das Gesetz nicht verletzt habe.

<sup>36</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über die von Georg August Ranck an die Kaufmannsgilden bezahlten Steuern, Riga, 26.6.1863, in: LVVA, 1382/2/153, Bl. 1001.

<sup>37</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Wettgerichts über den Antrag Georg August Rancks in Bezug des Aufbaus eines Unternehmens für Holzverarbeitung, Riga, 24.12.1862, in: LVVA, 1381/1/420, Bl. 620f.; Georg August und Wilhelm Ranck. Handelsangaben pro 1864, 1865, 1867, 1869, 1870, 1873, in: LVVA, 1381/1/1131, Bl. 497f.; 1381/1/1134, Bl. 205f.; 1381/1/1141, Bl. 485f.; 1381/1/1149, Bl. 637f.; 1381/1/1153, Bl. 481f.; 1381/1/1160, Bl. 70f.

<sup>38</sup> Eintrag in das Protokollbuch des Rigaer Kämmereigerichts über den Gesuch Wilhelm Johannes Rancks wegen der Zuerkennung des Bürgerrechts, Riga, 21.1.1868, und Eintrag über den Beschluss der Zuerkennung des Bürgerrechts für Wilhelm Johannes Ranck, Riga, 1.2.1869, und Eintrag über die Personen, die den Bürgereid geleistet haben, mit Nennung von Wilhelm Johannes Ranck, Riga, 27.2.1869, in: LVVA, 1382/2/165, Bl. 115f., 161f., 254.

Hermann Geygenmüller ein Projekt.<sup>39</sup> Das Ergebnis war ein zweistöckiges Holzgebäude mit einem gemauerten Anbau, in dem eine Dampfmaschine und ein kleines Kontor untergebracht waren. Die ärmeren Anwohner durften sich dort mit Holzresten eindecken, was während der Wintermonate von großer Bedeutung für sie war.<sup>40</sup> 1879 bat Wilhelm Johann die Stadt, eine Eisenbahnstrecke quer über den Ranckschen Damm führen und so das Sägewerk mit dem Ladeplatz an der Brücke bei der Hagensberger Bucht (*Agenskalna līcis*) verbinden zu dürfen. Er verwies darauf, dass während der Saison täglich mehrere Tausend von Planken und Brettern zum Sägewerk transportiert würden. Offenbar war sein Unternehmen recht groß. Die Stadt sah diese Idee jedoch recht kritisch, da ihrer Ansicht nach das linke Ufer der Düna von Ranck unzugänglich gemacht worden war, um den Zugang zu seinem Sägewerk zu sichern. Eine Eisenbahnstrecke behindere den Verkehr noch mehr und diene nicht dem öffentlichen Interesse, erklärte die Stadt.<sup>41</sup>

Am 13. Juni 1882 brach auf dem Stapelplatz ein Feuer aus, das den Großteil der Gebäude in Brand setzte. Kurz darauf reichte Wilhelm Johann, der damals schon Mitglied der ersten Kaufmannsgilde war, bei der Rigaer Bauaufsichtsbehörde ein Projekt für den Bau eines neuen Pferdestalls und einer neuen Remise anstelle der abgebrannten Häuser ein. Im Januar 1883 wollte er auch das im vorigen Sommer abgebrannte Sägewerk erneuern, doch war es damals verboten, in der Nähe der Kobronschanze neue Häuser zu errichten. Da sich das von Wilhelm eingereichte Projekt vom zerstörten Gebäude unterschied, wollte die städtische Baukommission ohne Zustimmung der Militäringenieure das Projekt nicht bewilligen. Es entspann sich eine lange bürokratische Diskussion darüber, ob das Projekt eine Erneuerung des alten Gebäudes vorsah, einen Neubau plante oder nur als Beseitigung von Schäden zu betrachten sei. Die Ingenieure willigten schließlich ein, das Sägewerk nach dem alten Plan zu erneuern, und Ranck erhielt im August die gewünschte Erlaubnis.<sup>42</sup> Geleitet wurde der Bau vom Architekten Gustav Rudolf Winkler. 1884 wurden neben dem Sägewerk auch zwei Scheunen errichtet, doch stellte es sich vier Jahre später heraus, dass deren Bau nicht ganz nach den Vorschriften durchgeführt worden war, waren doch die Scheunen anstelle von Teerpappe mit Brettern beschlagen worden.<sup>43</sup> Ein neuer Brand traf das Sägewerk im Septem-

<sup>39</sup> Kopie vom Bauplan der Sägerei der Firma „G.A. Ranck“, Riga, 26.1.1871, in: LVVA, 2761/3/6086, Bl. 2f.

<sup>40</sup> Rigasche Zeitung, 22.12.1875, Nr. 297.

<sup>41</sup> Bauplan der Firma „G.A. Ranck“ für die Legung der Eisenbahnlinie über den Ranckschen Damm, Riga, 15.5.1879, in: LVVA, 2724/1/1454, Bl. 6f.

<sup>42</sup> Bauplan der Rekonstruktion von Gebäuden der Firma „G.A. Ranck“ und der Briefwechsel mit dem Rigaer Bauamt über die Baugenehmigung auf dem Grundstück Nr. 49/136, Riga, 25.6.1882–23.7.1883, in: LVVA, 2761/3/6086, Bl. 5–20; Rigasche Stadtblätter, 30.9.1882, Nr. 39.

<sup>43</sup> Baupläne der Rekonstruktion des Sägewerks und anderer Gebäude der Firma „G.A. Ranck“, Riga, 17.6.1883, und Bericht des Bauaufsehers M. Gernsdorff an

ber 1886, doch richtete das Feuer diesmal keine allzu großen Schäden an. Schließlich erfahren wir, dass Wilhelm Johann 1895 für zahlungsunfähig erklärt wurde. Seit 1896 war er nicht mehr Besitzer des Sägewerks, das wiederum bis Anfang des 20. Jahrhunderts in Betrieb blieb.

Auch Wilhelm Johann schickte seine Söhne auf das Gymnasium. Die Töchter besuchten eine Privatschule für Mädchen. Der älteste Sohn Johann Wilhelm übernahm den Beruf des Vaters und wurde Kaufmann; Wilhelm Gustav wiederum wurde Forstwirt. Der dritte Sohn James Ernest wurde Bierbrauer und übte eine Zeit lang auch den Beruf eines Bankangestellten aus.<sup>44</sup>

Laut der Volkszählung von 1895 wohnten die Nachkommen der Familie Ranck am Ranckschen Damm Nr. 8, wo vier Wohnhäuser standen. Insgesamt gab es in allen vier Häusern elf Wohnungen, die ihrerseits als fester Wohnsitz für 21 Männer und 26 Frauen dienten. Zwei Wohnungen wurden von Mitgliedern der Familie Ranck bewohnt. Laut der Angaben dieser Volkszählung nannten die Rancks bei dieser Gelegenheit übrigens das Deutsche als ihre Muttersprache.<sup>45</sup>

### *Über Besitz und Nationalität. Der Aufbruch ins 20. Jahrhundert*

Vom materiellen Wohlstand der Familie zeugt ein scheinbar kleiner Vorfall, der sich auf dem Ranckschen Damm – dem langjährigen Wohnort der Rancks – am 15. Juli 1905 ereignete. Am Nachmittag brachen bei Emma Ranck, die damals bereits 78 Jahre alt war, zwei junge Männer ein, die ihr den Mund und die Augen verbanden und aus der Kommode 700 Rubel in bar sowie eine goldene Uhr mit Kette und weitere Wertsachen aus Gold im Wert von 200 Rubel stahlen.<sup>46</sup>

1913 und 1914 verhandelte Olga Barbara, die Frau von Wilhelm Johann Ranck, mit der Stadtverwaltung, die ihr ein größeres Stück Land abkaufen wollte. Auf diesem Boden wollte Riga einen Peter-Park (*Pētera parks*) einrichten – benannt nach Peter I. Olga Barbara bestand jedoch darauf, einen Teil des Grundbesitzes als Erbstück für die Kinder zu behalten. Für sie sei es wichtig, ein Stück Land, das über Generationen ihrer Familie gehört hatte, ihren Kindern zu vererben. Deshalb habe sie sich auch bislang geweigert, es an Privatpersonen zu verkaufen. Allerdings war der

---

das Rigaer Bauamt über den illegalen Bau auf dem Grundstück Nr. 49/136, Riga, 17.10.1888, in: LVVA, 2761/3/6086, Bl. 24ff., 31, 34.

<sup>44</sup> Liste der Volkszählung im Russischen Kaiserreich von 1897. Anschrift Ranckscher Damm Nr. 8, Wohnung Nr. 3, Mitauischer Stadtbezirk, Viertel I, in Riga, in: LVVA, 2706/1/24, Bl. 1100.

<sup>45</sup> Ebenda.

<sup>46</sup> Rigasche Rundschau, 16.7.1905, Nr. 153.

Stadt der von Olga Barbara geforderte Preis zu hoch. Der Krieg vereitelte das Geschäft ohnehin.<sup>47</sup>

So kam es erst 1934 zur großen Aufteilung des gesamten Grundbesitzes am Ranckschen Damm. Zehn Teile behielten die Familienangehörigen, die übrigen beiden wurden verkauft, damit die Familie ihre Schulden bezahlen konnte. Im Vertrag über die Aufteilung des Grundstücks wird James Ernst als Bürger des Deutschen Reichs bezeichnet.<sup>48</sup> Er lebte bereits seit den 1920er Jahren in Deutschland.

1939 wurden aufgrund des Gesetzes über die Umsiedlung lettischer Staatsbürger deutscher Abstammung die lettischen Pässe der Kassiererin Zenta Ranck und des Kaufmanns Johann Wilhelm August Ranck annulliert.<sup>49</sup> Im Haus am Ranckschen Damm Nr. 8 blieb Wilhelm Gustav Ranck wohnen. Sein Sohn Harry Woldemar aber schloss sich den Umsiedlern an.<sup>50</sup> Heute gibt es keine Ranck'schen Grundstücke mehr. Der frühere Wohnsitz der Familie ist jedoch leicht zu identifizieren: Er folgt auf die Windung eines kleinen Flusses namens Mārūpīte (Marien-Fluss) auf der Seite des Damms, auf der sich heute der „Park des Sieges“ (*Uzvaras parks*) befindet.

## *Schluss*

Das Archivmaterial bietet vielfältige Informationen zur Erforschung der Geschichte von Familien, die in den so genannten lettischen Ämtern über mehrere Generationen in Riga tätig waren. Der Fall der Familie Ranck zeigt, dass gerade die Kirchenbücher eine sehr informative Quelle sind, die über Geburten und Taufen, Trauungen und Todesfälle informieren. Schwierigkeiten kommen erst dann auf, wenn die Familienmitglieder den Wohnort gewechselt haben, denn dann ist es beinahe unmöglich, deren Lebensläufe weiter zu verfolgen.

Die Angaben aus den Kirchenbüchern können erfolgreich mit den Daten aus den Seelenrevisionslisten ergänzt werden; doch in solchen Fällen ist es nötig, zumindest den Wohnsitz der gesuchten Familie zu kennen. Im Fall der Familie Ranck ist die Recherche verhältnismäßig leicht, da die Familie über mehrere Generationen in Pārdaugava gewohnt hat. Da die

---

<sup>47</sup> Brief von Olga Ranck an die Rigasche Stadtverwaltung über die Missstände auf ihrem Grundstück Riga, 1.12.1914, in: LVVA, 2724/2/2407, Bl. 20f.

<sup>48</sup> Abschrift des Vertrags über die Teilung des Grundstücks Nr. 49/136, Riga, 12.12.1934, in: LVVA, 1615/4/7985, Bl. 2f.

<sup>49</sup> Bericht des Innenministeriums über die Ungültigkeitserklärung des Passes von Zenta Ranks, Riga, 23.11.1939, in: LVVA, 2996/16/3258 (nicht nummeriert). Bericht des Innenministeriums über die Ungültigkeitserklärung des Passes von Johans Vilhelms Ranks, Riga, 10.11.1939, in: ebenda, 2996/16/3202 (nicht nummeriert).

<sup>50</sup> Gesuch von Harry Woldemar Rank an das Innenministerium über die Entlassung aus der lettischen Staatsbürgerschaft, Riga, 1.11.1939, in: LVVA, 3721/4/80, Bl. 182.

Familienangehörigen fast ausschließlich als Fischer und Fährleute tätig waren, gibt es Information zu ihnen auch im Bestand des Rigaer Amts- und Kämmereigerichts.<sup>51</sup> Die Rancks übten innerhalb der Ämter verschiedene administrative Funktionen aus; dies vermehrte die Zahl von Streitfällen, in die sie verwickelt waren. Denn in den Behörden der Rigaer Stadtverwaltung erledigten sie ja nicht nur ihre eigenen Angelegenheiten, sondern vertraten auch die Interessen ihrer Ämter. Die Familienmitglieder suchten das Gericht auch in persönlichen Fragen recht häufig auf, zumindest im Vergleich zu ihren Amtsbrüdern. Zudem appellierten sie regelmäßig beim Rat, wenn Entscheidungen für sie ungünstig ausfielen. Aus diesem Grund dürften sie über relativ viel Zeit und Mittel verfügt haben, um ihre Angelegenheiten auf gerichtlichem Wege zu regeln; doch ebenso deutet dies auf ihr Zielbewusstsein und ihre Motivation hin, über die sie offenbar in hohem Masse verfügten.

Zudem zeigen die Dokumente über Erbschaftsangelegenheiten im Bestand des Rigaer Waisengerichts, dass ein Teil der Familienangehörigen zweifelsohne zu den wohlhabenden Einwohnern der Rigaer Vorstädte gehörte. Erbteilungen führten oft zu jahrelangen Auseinandersetzungen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Familie Ranck nach den Rückschlägen der Kriegsjahre gegen Napoleon einen gewissen Wohlstand erreicht. Nun gewannen sie auch das Bürgerrecht in Riga. Auf den höheren sozialen Status der Familie verweist auch die Tatsache, dass Jacob Andreas, der Sohn von Georg David, seine Kinder im Dom oder in der St. Petri-Kirche taufen ließ. Seine Söhne besuchten ein deutsches Gymnasium und wurden zu Kaufleuten ausgebildet. Der Wechsel in den Kaufmannsstand bedeutete, dass der Familienname Ranck von nun an in Quellen anderer Institutionen zu suchen ist. So regelten die Rancks ihre Angelegenheiten, die den Handel im Sägewerk betrafen, vor dem Wettgericht.<sup>52</sup> Von den alltäglichen Problemen im Werk geben dagegen die Materialien des Landvogteigerichts Auskunft.<sup>53</sup> Von der Zugehörigkeit Wilhelm Johanns zu einer neuen, aufsteigenden sozialen Schicht spricht z.B. die Verhandlung am Rigaer Landvogteigericht, bei der mehrere Arbeiter über nicht gezahlte Löhne klagten. In einem der beigefügten Dokumente berichtete ein gewisser Johan Krewin (bzw. *Kreewing*):

„Der Herr Rank ist mit uns überhaupt so verfahren wie in den Zeiten der Leibeigenschaft; er that mit uns wie und was er wollte, er nahm einen Arbeiter von uns heraus und setzte ihn als Podratsching [Aufseher; A.Č.] den wir von unserem schwer verdientem Gelde bezahlen mußten. (...) Gott sei dank, der Kaiser aller Russen hat auch bei

---

<sup>51</sup> LVVA, 1382/2.

<sup>52</sup> LVVA, 1381/1.

<sup>53</sup> LVVA, 1397/1.

Rank die Leibeigenschaft aufgehoben. Denn an Sonntagen wie an den gewöhnlichen Arbeitstagen haben wir arbeiten müssen<sup>4</sup>,<sup>54</sup>

Das überlieferte Quellenmaterial lässt uns die männliche Linie der Familie sehr viel besser erkennen; von den Frauen wissen wir viel weniger. Die Erforschung der Lebensläufe der Töchter wird häufig dadurch erschwert, dass sie nach der Eheschließung oft den Wohnort und die Gemeinde wechselten. Schon ihre Lebensdaten bleiben daher ungewiss.

Ein Großteil dieser Quellen entstammt der damaligen offiziellen Schriftführung. Diese gewährt vorrangig einen Blick in das Geschäftsleben der Rancks und vermittelt einige Informationen über deren gesellschaftliche Aktivitäten. Was aber ihr privates Leben betrifft, ist den Quellen jedoch nicht viel zu entnehmen.

---

SUMMARY

---

*The History of the Rancks, a Family of  
Ferryman, in 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> century*

The article deals with the story of the Ranck family in the context of the history of Riga in the 18<sup>th</sup> and 19<sup>th</sup> centuries. The Rancks represented a small but distinctive part of the city's society. In the 18<sup>th</sup> century and the first half of the 19<sup>th</sup> century, the male members of the family were fishermen and ferrymen, both occupations having belonged to the so called "Latvian" or "non-German" ones. In the regulated Riga trading society, those belonging to these crafts were involved in the appraising, packing, weighing and transporting of goods. Most of them passed their craft on to their offspring, lived in the same part of Riga (Mitau suburb) and belonged to the same parish. Thus, they formed a united economic, professional, territorial and social community where intermarriage was common.

The men of the family did not only represent the traditional crafts but some of them also occupied leading administrative positions. For this reason and due to the development of trade in Riga, in the beginning of the 19<sup>th</sup> century, the Ranck family belonged to the prosperous representatives of these crafts, and with time, they wanted to secure their prosperity in the community by gaining more rights. However, the merchants then still did not want representatives of "non-German" crafts to join the shielded burgher community. At the same time, members of the Ranck family spent

---

<sup>54</sup> Die Darlegung des Arbeiters Johann Krewin vor dem Rigaer Landvogteigericht über die Klage gegen den Kaufmann Wilhelm Johann Rank, Riga, 17.6.1881, in: LVVA, 1379/1/12998, Bl. 15-16, hier Bl. 16.

a lot of time at court settling heritage issues with each other. Sometimes these disputes over property lasted for years.

The middle of the 19<sup>th</sup> century brought significant changes to Riga. First of all, changes in trade relations brought an end to the traditional structure of Riga society, including the “non-German” crafts. In contrast to other representatives of these crafts who continued fishing or transporting goods across the river Daugava, members of the Ranck family became timber traders and started their own mill. In 1939, most of them left Latvia on the basis of the agreement about the repatriation of ethnic Germans, although their origins lie in the “non-German” crafts of Riga.



# Das Geschäft mit der Poudrette: Zur sanitären Frage in Dorpat im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

VON LEA LEPIK

In der estnischen Geschichtsschreibung ist es üblich, die Esten als Landvolk anzusehen. Dementsprechend wurde auch bisher bei der näheren Untersuchung der Modernisierungsprozesse des 19. Jahrhunderts das Hauptgewicht auf die Innovationen in der Landwirtschaft, den Bauerlandverkauf, die Entstehung der Gemeindegeldverwaltungen, die ländliche Vereinsbewegung und ähnliche Themen gelegt, d.h. auf die Veränderungen auf dem Lande. Nach den Angaben der russländischen Volkszählung von 1897 lebte aber bereits mindestens ein Fünftel der Esten in den Städten. Hans Kruus, der Autor einer ersten Studie über die estnischen Städte, schrieb in diesem Zusammenhang:

„Die Stadt trägt dazu bei, alle Fähigkeiten in weitaus größeren Ausmaßen auszubilden. Das Genie wird oft im Dorf geboren, doch findet es erst in der Stadt die Möglichkeiten, sich erkennen zu geben und zu entwickeln. Und auf der anderen Seite wird auch der Schafsdieb aus dem Dorf in der Stadt zu einem geschickten und mutigen Bankräuber.“<sup>1</sup>

Somit haben es die urbanisierten Esten und die Ereignisse in der Stadt zweifelsohne verdient, dass ihnen künftig bedeutend mehr Aufmerksamkeit zuteilwird.

Die rasche Urbanisierung, die mit der Industrialisierung einherging, führte zwangsläufig zu einer ganzen Reihe von Modernisierungserscheinungen im alltäglichen Leben. Alte Lösungen funktionierten einfach nicht mehr. Die Wohnriege, die für nordische Ackerbauern durchaus zweckmäßig war, eignete sich nicht als Stadthaus; in Bundschuhen ließ es sich nicht bequem auf dem Straßenpflaster gehen; Fabrikwaren verdrängten traditionelle Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände etc. Auch die sanitäre Kultur der Esten veränderte sich in diesen Jahren entscheidend, und dies in erster Linie eben in den Städten. Allerdings ist die Erforschung dieses Bereichs nicht einfach, zumal alles, was mit der persönlichen Hygiene verbunden ist, quasi ein Tabuthema darstellt, das sowohl in den Quellen als auch in den wissenschaftlichen Untersuchungen verschwiegen wird. Über die Hygiene in den Kommunen lässt sich zwar in den Quellen

<sup>1</sup> HANS KRUIUS: Linn ja küla Eestis [Stadt und Dorf in Estland], Tartu 1920, S. 102.

einiges finden, doch wird auch hier alles nur in Andeutungen zu verstehen gegeben. Zudem weisen die zur Verfügung stehenden Angaben große Lücken auf. Während die Archäologen die mittelalterlichen Abfallkästen als eine wahre Goldgrube ansehen, haben Neuzeithistoriker – zumindest im estnischen Bereich – dieses Thema bislang überhaupt nicht beachtet. In Anbetracht dessen, dass die sanitären Verhältnisse für das Leben und die Gesundheit der Menschen von ausschlaggebender Bedeutung waren, verdient der betreffende Bereich jedoch zweifellos unsere besondere Aufmerksamkeit.

Der vorliegende Aufsatz konzentriert sich auf eine für Estland recht eigenartige Lösung, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Dorpat, der schnell wachsenden zweitgrößten Stadt des estnischen Siedlungsgebiets, erarbeitet wurde. Dabei geht es zunächst um die allgemeine sanitäre Lage in der Stadt sowie das interessante Verhältnis zwischen der Stadtverwaltung und der durchaus innovative Lösungen anbietenden Universität, bevor anschließend die speziell Dorpater Variante der Fäkalwirtschaft vorgestellt wird.

Spezielle Abhandlungen über dieses Thema hat die Autorin des vorliegenden Beitrags nicht ermitteln können. In Übersichten zur städtischen Wirtschaft<sup>2</sup> und in ein paar sozialhistorischen Studien<sup>3</sup> wird es zwar flüchtig angesprochen, doch wurde der Hygiene nirgendwo wirklich zentrale Bedeutung beigemessen. Eine der wenigen Studien in der neueren estnischsprachigen Geschichtsliteratur, in der es tatsächlich um sanitäre Fragen geht, stammt von Heiki Pärdi, doch beschäftigt sich der Autor mit dem Dorf. Pärdi zeigt aber, wie deutlich sich das Verhalten im sanitären Bereich bei den verschiedenen Gesellschaftsklassen im estnischen Dorf der 1920er Jahre unterschied, da mit dem Anstieg des Bildungsniveaus auch eine größere Aufmerksamkeit für die Fragen der Hygiene einherging.<sup>4</sup> Die Verfasserin des vorliegenden Artikels hat dieses Thema bereits unter einem anderen Blickwinkel betrachtet, indem sie sich mit der Entwicklung der medizinischen Dienstleistungen als Innovationsfaktor in der Stadt auseinandersetzte.<sup>5</sup>

---

<sup>2</sup> Ülevaade pudretivabrikust [Eine Übersicht über die Poudrettefabrik], in: Tartu linna-uurimise toimkonna korraldatud ja toimetatud, Tartu 1927, S. 485f.

<sup>3</sup> Siehe VEIKO BERENDSEN, MARGUS MAISTE: Esimene ülevenemaaline rahvaloendus Tartus 28. jaanuaril 1897 [Die erste allrussländische Volkszählung in Dorpat am 28. Januar 1897], Tartu 1999; ENE MÄSAK: Elutingimused Tallinna eeslinnades 1870–1940 [Über die Lebensverhältnisse in Revaler Vorstädten 1870–1940], Tallinn 1981.

<sup>4</sup> HEIKI PÄRDI: Kasimata talupojad ja kabadad intelligendid. Hügieeniolud 20. sajandi alguse Eesti külas [Unreinliche Bauern und saubere Intellektuelle. Hygienische Verhältnisse im estnischen Dorf zu Beginn des 20. Jahrhunderts], in: Tuna 2002, Nr. 4, S. 103–117.

<sup>5</sup> LEA LEPPIK: Der Markt für medizinische Dienstleistungen und die Modernisierung der Gesellschaft am Beispiel der Stadt Tartu/Dorpat/Jurjew im 19. Jahrhundert, in: Von der Geschichte zur Gegenwart und Zukunft: Wissenstransfer und

\* \* \*

Ein Anstieg der Bevölkerungszahl bedeutete aufgrund des gestiegenen Transportbedarfs auch einen Zuwachs an Pferden. So vergrößerte sich z.B. die Zahl der Einwohner von Paris in den Jahren von 1817 bis 1913 um das Vierfache und die Zahl der Pferde um das Dreifache.<sup>6</sup> Die Einwohnerzahl Dorpats stieg im Laufe des 19. Jahrhunderts sogar um das Elffache an, doch hat leider niemand die Pferde gezählt. Es liegt auf der Hand, dass aufgrund des Anstiegs der Bevölkerung die Menge der menschlichen wie auch tierischen Fäkalien zunahm. Während diese auf dem Lande als wertvolles Düngemittel genutzt werden konnten, waren sie in der Stadt bloß lästiger Abfall, den man loswerden musste.

Üble Verwesungsgerüche begannen die Menschen erst im Aufklärungszeitalter ernsthaft zu stören. Da man damals alles zu verbessern trachtete, gewann auch der Faktor der besseren Luft an Bedeutung. Bereits im Jahre 1772 machte der Dorpater Uhrmacher Salomon Maybaum das Kammergericht von Dorpat darauf aufmerksam, dass alle Keller in der Innenstadt mit Wasser gefüllt seien, und in der Kirche die Leichen in ihren Gräbern herumschwammen. Auf seine Anregung wurden im Herbst 1773 mithilfe der Garnison und der Tagelöhner alte Trummen und Senkgruben instandgesetzt und neue errichtet, wenn die alten ganz verfallen waren.<sup>7</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieses Kanalisationssystem auch noch nach dem großen Brand von 1775 in Betrieb. Selbstverständlich flossen alle Abwässer in den Embach; bereits der Umstand, dass sie von den Straßen abgeführt wurden, galt als großer Fortschritt. Noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts erkannte niemand darin ein Problem, dass das Abwasser in den Fluss geleitet wurde.

Die sich entwickelnde medizinische Forschung zeigte erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, dass der durch Fäkalien verunreinigte Boden eine Gefahr für die Gesundheit darstellt, gelangen doch so Krankheitserreger ins Brunnenwasser. Eine wichtige Rolle bei der Entwicklung und Umsetzung von Maßnahmen zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse in den Städten spielten die Choleraepidemien.<sup>8</sup> Doch noch bevor begriffen

---

Innovationen rund um das Mare Balticum, hrsg. von BURGHART SCHMIDT, Hamburg 2007 (Studien zum Ostseeraum, 4), S. 42-58.

<sup>6</sup> 1817 – 716 000 Einwohner und 16 500 Pferde, 1913 – 2 893 000 Einwohner und 55 000 Pferde. ANASTASIJA SVIREJEVA-HOPKINS, STEFAN REIS: Nitrogen Flows and Fates in Urban Landscapes, in: The European Nitrogen Assessment: Sources, Effects and Policy Perspectives, hrsg. von MARK A. SUTTON, CLARE M. HOWARD u.a., Cambridge 2011, S. 249-270, hier S. 258.

<sup>7</sup> Akte betreffend die Anlegung und Reparatur von Wasserabzugsröhren und Trummen, in: Estnisches Historisches Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*, Tartu, künftig EAA), Bestand 995, Findbuch 1, Akte 5363.

<sup>8</sup> Ausführlicher dazu KEN KALLING: Kole-härja ja Tartu teadlased. Joogivee mikrobioloogilistest uuringutest Tartus 19. sajandi lõpul [Ein Scheusal und die Dorpater Wissenschaftler. Über mikrobiologische Untersuchungen des Trinkwassers in

wurde, dass eine Entsorgung der Fäkalien im Hinblick auf die Gesundheitsfürsorge zwingend erforderlich war, kam unter dem Einfluss der Theorien von Justus Liebig (1803–1873) über die Landwirtschaftschemie die moralische Vorstellung zum Tragen, dass die Stadt dem Land den Stickstoff wiedergeben müsse, den sie diesem abnimmt, ginge doch andernfalls die Lebenskraft des Volkes verloren.<sup>9</sup>

In vielen Städten, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im raschen Wachstum begriffen waren, wurde eine Reihe von Innovationen zur Verbesserung der sanitären Verhältnisse eingeführt. So wurden in den meisten europäischen Städten neue Wasserwerke errichtet und Kanalisationsysteme angelegt oder alte Fleischereien durch moderne Schlachthäuser ersetzt.<sup>10</sup> In der näheren Umgebung der Ostseeprovinzen bestach vor allem die Universitätsstadt Helsinki durch zahlreiche Innovationen. Hier wurde bereits 1838 der Mineralwasserkurort Kaivopuisto gegründet, für den das Mineralwasser in den Laboren der Universität aufbereitet wurde.<sup>11</sup> In den 1880er Jahren gab es in Helsinki ein Wasserwerk, und um die Jahrhundertwende konnten die Experten der Stadt bereits bei der Erarbeitung neuer Lösungen im internationalen Maßstab mitsprechen.<sup>12</sup> Die Existenz der im Jahre 1802 wiedereröffneten Universität schuf auch in Dorpat gute Voraussetzungen, um moderne, auf wissenschaftlichen Untersuchungen beruhende Lösungen zu realisieren.

Zu den wichtigen Forschungsrichtungen im Bereich der Medizin zählte damals die medizinische Topografie, welche die natürlichen Verhältnisse und die Lebensweise der Menschen eines bestimmten Gebiets mit den dort auftretenden Krankheiten in Beziehung setzte. Es versteht sich von selbst, dass Dorpat und seine nächste Umgebung eines der Forschungsobjekte waren. Als ein Beispiel für den Stil der betreffenden Abhandlungen sei an dieser Stelle eine Studie aus der Feder von Karl Ernst von Baer (1792–1876) über endemische Krankheiten der Esten angeführt.<sup>13</sup> Die Stadt und ihre nächste Umgebung dienten als Forschungsobjekt für Biostatiker, die sich mit den Geburten- und Sterbeziffern befassten.<sup>14</sup> Der Chemiker

Dorpat am Ende des 19. Jahrhunderts], in: Tartu Ülikooli Ajaloo Küsimusi 41 (2013), S. 163–180.

<sup>9</sup> Von diesem Standpunkt ging auch die Untersuchung der Dorpater Brunnen von Carl Schmidt aus, die noch zur Sprache kommen wird. Siehe z.B. JUSTUS VON LIEBIG: Naturwissenschaftliche Briefe über die moderne Landwirtschaft. Elfter Brief, Leipzig und Heidelberg 1859, S. 189–213.

<sup>10</sup> MARJATTA HIETALA: Services and Urbanization at the Turn of the Century. The Diffusion of Innovations, Helsinki 1987 (Studia Historica, 23), S. 272f.

<sup>11</sup> MARJATTA BELL, MARJATTA HIETALA: Helsinki. The Innovative City. Historical Perspectives, Helsinki 2002 (Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran toimituksia, 857), S. 38f.

<sup>12</sup> Ebenda, S. 217–220.

<sup>13</sup> KARL ERNST VON BAER: De morbis inter Esthonas endemicis, hrsg. von HEINZ ZEISS, Berlin und Stuttgart 1938.

<sup>14</sup> FELIX HUEBNER: Biostatik der Stadt Dorpat und ihrer Landgemeinde in den Jahren 1834–1859, Dorpat 1861; OTTOMAR GROSSET: Biostatik der Stadt Dorpat

Carl Schmidt (1822–1894), ein weiterer Liebig-Schüler, führte in seiner 1863 erschienenen Untersuchung eine Analyse der chemischen Zusammensetzung des Wassers in 124 Brunnen, zwei Quellen, in einem Teich und im Embach durch, wobei er sich das Ziel setzte aufzuzeigen, wie sich die Wasserqualität in einer älteren mittelgroßen Stadt ständig verschlechtert. Die Bazillen waren noch nicht entdeckt worden, doch verriet auch die chemische Zusammensetzung des Wassers – insbesondere sein hoher Stickstoffgehalt – dessen schlechte Qualität in einigen Stadtbezirken. Im Vergleich zu Paris befand sich Dorpat jedoch Schmidt zufolge noch in einem ausgezeichneten Zustand.<sup>15</sup>

Die größte Fakultät der Universität Dorpat war die medizinische. Drei Viertel aller Dissertationen, die in den Jahren 1802 bis 1918 in Dorpat verteidigt wurden, gehörten zum Fachbereich Medizin. Die Dorpater Chirurgen gehörten zu den ersten der Welt, die ihre medizinischen Instrumente sterilisierten und Gummihandschuhe verwendeten. Die Zahl der für die Aufnahme von Kranken zur Verfügung stehenden Betten war ausreichend, die Anzahl der Ärzte im Verhältnis zur Einwohnerzahl im Vergleich zu den Nachbarländern sehr hoch; früh gab es in Dorpat Schulärzte. In Zusammenarbeit zwischen der Universität und der Stadt wurde 1884 ein Sanitärlabor eingerichtet, das gerichtschemische Analysen durchführte und Konsumgüter auf ihre Sicherheit prüfte (etwa der Gehalt an Arsen in Tapeten).<sup>16</sup> Der Ordentliche Professor für Staatsarzneikunde von 1879 bis 1890 Bernhard Körber (1837–1915) führte neben dem Studium am Fachbereich Gerichtsmedizin auch das Studium am Fachbereich Hygiene ein (ein gesonderter Lehrstuhl wurde 1895 eingerichtet). Es gelang ihm nachzuweisen, dass die Choleraepidemie von 1893 in Dorpat durch verseuchtes Trinkwasser ausgelöst worden war.<sup>17</sup>

Somit lässt sich feststellen, dass die Lage in Dorpat durchaus gut erforscht war und die Existenz einer modernen Fakultät an der Universität alle Voraussetzungen bot, die Lebensbedingungen der Bevölkerung bewusst zu verbessern. Wie verhielt es sich damit aber in Wirklichkeit?

---

und ihrer Landgemeinde in den Jahren 1860–1881, Dorpat 1883.

<sup>15</sup> CARL SCHMIDT: Die Wasserversorgung Dorpats: eine hydrologische Untersuchung, Dorpat 1863, S. 5, 11.

<sup>16</sup> Siehe z.B. SIRJE SISASK: Tapeetide tervistkahjustava mõju uurimisest 19. sajandil [Über die Untersuchung der gesundheitsschädlichen Wirkung der Tapeten im 19. Jahrhundert], in: Vabamürlus, arhitektuur ja ajalooline interjöö, hrsg. von MARGE RENNIT und KADI KÄHÄR-PETERSON, Tartu 2015 (Tartu Linnamuuseumi aastaraamat), S. 97-103.

<sup>17</sup> BERNHARD KÖRBER: Die Cholera-Epidemie des Jahres 1893 in Jurjew, Jurjew 1894.

Die hauptsächliche Quelle zur Beantwortung dieser Frage stellt eine gründliche Übersicht über die sanitären Verhältnisse in Dorpat am Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus der Feder von Professor Bernhard Körber dar.<sup>18</sup> Sie vermittelt indes ein recht trostloses Bild. Um die Jahrhundertwende gab es in Dorpat kein Wasserwerk und keine ordentliche Kanalisation. Die Universität hatte für den eigenen Bedarf zwar bereits 1889 ein Wasserwerk errichtet, das in erster Linie die Universitätskliniken versorgte, doch erreichte es nicht einmal alle Universitätsgebäude, geschweige denn die übrigen Häuser der Stadt. Über ein kleines, für den eigenen Bedarf errichtetes Wasserwerk verfügten die Schrammsche Tuchfabrik (1838) und die Eisenbahn (1877). Angesichts dessen, dass es an einem einheitlichen Kanalisationssystem fehlte, war der Abfluss in diesen Anlagen so gelöst, dass die Abwässer entweder durch Sickergruben im Boden versickerten oder in vorhandene Rinnsteine und dadurch in den Fluss eingeleitet wurden. Ein städtisches Wasserwerk wurde erst 1929 in Betrieb genommen.

Was in Dorpat um die Jahrhundertwende unter Kanalisation verstanden wurde, geht aus Körbers Beschreibung deutlich hervor:

„In den kanalisierten Stadttheilen besitzen die meisten senkrecht zum Fluss verlaufenden Strassen ein eigenes Magistralrohr, welches von der Peripherie der Stadt in der Richtung zum Fluss führt und während des Verlaufes die Sielen aus den benachbarten Querstrassen in sich aufnimmt. In den nicht gepflasterten Strassen finden sich offene Gräben, in welche sich die Strassensielen der höher gelegenen Bezirke ergießen. Sielen wie offene Gräben münden im Fluss. Auf der rechten Seite empfängt der Embach 22 Sielen resp. offene Gräben, auf der linken Seite 14 (...). Weiter fehlt eine Spülung der Sielen, da Dorpat keine Wasserleitung besitzt, und dem Regen der Eintritt in die Sielen verwehrt ist, insofern die Sielen resp. Schlammkasten unterhalb des Bürgerstieges resp. auf der Strasse, nicht aber unter der Regenrinne verlaufen (...). In Folge dieser mangelhaften Einrichtung der Kanalisation ist ein Sedimentieren des Inhalts innerhalb der Sielen unvermeidlich, wodurch zuletzt eine vollständige Verstopfung der Röhren und Schlammkasten veranlasst wird. Dazu kommt im Winter das Einfrieren der bis an den Rand gefüllten Schlammkästen. In der oberhalb der Verstopfung liegenden Grundstücken staut sich der Inhalt, fließt über den Rand des Schlammkastens auf den Hof oder die Strasse, oder dringt durch die durchlässige Bretterwand ins umgebende Erdreich.“<sup>19</sup>

Während man mit der Lage in der höher liegenden Innenstadt Körber zufolge im Allgemeinen zufrieden sein konnte, hielt er den Zustand

<sup>18</sup> DERS.: Die Stadt Dorpat (Jurjew) in statistischer und hygienischer Beziehung, Jurjew 1902.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 238f.

in den Vorstädten zum Teil für äußerst unbefriedigend. Direkt am Fluss fehlte üblicherweise jegliche Kanalisation, und es kam fast jeden Frühling zu Überschwemmungen. Hier brachen meistens auch die Choleraepidemien aus und forderten den Großteil ihrer Opfer. Je weiter man sich von der Stadtmitte entfernte, desto öfter gab es Stallungen, da die Viehweide der Stadt in der Nähe lag. Bei 74% der Häuser befanden sich die Aborte außerhalb des Hauses, und ihr Inhalt gelangte zu 90% auf das Gartengrundstück. Die Brunnen waren niedrig (1 bis 2 m), und ihr Wasser wurde hauptsächlich als Brauchwasser genutzt. Trinkwasser wurde aus wenigen Bohrbrunnen geholt, aber etwa 20% des Trinkwassers kam direkt aus dem Fluss.<sup>20</sup> Das Wasser des Embach zu trinken, war zweifellos nicht die beste Lösung, denn ein Großteil der Stadt liegt im Verhältnis zum tiefer am Fluss liegenden Gebiet stromaufwärts gelegen – und die Kanalisation floss direkt in den Fluss hinein.

Zum Schutz vor Überschwemmungen wurde am linken Ufer des Embachs in den 1880er Jahren ein Damm errichtet. Doch

„wird durch den Wall unzweifelhaft ein Hinderniss für die Ueberschwemmung durch den Fluss gesetzt und dennoch giebt es auch innerhalb des Walles eine Ueberschwemmung, indem das von den linkseitigen Höhen herabfließende Schneewasser am Damm sich anstaut, nur handelt es sich nicht um ein Ueberfluthen mit verhältnismässig reinem Embachwasser sondern um Berieselung mit Schmutzwasser resp. Sielenflüssigkeit.“<sup>21</sup>

Hier konnte das Fehlen einer Kanalisation für die Einwohner sogar vorteilhaft sein.

Aus Körbers Darstellung lässt sich entnehmen, dass die Abführung von städtischen Abwässern ein ernsthaftes Problem darstellte. Eine für alle zufriedenstellende Lösung war um die Jahrhundertwende noch nicht erarbeitet worden. In dem am Fluss gelegenen niedrigen Gebiet um die Fortuna-Straße herum kam es sogar bis in die 1960er Jahre hinein zu periodischen Überschwemmungen. Der Typhus war in diesem Gebiet lange Zeit eine endemische Krankheit.

Zusammenfassend stellte Körber fest, dass die Stadt für eine ordentliche Kanalisation mit Tonrohren sorgen müsse.<sup>22</sup> Ähnliche Gedanken waren auch schon früher geäußert worden. Als hauptsächliches Hindernis galt der Geldmangel, doch war dies nicht der einzige Grund. Bereits in den 1880er Jahren soll Bürgermeister Georg von Oettingen (1824–1916) die Empfehlung des Stadtgenieurs Peter Wilde, im Stadtteil Ülejõe eine Kanalisation mit Tonrohren zu errichten, mit der folgenden Begründung abgelehnt haben: „50 000 Rubel in die Erde gebaut, sieht ja kein Mensch!“<sup>23</sup>

<sup>20</sup> Ebenda, S. 227f.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 241.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 243.

<sup>23</sup> PETER WILDE: Canalisation und Wasserleitung für Dorpat nebst einigen Bemerkungen über den Malzmühlenstrom unter Bezugnahme auf die Schrift: Ueber

Wildes Behauptung wiederum, den Bau einer ordentlichen Kanalisation habe das Fehlen zweier wesentlicher Voraussetzungen behindert – Dorpat hatte weder einen „Stadtnivellementsplan“ noch eine triangulierte Stadtkarte<sup>24</sup> –, überrascht. Ging doch die Dorpater Universität gerade in den Bereichen Geodäsie und Triangulation in die Wissenschaftsgeschichte ein; man denke nur an die große Vermessung des Meridianbogens durch Friedrich Wilhelm Struve (1793–1864) in den Jahren 1816 bis 1855.

Der Bau eines Wasserwerks in Dorpat kam nicht zuletzt deshalb nicht voran, weil man keine geeignete Quelle finden konnte, welche die Stadt mit einer ausreichenden Menge Wasser hätte versorgen können und welche weder zu tief noch zu weit entfernt gewesen wäre. Der Universitätsarchitekt Reinhold Guleke stieß auf eine Wasserader an der Malzmühle (*Meltsiveski*) und wollte diese ausnutzen, indem er ein Wasserreservoir auf der Turmplattform des Doms und ein Pumpenhaus im Domtal (*Kassitoome*) errichten ließ. Da man auf diese Weise nur einen Teil der Stadtbewohner mit Wasser hätte versorgen können, hatte die Stadt kein Interesse, an diesem Vorhaben mitzuwirken. Außerdem hätten sowohl der Brunnen und das Wasserreservoir als auch ein Teil der Wasserleitungen auf dem Domberg (*Toomemägi*) verlegt werden sollen, der der Universität und nicht der Stadt gehörte.<sup>25</sup> Da zwischen der Stadt und der Universität kein Übereinkommen zu erzielen war, ließ die Universität sich ein autonomes Wasserwerk errichten.

Auch der Zustand der Abtritte ließ nach Körbers Einschätzung viel zu wünschen übrig:

„Sie entsprechen in den allerseltensten Fällen den Forderungen der Hygiene. Da eine Wasserleitung fehlt, giebt es auch keine Waterclosetts (...). Die von mir ausgeführte Besichtigung der Grubenentleerung ergab, das letztere ohne Belästigung der Einwohner durch üblen Geruch und ohne Verunreinigung des Hofes bewerkstelligt werden konnte, falls alle (...) vorgeschriebene Instructionen genau erfüllt wurden (...). Gegen diese in Dorpat gebräuchliche geordnete Abfuhr in hermetisch verschlossenen Tonnen lässt sich vom hygienischen Standpunkt Nichts einwenden. Leider existierte nun aber neben dieser Abfuhr bis zum May [18]99 noch eine andere in Kasten, die vollgeschöpft wurden und wird dieselbe auch noch gegenwärtig in den Vorstadtbezirken von den ärmeren Hausbesitzern vorgezogen, da die Entleerung durch Ausschöpfen pro Kubikfuss Grubeninhalt um einen Kopeken (seit 99 um  $\frac{1}{2}$  Kopeken) weniger kostet. Bei dieser Methode ist ein Verschütten des Grubeninhalts auf dem Hof, (zumal die Bereinigung der Gruben bei Nacht erfolgt) und eine Verpestung von Haus

---

Lage, Ergiebigkeit und Güte der Brunnen Dorpats von Reinhold Guleke 1889, Dorpat 1891, S. 12. Peter Wilde war Stadtingenieur in den Jahren 1880 bis 1890.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 13f.

<sup>25</sup> Vorlage für die Dorpater Stadtverordnetenversammlung. Antrag des Stadthauptmanns Georg von Oettingen. Dorpat, den 7. Mai 1889, Dorpat 1889, S. 5f., 9.



und Hof unvermeidlich. Aber auch in zentralen Stadttheilen, selbst in öffentlichen Anstalten, wie einigen Kliniken muss die Entleerung zum Theil durch Ausschöpfen besorgt werden, da sich in den Gruben so viel ungehöriger Inhalt (namentlich Verbandzeug) findet, dass sich der Schlauch alsbald verstopft. Seit dem Sommer [18]99 ist insofern eine Besserung bei der Abfuhr in Kasten eingetreten, als letztere einen hermetisch verschliessbaren Deckel erhalten haben.<sup>26</sup>

Körbers Worte sprechen für sich. Hinter der vorbildlich sterilen chirurgischen Klinik wurde der Inhalt der Aborte mit der Mistgabel auf ein offenes Fuhrwerk aufgeladen. Dies zeigt recht anschaulich, dass die Universität und die Stadt zu unterschiedlichen Welten gehörten und es nicht einmal versucht wurde, zu einer Zusammenarbeit zu kommen. Zum Teil lag dies an der ständischen Ordnung, die nicht zur Entstehung eines Gemeinschaftsgefühls der Stadtbewohner beitrug. In den Ostseeprovinzen wurde die ständische Absonderung noch durch die nationale Trennung ergänzt. In den Stadtvierteln, die sich in hygienischer Hinsicht in schlechterem Zustand befanden, lebten die ärmeren estnischen und russischen Bewohner, die nicht über Eigenmittel verfügten. Auch unangenehme Arbeiten wurden ihnen aufgebürdet.

Besonderes Interesse zeigte Körber in seiner Untersuchung für die Abfuhr von Fäkalien. Je kleiner die Menge war, die in der Stadt verblieb, desto besser war dies in hygienischer Hinsicht. Nach Körbers Angaben belief sich die Anzahl von privaten Grundstücken in der Stadt, die von einer regelmäßigen Fäkalienabfuhr erfasst waren, auf insgesamt 52,3%. Alles in allem wurden in den Jahren 1897 bis 1899 durchschnittlich 13 268 Tonnen pro Jahr befördert. In Anbetracht dessen, dass auf einem Grundstück im Durchschnitt 24,2 Menschen lebten, fielen für einen Menschen Abfälle in einem Umfang von 470 kg jährlich an.<sup>27</sup> Körber konnte die Menge an Fäkalien, die von den Pferden, Kühen und Schweinen produziert wurde, jedoch nicht beziffern. In seiner Gesamtrechnung setzte er daher diese Menge einfach mit derjenigen der menschlichen Fäkalien gleich. So kam er zu dem Schluss, dass sich die Menge der Fäkalien in einer Stadt mit 40 000 Einwohnern jährlich auf insgesamt 2 x 1 880 Kubikmeter (18 800 000 kg) beziehungsweise 3 760 m<sup>3</sup> belaufen müsste. Die organisierte Abfuhr erfasste 928 m<sup>3</sup>, was somit nur 26,6% aller Fäkalien ausmachte.<sup>28</sup> Allerdings wurde in der Tat ein Teil der Fäkalien sozusagen außerdienstlich abtransportiert – etwa aufgrund von Absprachen mit in der Nähe der Stadt ansässigen Bauern.

Nimmt man Einblick in Körbers Tabellen, so sieht man gravierende Unterschiede im Hinblick auf das sanitäre Verhalten in verschiedenen Stadtbezirken und bei den dort ansässigen Bevölkerungsgruppen. Die eher gut situierten deutschen Einwohner, die in der Altstadt wohnten,

<sup>26</sup> KÖRBER, Die Stadt Dorpat (wie Anm. 18), S. 244f.

<sup>27</sup> Ebenda, S. 246f. 1 Tonne = 700 kg (24 Cub.-Fuss)

<sup>28</sup> Ebenda, S. 251.

waren grösstenteils an die organisierte Fäkalienabfuhr angeschlossen, was aber nicht für die meist estnischen Bewohner der Vorstädte galt.<sup>29</sup> In den Vorstädten, im niedrig gelegenen Embachtal, hatten sich bereits vor dem Zeitalter der Industrialisierung diejenigen niedergelassen, die sich ihren Lebensunterhalt entweder mit Hilfe des Flusses (Wäscherinnen, Saunawärter) oder im Gartenbau verdienten. Carl Schmidt schrieb 1860, dass die Dorpater „sumpfigen Niederungen (...) der Poliklinik reichhaltiges Material liefern, das namentlich nach Ueberschwemmungen im Frühjahr sehr ergiebig ist. Die Zahl der Krankheitsfälle, so wie die Sterblichkeit ist in jenen Distrikten 3 bis 4 mal grösser als in den höher gelegenen Stadtteilen.“<sup>30</sup> Die Neusiedler in diesen Stadtvierteln waren zum grössten Teil estnische Städter der ersten Generation, die in der Stadt meist ihre ländliche Lebensweise fortsetzen. Im Hinblick darauf, dass viele von ihnen ihr tägliches Brot als Tagelöhner verdienten, ihr Einkommen also unbeständig war, ging es für sie nicht ohne Tierhaltung und Gartengrundstück. Diese Leute verweigerten den Anschluss an die organisierte Fäkalienabfuhr, zumal sie Fäkalien als wertvolles Düngemittel für ihren Garten ansahen, oder sie hielten dies einfach für eine unnötige Ausgabe.

Körper schlug zur Verbesserung der Lage Folgendes vor:

„Weiter müsste eine Bestimmung in die Ortsstatut aufgenommen werden, dass wenigstens 1 mal jährlich eine vollkommene Bereinigung der Latrinen auszuführen sei, auch wäre es zweckmässig den Preis für die Bereinigung in Kasten gleichfalls auf 3 ½ Kop pro Cub.-Fuss festzusetzen, wodurch viele Hausbesitzer veranlasst würden, die Entleerung in Kasten aufzugeben.“<sup>31</sup>

Wie ging es aber mit der organisierten Fäkalienabfuhr weiter? Körbers Angaben über die städtischen Aborte stammen grösstenteils aus ein und derselben Quelle, von Gustav Post, dem Eigentümer der Poudrettefabrik (Herstellung von Fäkaliendünger) der Stadt Dorpat. Was hatte es damit auf sich?

\* \* \*

Ausgehend von den oben erwähnten moralischen Erwägungen über die Pflichten der Stadt gegenüber dem Land konnten in den europäischen Städten im 19. Jahrhundert etwa 20% bis 40% der Fäkalien wiederverwertet werden. Mit dem genannten Anteil von 26,6% lag Dorpat somit sozusagen auf der Höhe der Zeit. An einigen Orten wurde versucht, den Inhalt der städtischen Aborte direkt auf den Acker zu fahren, doch erwies sich dieses Verfahren in organisatorischer Hinsicht zuweilen als recht kompliziert. An einigen Orten wurden die Abfälle zusammengeführt, aufgeschichtet, mit

---

<sup>29</sup> Ebenda, S. 250.

<sup>30</sup> SCHMIDT, Die Wasserversorgung Dorpats (wie Anm. 15), S. 197.

<sup>31</sup> KÖRBER, Die Stadt Dorpat (wie Anm. 18), S. 252f.

Erde oder Torf bedeckt und danach auf den Acker gefahren. Die dritte, recht verbreitete Möglichkeit war es, aus dem Inhalt der Aborte Poudrette herzustellen. Da dieser Begriff kaum mehr bekannt sein dürfte, sei seine Definition aus dem Brockhaus Konversations-Lexikon von 1903 zitiert:

„Fäkaldünger, der zu einem trocknen Düngemehl verarbeitete, zuweilen vorher desinfizierte Inhalt der städtischen Aborte. Während sich die frühere Behandlung an freier Luft, teilweise auf Hürden und in Trockenstuben beschränkte, hat man in neuester Zeit auf teils mechan., teils chem. Wege einen Dünger gewonnen, der einen gleichmäßigen Gehalt an Stickstoff, Kali, Phosphorsäure u.s.w. besitzt. Auch die Vermischung der Fäkalien mit Torfstreu hat sich als zweckmäßig erwiesen.“<sup>32</sup>

Aus der Definition, welche 1932 in der *Eesti Entsüklopeedia* (Estonische Enzyklopädie) veröffentlicht wurde, geht hervor, dass in den örtlichen Poudrettefabriken die primitivste Art der Technologie angewandt wurde:

„Zusammgeführte Exkreme werden in großen Behältern oder Löchern gelagert. Die angesammelte Flüssigkeit wird von oben weggelassen und die auf dem Boden gebliebene feste Substanz in der Sonne getrocknet. Die Trocknung in der Sonne geht langsam vor sich, und ein Teil des Stickstoffs verflüchtigt sich. Auch verfliegen mehrere übel riechende Substanzen, welche die Luft verderben (...). Der Gehalt an pflanzlichen Nährstoffen schwankt bei der Poudrette stark.“<sup>33</sup>

Die Poudretteherstellung in Dorpat wurde in den 1860er Jahren in Angriff genommen. Gustav Rosenpflanzler, ein Ehrenbürger der Stadt und Verwalter des Guts Ratshof, das im Besitz der Adelsfamilie Liphart war,<sup>34</sup>

---

<sup>32</sup> Brockhaus' Konversations-Lexicon, Bd. 13, Leipzig, Berlin und Wien 1903, S. 341.

<sup>33</sup> Eesti Entsüklopeedia [Estonische Enzyklopädie], Bd. 6, Tartu 1936, Sp. 1067f. In Montfaçon in der Nähe von Paris war Poudrette bereits seit dem Mittelalter hergestellt worden: Man ließ Fäkalien und Leichen einfach zerfallen und trocknen, zerkleinerte sie und gebrauchte sie als Dünger. Montfaçon wurde jedoch 1850 mit der Begründung stillgelegt, dass auch Arbeiter Luft zum Atmen bräuchten. Dennoch wurde Poudrette aus den bereits erwähnten ethischen und wirtschaftlichen Gründen am Ende des 19. Jahrhunderts nach wie vor an vielen Orten in Frankreich und in einigen Städten Englands hergestellt. Es gab sogar Empfehlungen, sie in Indien herstellen zu lassen. Gemeindeeigene Poudrettefabriken wurden hier und da auch in Deutschland erfolgreich betrieben. Siehe FEDOR ÈRISMAN [FRIEDRICH ERISMANN]: *Nečistoty i ich vyvoz* [Abfälle und ihre Abfuhr], in: *Enciklopedičeskij Slovar'*, hrsg. von FRIDRICH A. BROKGAUZ und IL'JA A. EFRON, St. Petersburg 1890–1907, siehe unter der URL: <http://www.vehi.net/brokgauz/index.html> (letzter Zugriff 1.3.2016); DONALD REID: *Paris Sewers and Sewermen: Realities and Representations*, Cambridge/MA 1991, S. 72–75.

<sup>34</sup> In dieser Zeit gehörte Ratshof Gotthard Lionel von Liphart (1804–1885), der als Wohltäter der Bauern gilt. In der Zeit seines Vaters Carl Gotthard (1778–1853) war das am Stadtrand gelegene Gut ein populärer Treffpunkt für Kunstliebhaber und Intellektuelle gewesen. Carl Gotthard unterstützte auch den Bau einer katholischen Kirche. Siehe LEA LEPPIK: *Lehrstühle für römisch-katholische (sic!) und griechisch-katholische (sic!) Religionsunterricht in der Universität Dorpat während*

ersuchte 1866 in Anlehnung an ausländische Vorbilder darum, dass er die Entleerung der städtischen Aborte samt der dazu notwendigen Pferden, Gebäuden und Stadtbütteln pachten dürfe. Er wollte das bisherige Abfuhrsystem durch ein moderneres ersetzen, wobei er Schläuche und Vakuumsfässer einzusetzen gedachte.<sup>35</sup> Zugleich versprach er, eine Poudrettefabrik zu errichten, wenn die Stadt ihm dafür ein geeignetes Grundstück zur Verfügung stelle. Am 1. Mai 1867 verpachtete die Dorpater Stadtverwaltung für 36 Jahre drei Lofstellen Land auf dem Stadtgut Jama an Rosenpflanze für die Errichtung einer Poudrettefabrik.<sup>36</sup>

Im Hinblick darauf, dass laut Pachtvertrag Subunternehmer eingesetzt werden durften, verpachtete Rosenpflanze das Grundstück samt der zu errichtenden Fabrik weiter. Der eigentliche Gründer der Fabrik, die im Jahre 1869<sup>37</sup> in Betrieb genommen wurde, war offensichtlich Johann Post (1843–1923<sup>38</sup>), der (ab 1867) Verwalter und spätere Pächter von Ratshof. In der zweiten Hälfte der 1880er Jahre übernahm das Geschäft sein jüngerer Bruder Gustav Moritz Post (1856–nach 1923<sup>39</sup>). Bereits ihr Vater, der aus Paistel bei Fellin gebürtige Este Hans Post (geb. etwa 1818), war als Pächter eines Viehgutes und als Gutsverwalter an verschiedenen Orten im Kreis Dorpat tätig gewesen. In Hinblick auf die deutschen Vornamen seiner acht Kinder wird er sich zu einem fleißigen „Halb“- bzw. „Wachholdeutschen“ entwickelt haben.

Der geschäftliche Erfolg der Poudrettefabrik wurde durch den Umstand gewährleistet, dass die Stadt im letzten Viertel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr schnell wuchs und es keinen Mangel an Rohstoff gab. Neben der alten Poudrettefabrik wurde 1887 eine neue Anlage errichtet. Das Unternehmen weitete sich allmählich aus und entwickelte sich zu einem großen Familienbetrieb. Johann Post gründete 1883 auf dem Grundbesitz des Stadtgutes Jama eine großindustrielle Hefefabrik und Branntweinbrennerei. Nach Angaben des Livländischen Adressbuchs von 1898/99 war die Poudrettefabrik von Gustav Post im Bereich der Lumpenindustrie

---

des 19. Jahrhunderts, in: *Estnische Kirchengeschichte im vorigen Jahrtausend*, hrsg. von RIHO ALTNURME, Kiel 2001, S. 125–137, hier S. 128.

<sup>35</sup> Das Gesuch von Rosenpflanze an den Rat der Stadt Dorpat, damit dieser ihm für 12 Jahre die Latrinenreinigung in Auftrag gebe, 12.3.1866, in: EAA, 995/1/5123; der Pachtvertrag zwischen dem Rat und Rosenpflanze, 27.4.1866, in: EAA, 995/1/5124.

<sup>36</sup> Arrendekontrakte des Stadtgutes Jama, in: EAA, 995/1/5554, Bl. 92.

<sup>37</sup> Attest der chemischen Versuchs- und Samen-Control-Station am Polytechnikum zu Riga und Gutachten practischer Landwirthe über den Erfolg der Poudrette aus der Fabrik von Gustav Post in Jurjew, Jurjew 1895.

<sup>38</sup> Die Geburt und der Tod sind im Verzeichnis der Geborenen, Getrauten und Verstorbenen von Dorpat-St. Marien eingetragen. Zur Geburt siehe EAA, 3148/1/131, zum Tod: EAA, 3148/1/185.

<sup>39</sup> Der Geburtseintrag „21.11.1856“ befindet sich im Verzeichnis der Geborenen, Getrauten und Verstorbenen der Kirche von Odenpäh, siehe EAA, 1260/1/156, Bl. 282. Ein Todeseintrag konnte nicht gefunden werden.

erweitert worden.<sup>40</sup> Bis 1901 hatte er den Poudrettehandel auch nach Reval erweitert.<sup>41</sup> 1909 gehörte der Kaufmann Gustav Post der zweiten Gilde in Dorpat an, dem auch die Kolonialwarenhandlung auf dem Markt gehörte.<sup>42</sup> Johann Post wiederum war um diese Zeit bereits der einzige Kaufmann der ersten Gilde der Stadt, somit auch der größte Steuerzahler, dem außer der Hefe- und Branntweinsfabrik auch die Badestube in der Langstraße gehörte.

In Hinblick auf den offensichtlichen geschäftlichen Erfolg von Gustav und Johann Post darf man davon ausgehen, dass der Poudrettehandel ein einträgliches Geschäft war. Beide Brüder waren Hausbesitzer. Johann Post stiftete darüber hinaus in seinem Testament dem Dorpater Deutschen Privatgymnasium unter der Leitung von Alfred Walter ein Legat über 3 000 Rubel.<sup>43</sup> Aber wo war der potenzielle Markt? Die Bauern maßen menschlichen Fäkalien als Düngemittel im Allgemeinen keinen Wert bei. Auch in den damaligen Anleitungen zum Düngen spielte die Poudrette keine allzu große Rolle. Die Errichtung ordentlicher Abtritte ging eher auf sanitäre und ästhetische Motive zurück.<sup>44</sup> Da man damals der Poudrette gegenüber recht vorsichtig eingestellt war, wurde einem der geschäftliche Erfolg sicher nicht in den Schoß gelegt. Gustav Post verlegte sich in dieser Hinsicht auf eine geschickte Werbekampagne: Seine Werbebroschüren in estnischer, deutscher und russischer Sprache zeigen die Medaillen, die er auf Landwirtschaftsausstellungen erhalten hatte, sowie einhellig lobende Bemerkungen von Bauern und Gutsbesitzern, die seine Poudrette verwendet hatten. Die deutschsprachige Werbebroschüre zielt auch eine positive Bewertung der Chemischen Versuchs- und Samen-Control-Station am Polytechnikum zu Riga:

„Für die Jama'sche Poudrette kann somit im Mittel ein Gehalt von 3½% Phosphorsäure, 2½% Stickstoff und 1% Kali angenommen werden. – Verglichen mit Stallmist erweist sich die Jama'sche Poudrette als ca. zehn mal reicher an Phosphorsäure, ca. sechs mal reicher an Stickstoff und ca. doppelt so reich an Kali. – Die Jama'sche Poudrette ist zudem geruchlos, feinpulvrig und leicht austreubar.“

<sup>40</sup> ADOLF RICHTER: Baltische Verkehrs- und Adressbücher, Bd. 1: Livland, Riga 1900.

<sup>41</sup> GUSTAV POST: Kunstsönnik Pudrett, selle headus, kulu ja tarvitus [Kunstdünger Poudrette, ihre Güte, ihr Verbrauch und ihre Nutzung], Jurjev 1901, Rückendeckel.

<sup>42</sup> ADOLF RICHTER: Baltische Verkehrs- und Adressbücher, Bd. 1: Livland, Riga 1909, S. 79.

<sup>43</sup> Auszug aus dem Testament (1917), in: EAA, 1872/1/173.

<sup>44</sup> PÄRDI, Kasimata talupojad (wie Anm. 4), S. 113; ALEKSANDER ROSE: Põlluja heinamaa rammutamise õpetus lauda ja kunstsönnikuga. Eesti põllumeestele tulusaks õpetuseks [Anleitung zum Düngen des Ackerlandes und der Wiese mit dem Stalldung und dem Kunstdünger. Eine gewinnbringende Lehre für estnische Landwirte], Tartu 1883, S. 45ff.; CHRISTIAN ARRO: Wäetamise õpetus. Lühike kokkuvõte tähtsamate wäetusküsimuste selgitamiseks [Anleitung zum Düngen. Eine kurze Zusammenfassung zur Erläuterung der wichtigsten Fragen hinsichtlich der Düngung]. 2. Aufl., Tartu 1913, S. 47.

Darüber hinaus werde sie auch, so hieß es hier, zu einem günstigen Preis verkauft.<sup>45</sup>

Der Untergang des Poudrettehandels begann mit der Errichtung des Wasserwerks, denn der Inhalt der Wasserklosetts war nicht mehr als Fäkaldünger geeignet. In den Anleitungen zum Düngen, die aus den 1920er und 1930er Jahren stammen, ist vorwiegend von chemischen Düngemitteln – Chilesalpeter, Kalisalz u.A. – die Rede. Unter den künstlichen Düngern war damals Guano zugänglich geworden, der zweifellos effektiver war als die Poudrette. Dessen ungeachtet brachte die Poudrettefabrik, die im Jahre 1919 in städtischen Besitz übergegangen war, der Stadt bis 1940 durchaus Gewinne ein. Die Fabrik war auch noch einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Betrieb. Tatsächlich erinnern sich noch heute ältere Einwohner im Gespräch mit der Autorin daran, dass die Poudrette in offenen Löchern mit Torf vermischt und auf Rosten getrocknet wurde. Das ehemalige Stadtgut Jama, wo sich die Fabrik befand, lag kaum einen Kilometer von der Stadtmitte entfernt. Man kann sich auch gut vorstellen, dass es bei gewissen Windrichtungen nicht ganz geruchlos vor sich gegangen sein dürfte.

Abschließend sei die Anzahl der Sterbefälle von Kindern im Alter von unter 12 Monaten pro 1 000 Lebendgeborenen untersucht, die als allgemeiner Indikator für die sanitären Verhältnisse und die Qualität der ärztlichen Hilfe gilt. Im ganzen Russländischen Reich lag diese Zahl vor dem Ersten Weltkrieg zwischen 250 und 300. In Helsinki, wo es frühzeitig zum Bau des Wasserwerkes und der Anlegung der Kanalisation gekommen war, lag die Kindersterblichkeit bereits vor dem Weltkrieg nur zwischen 110 und 150 und sank nach 1920 auf unter 100. Aus früheren Angaben über Dorpat geht hervor, dass die Säuglingssterblichkeit etwas niedriger war als im Reich insgesamt. Von 1834 bis 1859 starben von je 1 000 lebend geborenen Kindern 243 vor Erreichung des ersten Lebensjahres.<sup>46</sup> 1922 belief sich diese Zahl in ganz Estland noch auf 171, doch sank die Säuglingssterblichkeit bis 1936 auf 92.<sup>47</sup>

\* \* \*

Die Esten zurzeit des „nationalen Erwachens“, d.h. dieselben Menschen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts prächtige Vereinshäuser für die Vereine „Vanemuine“, „Estonia“ und „Endla“ errichteten, die Zeitung „Postimees“

---

<sup>45</sup> Attest der chemischen Versuchs- und Samen-Control-Station Polytechnikum zu Riga und Gutachten practischer Landwirthe über den Erfolg der Poudrette aus der Fabrik von Gustav Post in Jurjew, Jurjew 1895; Baltische Wochenschrift 1894, Nr. 35, S. 633.

<sup>46</sup> HUEBNER, Biostatik der Stadt Dorpat (wie Anm. 14), S. 18.

<sup>47</sup> KUSTA RUMMA: Imikute suremusest ja rahvaarvu juurdekasvust Eestis [Über die Säuglingssterblichkeit und den Bevölkerungszuwachs in Estland], in: Oma-riikluse süvendamisel, hrsg. von Üliõpilasselts Raimla, Tartu 1938, S. 113-127, hier S. 118, 121.

abonnierten und Überlieferungen für das Estnische Nationalmuseum (*Eesti Rahva Muuseum*) sammelten, gaben sich, gemessen an heutigen Maßstäben, mit äußerst bescheidenen sanitären Verhältnisse zufrieden. Die Stadtbewohner der ersten Generation führten in der Stadt dieselbe Lebensweise fort, die sie vom Lande her kannten. Der Trockenabort, der beim oder im Wohnhaus eingerichtet war, wirkte daher schon recht innovativ. Das Potenzial der Universität bei der Verbesserung der sanitären Verhältnisse der Stadt Dorpat wurde indes nur in sehr geringem Maße ausgeschöpft. Es mag zwar stimmen, dass Dorpat nicht reich genug war, um die möglichen Innovationen zu realisieren, doch waren die hauptsächlichen Hindernisse mentaler Natur oder sie gingen auf die nach wie vor gültige ständische Ordnung zurück. Unter diesen Bedingungen stellte sich der Este in der Regel dem Deutschen, die Universität der Stadt und die baltischen Provinzen insgesamt dem Reich gegenüber. Der Hefefabrikant Johann Post und der Poudrettefabrikant Gustav Moritz Post waren beide so genannte Halbdeutsche, sie gehörten also zu einer Gruppe von „verdeutschen“ Esten, die weder in der estnischen noch in der deutschen Gesellschaft besonders angesehen war. Gerade sie aber waren wesentlich für die Einführung von Innovationen im Alltagsleben verantwortlich und verdienen daher viel mehr Aufmerksamkeit. Da für umfassendere Lösungen staatliche Unterstützung notwendig ist, konnten die modernen, europäischen Lösungen in der häuslichen und städtischen Kultur erst mit der Erlangung der Eigenstaatlichkeit erfolgen.

Die Geschichte der Dorpater Poudrettefabrik kann als ein sehr gutes Beispiel für den Unternehmergeist einer Familie estnischer Herkunft und ihrer Fähigkeit dienen, in der damaligen Zeit mit Abfällen auf innovative Weise Handel zu treiben. Die treibende Kraft des Poudrettehandels war jedoch nicht das Bestreben, die hygienische Situation der Stadt zu verbessern, sondern es kam wohl eher auf den wirtschaftlichen Erfolg an. Dorpat war unter den estnischen Städten jedoch die einzige, in der ein solches privates Geschäft einträglich funktionierte. Überall sonst blieb die Fäkalienbeseitigung Sache der Kommunen. Damit wäre zu folgern, dass die erfolgreiche Poudrettefabrik offensichtlich auch einer der Gründe dafür war, dass in Dorpat erst so spät eine moderne Kanalisation angelegt und ein Wasserwerk gebaut wurde.

SUMMARY

---

*Poudrette Business: Sanitary Conditions  
in Dorpat at the End of the 19<sup>th</sup> Century –  
Beginning of the 20<sup>th</sup> Century*

During the 19<sup>th</sup> century sanitary issues in rapidly expanding towns often became very severe. Although technology and medicine were also developing quickly, these different areas failed to provide sufficient support to each other at the right time.

The University of Dorpat was known as an innovative centre of medicine in the 19<sup>th</sup> century. The town had been studied by chemists (for instance a research on wells in Dorpat by Carl Schmidt), physicians (medical topography since the early 19<sup>th</sup> century), demographers (biostatisticians) etc. Thorough research on sanitary conditions in Dorpat based on the 1897 population census was compiled by Bernhard Körber (1837–1915), who was Professor at the Department of State Medicine at the University from 1879 to 1890. However, the research shows that even for those times the sanitary conditions in Dorpat were substandard. The city lacked a water supply and sewage system, thus springtime floods were common in the lower riverside areas and districts. Since only the poorest citizens lived there this issue was overlooked for a long time. The University constructed its own water supply system already in 1889, but different institutions and estates were unable to reach an agreement regarding the town water supply. At the turn of the century, organized waste removal from dry closets formed only 26% of the total amount of human waste. The poorest citizens refused to join the system since they wanted to use this fertilizer for their own gardens. The newly emergent group of active Estonians, who built the modern Vanemuine theatre in 1906, as first generation town dwellers accepted quite modest sanitary conditions.

In order to solve the town's waste problem, a Poudrette factory was built on the territory of the Jama town manor in 1866. This solution was somewhat outdated yet it proved to be very lucrative. The factory produced a fertilizer mix of dry night soil which sold quite well. Gustav Post, the lessee and later owner of the factory, became a wealthy man. Together with his brother, Johannes Post, they established a distillery and yeast factory, a town sauna house and a rag factory. The Poudrette factory itself was municipalized before World War I and became a substantial source of income for the town in independent Estonia. Dorpat was the only town in Estonia where this part of its economy was profitable. This is likely to be one of the reasons why a water supply system covering the entire town was built only in the 1930s.



# Die Öffentlichkeit in Estland vor dem „schweigenden Zeitalter“

VON RAIKO JÄÄRATS

Am 12. März 1934 führte der damals amtierende Premierminister der Estnischen Republik, Konstantin Päts, einen Staatsstreich durch. Das Hauptziel dieses Staatsstreiches war es, die rechtsradikale Bewegung des Bundes der estnischen Freiheitskämpfer (*Eesti Vabadussõjalaste Liit*, EVL) zu eliminieren, doch ging daraus paradoxerweise ein nationalistisches, autoritäres Regime hervor, das viele demokratische Freiheiten wesentlich einschränkte, und das Land in das so genannte schweigende Zeitalter (*vaikiv ajastu*) führte.<sup>1</sup> Der Staatsstreich und die Begrenzung der demokratischen Freiheiten geschahen zunächst mit der schweigenden Zustimmung der Öffentlichkeit. Ebenso paradox war es, dass Konstantin Päts den Staatsstreich im Rahmen der vom EVL selbst ausgearbeiteten Verfassung durchführte und auch auf deren Grundlage regierte.<sup>2</sup> Die entsprechende Verfassung war mit einer großen Stimmenmehrheit bei einem im Oktober 1933 abgehaltenen Referendum angenommen worden. Obwohl sowohl die Regierung, die meisten Parteien als auch der größere Teil der Öffentlichkeit gegen die Verfassung der Freiheitskämpfer waren, konnte die historische Forschung noch keine Einigkeit darüber erzielen, wie das Referendum unter diesen Bedingungen erfolgreich sein konnte.

Der vorherrschende Standpunkt hinsichtlich des Referendums vom Oktober 1933 ist, dass zum einen die unmittelbar davor eingeführte Vorzensur öffentliche Debatten in den Druckmedien unmöglich gemacht habe.<sup>3</sup> Zum

---

Dieser Aufsatz beruht auf RAIKO JÄÄRATS: *Avamäng vaikivale ajastule ehk muutuv avalikkus ja vabadussõjalaste põhiseaduse muutmise eelnõu 1933. aastal* [Die Overtüre des schweigenden Zeitalters oder die sich verändernde Öffentlichkeit und der Grundgesetzänderungsentwurf der Freiheitskrieger 1933], Magisterarbeit Universität Tallinn 2012. – Die Anfertigung dieses Aufsatzes wurde durch die Estnische Wissenschaftsagentur gefördert (IUT 31-6).

<sup>1</sup> ANDRES KASEKAMP: *The Radical Right in Interwar Estonia*, London 1999, S. 120.

<sup>2</sup> Die von den Freiheitskämpfern erarbeitete Verfassung enthielt keine direkt autoritären oder antidemokratischen Elemente, doch konnte sie in dieser Richtung gedeutet werden, schon weil ihre Bestimmungen keine funktionierende Gewaltenteilung garantierten. Auch brachte sie eine Verschiebung zugunsten der Exekutive mit sich. Siehe PEETER KENKMANN: *Kas 1933. aasta põhiseadus lubas autoritaarset valitsemist?* [Erlaubte das Grundgesetz aus dem Jahr 1933 eine autoritäre Regierungsweise?], in: *Tuna* 2009, Nr. 3, S. 42-49, hier S. 49.

<sup>3</sup> MATI GRAF: *Parteid Eesti Vabariigis 1918–1934 koos eellooga (1905–1917) ja järellooga (1934–1940)* [Die Parteien in der Estnischen Republik 1918–1934 mit der Vorgeschichte (1905–1917) und Nachgeschichte (1934–1940)], Tallinn 2000, S. 318-323.

anderen sei der Erfolg des Referendums nicht so sehr mit der Unterstützung zu erklären, welcher sich damals die Freiheitskämpferorganisation erfreute, sondern viel mehr mit einer allgemeinen Protesthaltung gegenüber der Regierung.<sup>4</sup> Keiner dieser Standpunkte ist direkt falsch, doch ist, wie dieser Beitrag zeigen soll, die Angelegenheit sehr viel komplizierter.

Der in diesem Artikel behandelte Zeitraum ist mit zahlreichen Problemen verbunden. Viele Archive sind unter der sowjetischen Herrschaft vernichtet worden.<sup>5</sup> Der größere Teil der betroffenen Protagonisten wurde entweder von der Sowjetmacht hingerichtet oder starb in der Gefangenschaft. Die bislang wichtigste Untersuchung zu dieser Periode und zu diesem Thema ist das Buch „Must-valge lipu all“ (Unter der schwarz-weißen Fahne) von Rein Marandi, das einen Überblick über die Geschichte des EVL und seiner Vorgängerorganisation bietet. Eine Besonderheit dieser Studie ist, dass der Autor darin Aussagen einiger ins Ausland geflüchteter Zeitgenossen einbezogen hat, die wichtige Ergänzungen bei der Deutung der Geschehnisse bieten. Oft aber ist das in den Zeitungen veröffentlichte Material die wichtigste Quelle für die Erforschung der innenpolitischen Situation in der Zwischenkriegszeit.

Es ist bemerkenswert, dass in den bisher erschienenen Forschungsarbeiten zur damaligen Presse die Politik keine Rolle spielte. Hinter dieser Tendenz kann in gewisser Weise eine Fortführung sowjetischer historiografischer Traditionen gesehen werden, doch war man sich in den 1960er Jahren, als mit der Forschung zur Pressegeschichte in Estland begonnen wurde, durchaus der Tatsache bewusst, dass Untersuchungen der Presse ohne Rücksicht auf die innenpolitische Lage unvollständig bleiben müssen.<sup>7</sup> Hinsichtlich der Presse im Jahr 1933 ist beispielsweise der Schluss gezogen worden, dass diese unprofessionell und unreif gewesen<sup>8</sup> und bis zum Jahr 1935 im Allgemeinen unverändert geblieben sei.<sup>9</sup> Beide Schlussfolgerungen sind sehr problematisch.

<sup>4</sup> KASEKAMP, *The Radical Right* (wie Anm. 1), S. 47f.

<sup>5</sup> So wurde z.B. ein Großteil des Archivs der Zeitung „Päevaleht“ im Jahr 1948 vernichtet, weil man es für wenig wertvoll erachtete. Seletuskiri [Erläuterungsschreiben], in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig ERA), Bestand 4052 (Tallinna Eesti Kirjastus-Ühisuse fond [Bestand der Tallinner Estnischen Verlagsvereinigung]).

<sup>6</sup> REIN MARANDI: *Must-valge lipu all. Vabadussõjalaste liikumine Eestis 1929–1937. I. Legaalne periood (1929–1934)* [Unter der schwarz-weißen Fahne. Die Bewegung der Freiheitskämpfer 1929–1937. I. Die legale Periode (1929–1934)], Stockholm 1991 (*Studia Baltica Stockholmensia*, 6.1).

<sup>7</sup> JUHAN PEEGEL: Saatesõnu [Geleitworte], in: *Eesti ajakirjanduse ajaloo I. Õppevahend žurnalistika eriharu kaugõppijale*, hrsg. von DEMS., Tartu 1966, S. 2.

<sup>8</sup> EPP LAUK: *Eesti ajakirjanduse arengujooni XX sajandi esimesel poolel* [Entwicklungslinien der estnischen Journalistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts], in: *Peatükke Eesti ajakirjanduse ajaloo 1900–1940*, hrsg. von DERS., Tartu 2000, S. 9–42, hier S. 28–30.

<sup>9</sup> KRISTA ARU: *Eesti toimetajakeskne ajakirjandus kodanikuühiskonna kujundaja ja omakultuuri kandjana ajalehe Postimees (1886–1935) näitel: analüütiline ülevaade*

Bei der Erforschung der estnischen Presse bzw. der Innenpolitik in der Zwischenkriegszeit sollten diese zwei Bereiche immer miteinander verbunden werden. Eine Möglichkeit dazu bietet die Anwendung des Begriffs der „Öffentlichkeit“ bei Jürgen Habermas. Aus verschiedenen Gründen gibt es bislang keine Studien zu dieser Periode, in der Habermas' Hauptwerk „Strukturwandel der Öffentlichkeit“<sup>10</sup> berücksichtigt worden wäre. Zum einen ist dieses Buch verhältnismäßig spät ins Estnische bzw. Englische übersetzt worden. Zum anderen veränderte sich die Verwendung des Begriffs „Öffentlichkeit“ in der Sowjetzeit wesentlich, nachdem sie in der Zwischenkriegszeit noch zum großen Teil mit dem übereinstimmte, wie Habermas ihn zu nutzen vorschlägt. Der marxistischen Geschichtsauffassung zufolge bezeichnet „Öffentlichkeit“ in der kapitalistischen Herrschaftsordnung das „bürgerliche Klasseninteresse“<sup>11</sup>, während sie unter kommunistischer Herrschaft die Meinungsäußerung der „Allgemeinheit“ bezeichnete. Diese verzerrte Auffassung, der zufolge die Öffentlichkeit etwas Objektives sei, ist bis heute in der estnischen Sprache fest verwurzelt.

Unter „Öffentlichkeit“ verstehe ich in diesem Artikel die politische Öffentlichkeit – den Bereich des gesellschaftlichen Lebens, in dem eine Diskussion über solche Themen stattfindet, die einen Bezug zur Staatsgewalt haben.<sup>12</sup> Weiter gefasst bedeutet „Öffentlichkeit“ tatsächlich alles, was nicht privat ist, doch habe ich den Begriff im Rahmen dieser Studie auf die landesweiten Tageszeitungen begrenzt, da die in ihnen diskutierten Fragen mit Bezug zur politischen Machtausübung die mit der Regierungspolitik verbundenen Prozesse relativ stark beeinflussten. Im damaligen Estland erschienen vier größere Tageszeitungen: „Päevaleht“ (Tagesblatt), „Postimees“ (Postbote), „Vaba Maa“ (Freies Land) und „Kaja“ (Echo). Nur das „Päevaleht“ war von den Parteien unabhängig. „Kaja“ war das Presseorgan der Agrarpartei *Põllumeestekogu* (Bund der Landwirte). Für die Zeit ab 1932, nachdem die liberale *Eesti Rahvaerakond* (Estnische Volkspartei) und die linksliberale *Eesti Tööerakond* (Estnische Arbeitspartei) sich zur Partei *Rahvuslik Keskerakond* (Nationale Zentrumspartei) zusammenge-

---

monograafia „Üks kirg, kolm mõõdet. Peatükke eesti toimetajakesksest ajakirjandusest: K. A. Hermann, J. Tõnisson, K. Toom“ (Tartu, 2008) kultuuriloolise tausta ja probleemistiku tõlgendamiseks [Estnische redakteursorientierte Journalistik als Formgeber der Zivilgesellschaft und Träger der nationalen Kultur am Beispiel der Zeitung Postimees (1886–1935): ein analytischer Überblick zur Erklärung des kulturgeschichtlichen Hintergrunds und der Problematik der Monografie „Eine Leidenschaft, drei Dimensionen. Kapitel aus der estnischen redakteursorientierten Journalistik: K. A. Hermann, J. Tõnisson, K. Toom“ (Tartu, 2008)], Tallinn 2010 (Tallinna Ülikool. Humanitaarteaduste dissertatsioonid, 37), S. 12.

<sup>10</sup> JÜRGEN HABERMAS: *Avalikkuse struktuurimuutus: uurimused ühest kodanikuühiskonna kategooriast* [Strukturwandel der Öffentlichkeit: Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft], Tallinn 2001.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 180ff.

<sup>12</sup> JÜRGEN HABERMAS: *The Public Sphere*, in: *Contemporary Political Philosophy. An Anthology*, hrsg. von ROBERT E. GOODIN und PHILIP PETTIT, Oxford 1997, S. 105–108, hier S. 105.

schlossen hatten, können die Zeitungen „Postimees“ und „Vaba Maa“ als deren Presseorgane betrachtet werden, wobei die journalistische Tätigkeit von „Vaba Maa“ weniger direkt von der Politik der Partei abhängig war. Außerdem wurden die Zeitung der Sozialisten, „Rahva Sõna“ (Wort des Volkes), die seit April 1933 nur zweimal in der Woche erschien, aber auf die sich andere Zeitungen oft beriefen, sowie der „Võitlus“ (Kampf), die Zeitung der Freiheitskämpfer, die seit April 1933 dreimal statt einmal in der Woche erschien, in die Untersuchung miteinbezogen. Der Rundfunk, der sich zu diesem Zeitpunkt vielerorts in Europa bereits zum gestaltenden Element der Öffentlichkeit entwickelt hatte, war in Estland aus verschiedenen Gründen noch marginal und konnte in Bezug auf seinen Einfluss nicht mit den Zeitungen konkurrieren.<sup>13</sup> Zweifellos können die Jahre zwischen den Kriegen als Blütezeit des gedruckten Pressewesens in Estland bezeichnet werden.

Konstantin Päts, der im März 1934 den Staatsstreich durchführte, war der Vorsitzende des Bundes der Landwirte.<sup>14</sup> Wie die meisten damaligen Spitzenpolitiker, war er von seiner Ausbildung her Jurist und hatte bereits Anfang des Jahrhunderts, als Estland noch eine Provinz des Russländischen Reiches war, seine politische Karriere bei einer estnischsprachigen Zeitung begonnen. Nach der Etablierung der estnischen Unabhängigkeit war er mehrfach Staatsältester gewesen, ein Amt, dass entsprechend der radikaldemokratischen Verfassung von 1920 einem Primus inter pares in der Regierung entsprach. Staatsältester war er auch am Anfang des Jahres 1933, doch musste er Ende April mit seiner Regierung zurücktreten, denn die verschlechterte wirtschaftliche Lage erforderte Entscheidungen, die Päts nicht bereit war zu treffen.<sup>15</sup> Die wirtschaftliche Lage hatte sich in Folge der Weltwirtschaftskrise seit 1929 ständig verschlechtert. Die

<sup>13</sup> Rundfunkgeräte und deren Instandhaltung waren relativ teuer. Die vor Ort produzierten Rundfunkgeräte erforderten häufigere Instandhaltung, für die im Ausland produzierten Geräte galt aber eine Zollgebühr von 100%. Nur 10% Estlands waren elektrifiziert, die Reichweite des lokalen Rundfunks klein und das Programm sehr dünn. In Estland mit seinen 1,1 Mio. Einwohnern hatte der Rundfunk 17 000 ständige Abonnenten, doch wurden die Rundfunkgeräte vor allem zum Zweck der Unterhaltung benutzt, d.h. um ausländische Sender zu hören. Meie tänavune raadioturg [Unser heutiger Rundfunkmarkt], in: Päevaleht, 21.11.1933. – Wenn hier und im Folgenden der Autor eines Artikels nicht erwähnt wird, ist dieser anonym erschienen. Nur wichtigere Meinungsäußerungen wurden damals namentlich gezeichnet, für andere Artikel wurde der Chefredakteur der Ausgabe als der Verantwortliche angesehen.

<sup>14</sup> Vor den Wahlen im Jahr 1932 schloss sich der Bund der Landwirte von Konstantin Päts mit einer anderen Agrarpartei zur Partei der vereinigten Landwirte zusammen und erhielt bei den Wahlen 42 von 100 Sitzen im Parlament. Im Jahr 1933 ergaben sich in der Partei der vereinigten Landwirte Meinungsverschiedenheiten, weshalb sie sich auflöste. Zum Zeitpunkt des Staatsstreichs von 1934 hatte der Bund der Landwirte nur 19 Sitze im Parlament. GRAF, Parteiid Eesti Vabariigiis (wie Anm. 3), S. 184ff.

<sup>15</sup> JAAK VALGE: Okkaline devalveerimine [Die dornige Abwertung], in: Akadeemia 1997, Nr. 8, S. 1605-1639, hier S. 1629-1632.

Abwertung der estnischen Krone, die die Schwierigkeiten hätte lindern können, stand zwar auf der Tagesordnung, nachdem Großbritannien im Jahr 1931 den Goldstandard aufgegeben hatte. Aus verschiedenen Gründen fand ein derartig einschneidender Schnitt im Parlament keine ausreichende Unterstützung.<sup>16</sup>

Einer der Gründe, weshalb die Abwertung der Krone im Parlament nicht genug Unterstützung fand, war die Tatsache, dass dieses Thema in der Öffentlichkeit mit Ängsten besetzt war, welche den Widerstand der Allgemeinheit gegen diese Maßnahme bedingten. Im September 1932 forderte das gerade einmal vor vier Monaten gewählte Parlament mit 70 Ja-Stimmen (von 100), dass die Regierung den bisherigen Stand der Krone mit allen Mitteln halten solle.<sup>17</sup> Sowohl das vorherige (vierte) Parlament, als auch das neue (fünfte) Parlament ergriffen verschiedene, oft unpopuläre Maßnahmen, die zur Verbesserung der wirtschaftlichen Lage beitragen sollten, aber anders als erhofft nur das Gegenteil erreichten. Die Lage verschlechterte sich zusehends, nachdem neben Großbritannien auch andere wichtige Handelspartner Estlands ihre nationale Währung abgewertet hatten.<sup>18</sup>

Die schlechter werdende wirtschaftliche Lage und die Unfähigkeit der politischen Parteien, eine Lösung für diese Situation zu finden, verursachten in der Allgemeinheit eine zunehmende Unzufriedenheit. Daraus erklärt sich die zunehmende Popularität der rechtsradikalen Bewegung der Freiheitskämpfer, die sich schnell etablierte und große Veränderungen in der Regierung Estlands forderte.<sup>19</sup> Bei der Organisation der Freiheitskämpfer handelte es sich um eine damals auch andernorts in Europa typische antiparlamentarische Bewegung, die ursprünglich mit der Gründung eines Lobbyvereins für den Kampf um die Rechte der Veteranen des estnischen Freiheitskriegs (1918–1920) eingesetzt hatte. Der Zentralverband der estnischen Freiheitskämpfer (*Eesti Vabadussõjalaste Keskkliit*, EVKL) wurde am 2. Juni 1929 auf Basis mehrerer regionaler Bewegungen gegründet.<sup>20</sup> Die aktive politische Tätigkeit der Bewegung setzte 1931 ein, als sich der EVKL in die Debatte über eine Verfassungsänderung einmischte.<sup>21</sup> Tatsächlich war bereits seit dem Inkrafttreten der Verfassung von 1920 mehr oder weniger erfolgreich über deren Veränderung debattiert worden. Am Ende der 1920er Jahre jedoch gewann diese Diskussion insbesondere unter

<sup>16</sup> Ebenda.

<sup>17</sup> JAAK VALGE: 1934. aasta riigipööride tõlgendamise autoritaarvõimu, vabadussõjalaste ja demokraatlike jõudude poolt [Die Deutung des Staatsstreichs von 1934 seitens der autoritären Macht, der Freiheitskämpfer und der demokratischen Kräfte], in: *Eesti Vabariik* 90. Pärnu 27–28. august 2008. Konverentsi kogumik, hrsg. von MARE OJA, Tallinn 2008, S. 28–38, hier S. 28.

<sup>18</sup> VALGE, *Okkoline devalveerimine* (wie Anm. 15), S. 1626–1629.

<sup>19</sup> KASEKAMP, *The Radical Right* (wie Anm. 1), S. 32.

<sup>20</sup> Unter diesen Bewegungen war die früheste und größte der Bund der estnischen Freiheitskämpfer in Tallinn, der seit 1926 existierte. Ebenda, S. 26.

<sup>21</sup> MARANDI, *Must-valge lipu all* (wie Anm. 6), S. 48.

den Bedingungen der sich verschärfenden Wirtschaftskrise zunehmend an Dynamik.<sup>22</sup>

Bis zum Anfang des Jahres 1933 hatten seit dem Inkrafttreten der Verfassung 15 Regierungswechsel stattgefunden, davon nur beim fünften Mal aufgrund von Wahlen. Die Regierungswechsel hatten verschiedene Gründe und können nicht zwangsläufig mit einer durch die Verfassung bedingten politischen Instabilität in Verbindung gebracht werden. Wohl aber hat die Wirtschaftskrise zu einer solchen Instabilität geführt und die zunehmend unzufriedene Bevölkerung forderte von einem immer schwächer werdenden Staat immer mehr Halt ein.<sup>23</sup> Auf dieses Problem bot der EVKL die klarste Antwort in Form der von ihm propagierten Verfassungsänderung. Die Beliebtheit dieser Organisation stieg in dieser Situation rasch an.<sup>24</sup>

Unter diesen Bedingungen mussten sich die Parteien ernsthafter mit der Verfassungsfrage beschäftigen und einen Konsens suchen. Im März 1932 verabschiedete das Parlament eine Gesetzesvorlage für die Verfassungsänderung, die in einem im August desselben Jahres durchgeführten Referendum jedoch knapp scheiterte (dafür stimmten 316 338 Stimmberechtigte, dagegen 330 632). Daraufhin entschied sich der EVKL, das Volk über einen eigenen Verfassungsentwurf abstimmen zu lassen. Da dies für alle parlamentarischen Parteien inakzeptabel war, arbeitete das Parlament eine neue, insgesamt die dritte, Gesetzesvorlage aus. Indem es die spezifischen Regeln des Verfahrens ausnutzte, konnte über diesen Entwurf bereits im Juni 1933 abgestimmt werden, noch bevor die von den Freiheitskämpfern erarbeitete Verfassung in einem Referendum den Wählern vorgelegt wurde. Man hoffte darauf, dass diese Verfassung ihre Aktualität verlieren würde, sollte die Gesetzesvorlage des Parlamentes angenommen werden.<sup>25</sup>

Die Diskussion über den Entwurf der Freiheitskämpfer wurde mit einem Leitartikel im „Päevaleht“ am 18. März 1933 eröffnet. Hier wurde darauf hingewiesen, dass der EVKL die Machtübernahme Hitlers im Deutschen Reich begrüßt habe.<sup>26</sup> Gleichzeitig jedoch warnte die Zeitung, dass man die Freiheitskämpfer, deren Entwurf bereits 50 000 zustimmende Unterschriften erhalten habe, als eine sehr starke politische Kraft ansehen müsse;

---

<sup>22</sup> GRAF, *Parteid Eesti Vabariigis* (wie Anm. 3), S. 301-305.

<sup>23</sup> Von Januar 1931 bis Oktober 1933 betrug die durchschnittliche Dauer einer Regierungskrise 22 Tage und einer Regierung fünf Monate. MARANDI, *Must-valge lipu all* (wie Anm. 6), S. 15f.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 48.

<sup>25</sup> GRAF, *Parteid Eesti Vabariigis* (wie Anm. 3), S. 305-311.

<sup>26</sup> Wahrscheinlich war das ein Hinweis auf die in der Zeitung „Võitlus“ früher veröffentlichten Meinungsäußerungen, in denen Hitlers Machtübernahme unterstützt wurde und die Ereignisse in Deutschland als Vorbild gesehen wurden. Siehe z.B. *Hitleri võit Saksamaal* [Hitlers Sieg in Deutschland], in: *Võitlus*, 11.2.1933, S. 4. Als Autor des Artikels wird ein „Nichtpolitiker“ genannt; im Unterschied zu anderen Zeitungen veröffentlichte der „Võitlus“ Meinungsartikel anonym.

obwohl der Zentralverband nicht als Partei registriert sei, könne er in Zukunft zu einer Gefahr für die Demokratie werden.<sup>27</sup>

Der EVKL hatte viele Ähnlichkeiten mit den Nationalsozialisten in Deutschland. Die meisten dieser Ähnlichkeiten waren jedoch vor allem äußerlich: Seine Anhänger nutzten den Römischen Gruß, trugen eine einheitliche Uniform, die aus einem schwarzen Hemd und einem schwarzen Barett bestand, und marschierten auf den Straßen. Im Nachhinein ist es leicht, viele wesentliche inhaltliche Unterschiede aufzuzählen, zumal die Freiheitskämpferbewegung nach Päts' Putsch Anfang 1934 liquidiert wurde. Doch dürften diese inhaltlichen Unterschiede zu Beginn des Jahres 1933, als Hitler gerade an die Macht gekommen war, noch nicht so deutlich und daher nicht so bedeutsam gewesen sein. Der EVKL sprach wie die Nationalsozialisten stets von einer legalen Machtübernahme und betonte die Bewahrung der Demokratie, doch war zugleich von der Notwendigkeit eines starken Führers die Rede. Vielleicht haben die Anhänger der Freiheitskämpfer von den Nationalsozialisten die politische Kompromisslosigkeit, die propagandistischen Strategien und das Wertlegen auf äußere Attribute übernommen.<sup>28</sup>

Als im April 1933 in Deutschland die ersten Judenverfolgungen begannen, fand dies in der estnischen Öffentlichkeit großen Widerhall, denn einer der Verhafteten war der estnische Honorarkonsul in Berlin, Sigismund Rund, der selbst Jude war.<sup>29</sup> Im „Võitlus“, der Zeitung des EVKL, waren zuvor bereits mehrere antisemitische Artikel veröffentlicht worden. In einem Kommentar zu dieser Verhaftung kritisierte der „Võitlus“ nicht etwa Deutschland, sondern die estnische Regierung: „Wozu haben wir denn diesen jüdischen Honorarkonsul gebraucht?!“<sup>30</sup> Die Verhaftung und die antisemitischen Erscheinungen in Deutschland im Allgemeinen betrachtete die estnische Öffentlichkeit als Diskriminierung einer nationalen Minderheit und wurden in den anderen Zeitungen nachdrücklich

<sup>27</sup> HARALD TAMMER: Hädaoht kohustab [Gefahr verpflichtet], in: Päevaleht, 18.3.1933, S. 2.

<sup>28</sup> JAAK VALGE: Eesti vabadussõjalased ja Saksa natsionaalsotsialistid: ideoloogia, poliitiline taktika ja kontaktid [Die estnischen Freiheitskämpfer und die deutsche Nationalsozialisten: Ideologie, politische Taktik und Kontakte], in: Tuna 2009, Nr. 3, S. 50-62, hier S. 62.

<sup>29</sup> SIGISMUND S. RUND war vom 2.3.1931 bis zum 4.4.1933 estnischer Honorarkonsul in Berlin. Da sich auch die estnische Botschaft in Berlin befand, beschränkten sich seine Aufgaben in erster Linie auf die Förderung der Wirtschaftsbeziehungen, worin er angeblich sehr erfolgreich war. In einer Stellungnahme erklärt die Botschaft, Rund sei aufgrund einer Beschwerde verhaftet worden, für die von ihm entlassene nationalsozialistische Angestellte verantwortlich gewesen seien, die zuvor von ihm Geld erpresst hätten. Berlin'i aukonsul Sigismund Rundi isiklik toimik [Persönliche Akte des Berliner Honorarkonsuls Sigismund Rund], in: Estnisches Staatsarchiv (*Eesti Riigiarhiiv*, Tallinn, künftig ERA), Bestand 957, Findbuch 3, Akte 611, Bl. 10-35.

<sup>30</sup> Berliinis arreteeriti Eesti aukonsul [In Berlin wurde der estnische Honorarkonsul verhaftet], in: Võitlus, 11.4.1933, S. 1.

kritisiert.<sup>31</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach fingen die Freiheitskämpfer deshalb nun damit an, sich sehr deutlich von den Nationalsozialisten abzugrenzen, sie scharf zu kritisieren und sogar die übrigen estnischen Parteien der Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten zu beschuldigen.<sup>32</sup>

Dass der EVKL nun in den Fokus der Öffentlichkeit rückte, kann auch mit seiner veränderten Propagandastrategie in Verbindung gebracht werden, nachdem Hjalmar Mäe (1901–1975) das Amt des Propagandaführers angetreten hatte. Mäe hatte an mehreren österreichischen und deutschen Universitäten Massenpsychologie und Propaganda studiert.<sup>33</sup> Die bisherige Kritik an den Parteien wurde unter Mäes Ägide vor allem durch Spott ersetzt, wobei sehr gekonnt auch visuelle Mittel eingesetzt wurden. Die Titelseite des „Võitlus“ schmückten nun großformatige Fotos. So brachte der „Võitlus“ z.B. ein ganzseitiges Foto des Tallinner Vorsitzenden des Estnischen Bundes der Freiheitskämpfer, Artur Sirk, oder aber eine politische Karikatur gegen den Verfassungsänderungsentwurf des Parlaments auf seiner Titelseite.<sup>34</sup> Das alles unterschied sich sehr davon, was die parlamentarischen politischen Kräfte bisher in der Öffentlichkeit unternommen hatten.

Obwohl das Parlament bereits im April beschlossen hatte, dass über seinen Änderungsentwurf in einem Referendum im Juni abgestimmt werden sollte, erreichte das Thema erst im Mai die Presse – mit zwei Ausnahmen: Im „Postimees“, der Zeitung von Jaan Tõnisson, der nach einer sich länger hinziehenden Regierungskrise am 18. Mai als Staatssältester die neue Regierung übernahm, hatte die entsprechende Propaganda bereits früher begonnen, und im sozialistischen „Rahva Sõna“ hielt man eine Änderung des Grundgesetzes nicht für notwendig. Insgesamt waren für die Parteien

<sup>31</sup> Siehe z.B. GEORG LUIGA: Laimupropaganda [Verleumdungspropaganda], in: Päevaleht, 2.4.1933, S. 2; Kurss karile [Kurs auf das Riff], in: Postimees, 8.4.1933, S. 2; Eesti aukonsul Berlinis vahistati [Der estnische Honorarkonsul wurde in Berlin verhaftet], in: Päevaleht, 11.4.1933, S. 1.

<sup>32</sup> Avastatud kõige mustem provokatsioon Eesti ajakirjanduses [Die schmutzigste Provokation in der estnischen Presse aufgedeckt], in: Võitlus, 13.4.1933, S. 1.

<sup>33</sup> HJALMAR MÄE: Kuidas kõik teostus. Minu mälestusi [Wie sich alles verwirklichte. Meine Erinnerungen], Stockholm 1993, S. 90. Hjalmar Mäe (1901–1975) schloss sich erst 1933 der Freiheitskämpferorganisation an und erhielt sofort die Position des Propagandaführers. Am 12. März 1934 wurde er verhaftet und zu einer Haftstrafe auf Bewährung verurteilt. Im folgenden Jahr wurde er erneut verhaftet und 1936 zu 20 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aus der er im Zusammenhang mit dem Amnestiegesetz des Jahres 1938 entlassen wurde. Einer der Gründe, warum die Anhänger des EVL in vielen Erinnerungen mit den Nazis in Verbindung gebracht werden, könnte darin liegen, dass mehrere ehemalige Anhänger des Bundes während der deutschen Besatzung leitende Persönlichkeiten in der örtlichen Selbstverwaltung waren. Von 1941 bis 1945 war Mäe der Leiter der Estnischen Selbstverwaltung, von 1945 bis 1947 war er in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager interniert; er emigrierte nach der Befreiung nach Österreich, wo er bis zu seinem Lebensende lebte und in verschiedenen akademischen Positionen tätig war – er hatte in Physik und Jura promoviert. Ebenda. Eluloolised andmed [Biografische Daten], S. 7f.

<sup>34</sup> Võitlus 25.5.1933, S. 1 (Sirk); Võitlus 10.6.1933, S. 1 (die besagte Karikatur).



wirtschaftliche Fragen wesentlich wichtiger. Deren entscheidender Aspekt jedoch, die Abwertung der Krone, durfte nicht direkt angesprochen werden: Wer öffentlich die Abwertung der Krone erwähnte, wurde inhaftiert, wer sie in einer nicht öffentlichen Situation ansprach, konnte mit einer Geldstrafe belegt werden.<sup>35</sup> Die meisten Zeitungen nahmen erst zehn Tage vor dem Referendum eine unterstützende Position gegenüber dem Änderungsvorschlag der Regierung ein. Die Freiheitskämpfer hingegen hatten bereits seit einem halben Jahr ihren eigenen Änderungsentwurf propagiert und, seitdem das Datum des Referendums über den Parlamentsvorschlag bekannt gegeben worden war, heftig gegen diesen polemisiert. In dieser Situation konnte sich niemand darüber wundern, dass auch das zweite Referendum zur Verfassungsänderung, das vom 10. bis 12. Juni abgehalten wurde, erfolglos blieb (dafür stimmten 161 595 Stimmberechtigte, dagegen 333 107).<sup>36</sup> Obwohl die verschiedenen politischen Kräfte sich bei der Suche nach den Ursachen des Ergebnisses uneinig waren, erkannte die Öffentlichkeit die Rolle der erfolgreichen Gegenpropaganda im „Võitlus“ an.<sup>37</sup>

Es wurde versucht, auch den EVKL in die öffentlichen Diskussionen mit einzubeziehen, damit er seine Standpunkte erklärt.<sup>38</sup> Der „Võitlus“ bekräftigte, dass die Organisation nur mithilfe von legalen Mitteln die Macht übernehmen wolle. Ihr Ziel sei ein Nationalstaat, in dem die staatlichen Interessen wichtiger seien als der persönliche Eigennutz. Der „Führer der Nation“ an der Spitze des Staates würde nie ein Diktator sein, nicht einmal wenn er selbst es wollte.<sup>39</sup>

Schließlich wurde am 27. Juni 1933 die estnische Krone doch um 35% abgewertet.<sup>40</sup> Am 6. Juli gab das Parlament bekannt, dass das Referendum über den Änderungsentwurf des EVKL im Oktober stattfinden werde.<sup>41</sup> Der „Võitlus“ meldete dies bereits am 1. Juli.<sup>42</sup> In allen Zeitungen war jedoch die Abwertung der Krone das vorherrschende Thema. Eine Ausnahme bildete nur der „Võitlus“, der sich hauptsächlich auf die Propaganda für den

<sup>35</sup> Nuhtlusseaduse täiendamise seadus [Ergänzendes Gesetz zum Strafgesetz], in: Riigi Teataja 1932, Nr. 93, Art. 724 (9.12.1932).

<sup>36</sup> GRAF, *Parteid Eesti Vabariigis* (wie Anm. 3), S. 312.

<sup>37</sup> Siehe z.B. LEOPOLD KENN: *Karistav löök* [Ein strafender Schlag], in: *Päevaleht*, 14.6.1933, S. 2; *Tuuliste aegade tulekul* [Windige Zeiten ziehen auf], in: *Vaba Maa*, 14.6.1933, S. 4; *Kelle süü on, et rahvahäaletus läbi kukkus* [Wer hat Schuld am Scheitern des Referendums], in: *Kaja*, 15.6.1933, S. 2.

<sup>38</sup> KARL AUGUST HINDREY: *Mis siis nüüd edasi?* [Wie geht es jetzt weiter?], in: *Päevaleht*, 16.6.1933, S. 2.

<sup>39</sup> *Erakondade peata olek* [Die Kopflosigkeit der Parteien], in: *Võitlus*, 22.6.1933, S. 2.

<sup>40</sup> *Eesti kroon langes 35 protsenti* [Die Estnische Krone fiel um 35 Prozent], in: *Päevaleht*, 29.6.1933, S. 1.

<sup>41</sup> *Teadaanne* [Bekanntgabe], in: *Riigi Teataja* Lisa 1933, Nr. 51 (6.7.1933).

<sup>42</sup> *Vabadussõjalaste põhiseaduse muutmise kava rahvahäaletus toimub 14., 15. ja 16. oktoobril s. a.* [Die Abstimmung über den Entwurf zur Verfassungsänderung der Freiheitskämpfer findet am 14., 15. und 16. Oktober d. J. statt], in: *Võitlus*, 1.7.1933, S. 1.

Entwurf des EVKL zur Verfassungsänderung konzentrierte. Erst als es ein paar Wochen später um das Abwertungsthema etwas ruhiger wurde, kam in der Öffentlichkeit erneut die Verfassungsfrage auf die Tagesordnung, die jetzt eindeutig im Zusammenhang mit dem Entwurf der Freiheitskämpfer stand. Der Redakteur der Wirtschaftsabteilung der Zeitung „Postimees“, Jaan Taklaja, brachte den Gedanken vor, dass die Lösung für die politische Krise vielleicht nicht der Wunsch der Freiheitskämpfer nach einem starken Führer sei, sondern eher „alles Fehlerhafte von der Pflanzstätte der verunkrauteten Demokratie gnadenlos zu beseitigen.“<sup>43</sup> Die Idee, die Tätigkeit des EVKL einzuschränken, was eventuell nicht legal gewesen wäre, rief in der Öffentlichkeit gegensätzliche Reaktionen hervor.<sup>44</sup> Taklaja hatte nämlich vorher mit positivem Grundton über die neue wirtschaftliche und innenpolitische Situation Deutschlands berichtet.<sup>45</sup>

Der Journalist der Zeitung Päevaleht, Karl August Hindrey, präziserte Taklajas Vorschlag dahingehend, dass auch das geltende Grundgesetz bei Bedarf Möglichkeiten für die Lösung der entstandenen Probleme bieten würde, zumal die Regierung schon früher mehrfach gegen es verstoßen habe, ohne das Vertrauen des Volkes zu erschüttern.<sup>46</sup> Außerdem verwies Hindrey darauf, dass im „Võitlus“ die Autoren anonym blieben<sup>47</sup> und die Zeitung demagogische Kniffe anwende, die es unmöglich machten, die Meinung des EVKL in den öffentlichen Debatten zu berücksichtigen. Aufgrund derartiger Meinungsäußerungen im „Päevaleht“ bildete sich in der Öffentlichkeit die Auffassung heraus, dass die Regierung sich nun um die Zügelung der Propaganda der Freiheitskämpfer kümmern sollte.<sup>48</sup>

Die stärkste Unterstützung fand die Idee, die Propaganda des EVKL zu zügeln, unter den Sozialisten, deren weltanschaulicher Konflikt mit ihm am größten war. Die Sozialisten kopierten in ihrer Zeitung „Rahva Sõna“ den demagogischen Schreibstil des „Võitlus“ und fabrizierten Nachrichten über den Bund der Freiheitskämpfer. Beispielsweise behauptete „Rahva Sõna“, dass die Freiheitskämpfer „laut mehreren Quellen bereits eine Todesliste

<sup>43</sup> JAAN TAKLAJA: Demokraatia uuestisünd [Die Wiedergeburt der Demokratie], in: Päevaleht, 15.7.1933, S. 2.

<sup>44</sup> Demokraatia surmaihkajad [Die, die der Demokratie den Tod wünschen], in: Rahva Sõna, 22.7.1933, S. 6.

<sup>45</sup> Siehe z.B. JAAN TAKLAJA: Tänapäeva uus Saksamaa [Das heutige neue Deutschland], in: Päevaleht, 1.7.1933, S. 4, und in: Päevaleht, 9.7.1933, S. 5.

<sup>46</sup> KARL AUGUST HINDREY: 14., 15. ja 16. oktoober [Der 14., 15. und 16. Oktober], in: Päevaleht, 16.7.1933, S. 2.

<sup>47</sup> Zwar erschienen die meisten Artikel in dieser Zeit anonym, doch standen bisher bei den anderen Zeitungen am Ende eines Meinungsartikels zumindest die Initialen des Autors.

<sup>48</sup> Avalik kiri Vabadussõjalaste Keskliidule [Ein öffentlicher Brief an den Zentralverband der Freiheitskämpfer], in: Postimees, 22.7.1933, S. 2; HANS MARTNA: Kui kaua võimaldatakse vastutamata tegutsemine poliitilistel petistel [Wie lange ermöglicht man politischen Betrügern ihr unverantwortliche Handeln], in: Rahva Sõna, 26.7.1933, S. 4.

erstellt“ hätten.<sup>49</sup> Diese Strategie wendete auch die Zeitung „Vaba Maa“ an, indem sie behauptete, die Freiheitskämpfer hätten gar eine Einheitsfront mit den Kommunisten gebildet.<sup>50</sup>

Die Sozialisten begnügten sich nicht mit Gerüchten über den EVKL. Im „Rahva Sõna“ wurden ähnliche Nachrichten auch über den Staatsältesten Jaan Tõnisson veröffentlicht. So wurde behauptet, dieser habe die Krone zum eigenen Nutzen abwerten lassen, um die Last eines persönlichen Bankkredits zu mindern.<sup>51</sup> Solche Artikel wurden nun auch in den anderen Zeitungen veröffentlicht. Beispielsweise fabrizierte die Zeitung „Kaja“ eine Nachricht über Korruption in Verbindung mit dem Verkauf von Kriegsschiffen.<sup>52</sup> Hinsichtlich dieses Korruptionsvorwurfs leitete die Regierung Ermittlungen ein, die ergaben, dass der Journalist der Zeitung „Kaja“, die diese Nachricht als Erstes herausgebracht hatte, sich die ganze Geschichte ausgedacht habe.<sup>53</sup> In dieser Affäre erkannte die Regierung Tõnisson einen Anlass, am 11. August 1933 den landesweiten Notstand auszurufen, der zur Folge hatte, dass der EVKL und seine Unterorganisationen sowie mehrere sozialistische Vereinigungen verboten wurden und eine Vorzensur für Druckerzeugnisse eingeführt wurde.<sup>54</sup>

Die Behauptung, diese Aktion der Regierung habe die Öffentlichkeit unerwartet getroffen, ist sicher nicht richtig.<sup>55</sup> Eher kann man vom Gegenteil ausgehen – die Regierung beugte sich dem Druck der Öffentlichkeit. Die im „Päevaleht“ vorgeschlagene Zügelung der Propaganda des EVKL deckte sich mit dem Standpunkt der Regierung, der im „Postimees“ veröffentlicht

---

<sup>49</sup> Veresauna ettevõtmistajad Eestis [Die Wegbereiter eines Blutbads in Estland], in: Rahva Sõna, 29.7.1933, S. 1.

<sup>50</sup> Sirklaste ja kommunistide ühisrinne [Die Einheitsfront der Anhänger Sirks und der Kommunisten], in: Vaba Maa, 2.8.1933, S. 1.

<sup>51</sup> Riigivanema kulla-kaalulised õunapuud [Die in Gold aufzuwiegenden Apfelbäume des Staatsältesten], in: Rahva Sõna, 2.8.1933, S. 1.

<sup>52</sup> Maa jahmatas [Das Land war bestürzt], in: Kaja 11.7.1933, S. 3; J. Tõnissoni valitsuse teod [Die Arbeit der Regierung von J. Tõnisson], in: Kaja, 14.7.1933, S. 5. Die Kriegsschiffe wurden für 410 000 Dollar bzw. für etwa 2,5 Mio. Kronen an Peru verkauft. Der Staat kaufte für das gesamte Geld Gold, das in London für die Erneuerung der Marine aufbewahrt wurde. Es war zunächst entschieden worden, Großbritannien damit zu beauftragen, falls es das beste Angebot macht. Den Abschnitt über das beste Angebot hat Tõnisson jedoch von Hand durchgestrichen, d.h. es wurde entschieden, nur Großbritannien mit der Aufbewahrung des Goldes zu beauftragen. Kaitseministri salajane kiri vabariigi valitsusele [Geheimer Brief des Verteidigungsministers an die Regierung der Republik], 7.7. 1933, in: ERA, 31/2/277, Bl. 4.

<sup>53</sup> Riigivanema kiri Sõjakohtu 1. jaoskonna kohtu uurijale [Brief des Staatsältesten an den Untersuchungsrichter der 1. Abteilung des Militärgerichts], 25.7.1933, in: ERA, 31/2/277, Bl. 5.

<sup>54</sup> Valitsuse otsustavad sammud demokraatliku riigikorra ja kodurahu kaitseks [Die entscheidenden Schritte der Regierung zum Schutz der demokratischen Staatsordnung und des Hausfriedens], in: Postimees, 13.8.1933, S. 1.

<sup>55</sup> KASEKAMP, The Radical Right (wie Anm. 1), S. 44.

wurde.<sup>56</sup> Dahinter konnte die Hoffnung stehen, dass die Regierung, sollte es ihr gelingen, die Tätigkeit der Freiheitskämpfer erfolgreich im Zaum zu halten, im Rahmen des geltenden Grundgesetzes Stärke demonstriert. Dies hätte das Argument des EVKL, nur eine neue Verfassung mit einem starken Führer biete Lösungen für die andauernde Krise, ins Wanken gebracht. Das Motiv, dass „Võitlus“, „Rahva Sõna“ und „Kaja“, also Organe entgegengesetzter politischer Richtungen, dazu gebracht haben mag, Nachrichten zu erfinden, konnte auch der Wunsch nach Vergeltung für die Abwertung der Krone seitens der Regierung gewesen sein.<sup>57</sup> Die Sozialisten wollten gewiss, dass die Propaganda des EVKL im „Võitlus“ eingeschränkt wird, aber wahrscheinlich haben sie ihr Handeln nicht mit der Regierung abgestimmt.<sup>58</sup> Eher wollten sie sowohl die Beschränkung der Tätigkeit des EVKL, um die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, dass das Referendum durchfällt, als auch den weiteren Niedergang der Beliebtheit der Regierung, den die Beschränkung der Meinungsfreiheit zweifellos mit sich brachte.

Die Zeitungen „Võitlus“ und „Kaja“, die mit der Strategie der Sozialisten mitzogen, taten dies ebenfalls aus der Überlegung heraus, dass die Beschränkung der Meinungsfreiheit den ohnehin schlechten Ruf der Regierung negativ beeinflussen werde. Allerdings gingen sie davon aus, dass dies dazu beitrage, dass das Referendum über die Verfassung des EVKL zum Erfolg führe. Der Bund der Landwirte hatte bereits nach dem letzten Referendum durchaus zu verstehen gegeben, dass er eine Verfassungsänderung wolle<sup>59</sup>, auch wenn „Kaja“ dies nicht ausdrücklich so schrieb. Es ist bemerkenswert, dass der Führer des Bundes der Landwirte, Konstantin Päts, in dieser Zeit kein einziges Mal in der Öffentlichkeit das Wort ergriff.

Der „Päevaleht“ verglich die Einführung der Zensur mit einem Damm: Entferne sich das Handeln der Regierung von den Interessen der Öffentlichkeit und sehe sich das Volk „gezwungen, diesen Damm zu zerstören, dann zerstört es samt dem Damm auch die Regierung“<sup>60</sup>. Die Öffentlichkeit befürchtete, dass nicht die Interessen des Staates, sondern die der Nationalen Zentrumspartei, die hinter Tõnissons Regierung stand, die Durchführung der Vorzensur lenken könnten. Diese Befürchtung wurde dadurch bestätigt, dass die öffentlichen Debatten, die vor der Zensur aktuell waren, nun allein von Tõnissons „Postimees“ zusammengefasst wurden,<sup>61</sup> während andere Zeitungen keine Chance hatten, auf gleicher

<sup>56</sup> JAAN TÕNISSON: Sõnavabaduse kuritarvitamine [Der Missbrauch der Meinungsfreiheit], Postimees, 4.8.1933, S. 3.

<sup>57</sup> KASEKAMP, The Radical Right (wie Anm. 1), S. 44.

<sup>58</sup> MARANDI, Must-valge lipu all (wie Anm. 6), S. 287.

<sup>59</sup> Maa ütles oma sõna [Das Land hat sein Wort gesprochen], in: Kaja, 20.6.1933, S. 2.

<sup>60</sup> LEOPOLD RAUDKEPP: Raske samm raskel ajal [Ein schwerer Schritt in einer schweren Zeit], in: Päevaleht, 13.8.1933, S. 2.

<sup>61</sup> HENRIK VISNAPUU: Kõrgema vaimuse rüvetamine kollase ajakirjanduse kaudu [Die Entweihung der höheren Geistigkeit durch die Regenbogenpresse], in: Postimees, 13.8.1933, S. 4.

Höhe zu antworten. Rasch wurde allen Protagonisten klar, dass eben Regierungskritik der einzige Bereich war, der öffentlich nicht mehr berührt werden durfte.

In dieser Form hatte die Zensur indes kaum Auswirkungen auf die Ideen des EVKL. Dieser fuhr fort, für seinen Entwurf zur Verfassungsänderung Propaganda zu machen, nur war nun die direkte Möglichkeit, Kritik an der Regierung zu üben, weggefallen. Diese Situation vertiefte die Unzufriedenheit aller Zeitungen gegenüber der Regierung, denn es war deutlich, dass die Zensur nicht die erhoffte Wirkung hatte. Um ihrer Unzufriedenheit Ausdruck zu verleihen, wurden die Leitartikel der Zeitungen durch augenscheinlich unpolitische Artikel ersetzt: So berichtete das „Päevaleht“ über das Einlegen von Gurken und „Vaba Maa“ über Geisteskrankheiten.<sup>62</sup> Es wurden auch überschwänglich lobende Artikel über die Regierungsarbeit veröffentlicht, besonders eifrig war hier der „Võitlus“ – hier fanden sich nun plötzlich Überschriften wie die Folgende: „Ein Freiheitskämpfer sprach der Regierung seinen Dank aus“.<sup>63</sup> Ebenso wurden sehr viele ironische Karikaturen veröffentlicht, die zwar nicht direkt die Regierungsmitglieder darstellten, deren Inhalt aber auf Kritik an konkreten Personen hindeutete.<sup>64</sup>

Auch die Zensur versuchte, sich der ständig ändernden Situation anzupassen. Wurden zunächst ganze Artikel zensiert, ließ man später nur bestimmte Abschnitte weg und änderte einzelne Wörter.<sup>65</sup> Die Unzufriedenheit nahm immer mehr zu, und die Zeitung von Päts' Bundes der Landwirte „Kaja“, die zunächst eine eher neutrale Einstellung zu dem Verfassungsänderungsentwurf des EVKL verfolgt hatte,<sup>66</sup> fing nun an, diesen offen zu unterstützen, indem sie das Referendum getrennt von der Frage der Unterstützung für die Freiheitskämpfer behandelte.<sup>67</sup> Ein Grund dafür

<sup>62</sup> Kurkide hapendamis-tehnika [Die Technik zum Einlegen von Gurken], in: Päevaleht, 22.8.1933, S. 2; Vaimuhaiguste vallast. Megalomania [Aus dem Bereich der Geisteskrankheiten. Der Größenwahn], in: Vaba Maa, 22.8.1933, S. 4.

<sup>63</sup> Vabadussõjalane avaldas valitsusele tänu [Ein Freiheitskämpfer sprach der Regierung seinen Dank aus], in: Võitlus, 2.9.1933, S. 3.

<sup>64</sup> Beispielsweise wurde eine Vogelscheuche auf dem Feld gezeigt, um die herum Hasen Kohlköpfe essen. In der Vogelscheuche konnte man anhand der Kleidung Jaan Tõnisson erkennen. Vaba Maa, 29.8.1933, S. 4.

<sup>65</sup> Kirjavahetus isikute ja asutustega ajakirjade ja ajalehtede registreerimise ning politsei- ja kohtuasutustega trükiseaduse järelvalve kohta. Sisekaitse ülema otsuste ärakirjad. Trükitoodete kontrolli poolt ajalehtedest väljajäetud artiklite ärakirjad [Briefwechsel mit Personen und Behörden bezüglich der Registrierung der Zeitschriften und Zeitungen sowie mit Polizei- und Gerichtsbehörden bezüglich der Kontrolle über das Druckgesetz. Kopien der Entscheide des Chefs für die innere Sicherheit. Kopien der Artikel, die durch die Kontrolle der Druckerzeugnisse in den Zeitungen nicht veröffentlicht wurden], in: ERA, 1/7/262, Bl. 275f.

<sup>66</sup> Eelolev rahvahääletus. Kuidas sellesse suhtuda? [Das bevorstehende Referendum. Welche Einstellung sollte man haben?], in: Kaja, 9.9.1933, S. 2.

<sup>67</sup> Kaks iseaşa. Rahvahääletust ja vabadussõjalaste liikumist ei tule ära segada [Zwei verschiedene Sachen. Das Referendum und die Bewegung der Freiheitskämpfer darf man nicht durcheinanderbringen], in: Kaja, 22.9.1933, S. 2.

war die Unzufriedenheit mit der Zensur. Das Parlament beriet bereits über einen Gesetzentwurf, der die Vorzensur durch eine unbefristete Nachzensur ersetzte,<sup>68</sup> doch auch mit dieser wären die Zeitungen nicht einverstanden gewesen. Nach der positiven Stellungnahme von „Kaja“ gelangte die Öffentlichkeit allmählich zu der Auffassung, dass der Entwurf des EVKL im Referendum wahrscheinlich angenommen werden wird.<sup>69</sup>

Unmittelbar vor dem Referendum versuchte das Parlament verzweifelt, die Hürden für den Verfassungsentwurf der Freiheitskämpfer zu erhöhen. Unmittelbar vor dem letzten Referendum war das Quorum auf 30% gesenkt worden, während es nun wieder auf 50% angehoben wurde.<sup>70</sup> Diese in demokratischer Hinsicht nicht eben redliche Maßnahme verringerte die Beliebtheit der Regierung jedoch zusätzlich.<sup>71</sup> Die gleiche Wirkung hatten auch der Rücktritt des Justiz- und Innenministers Vladimir Rooberg, der wegen Schnapsschmuggel in einen Skandal verwickelt war,<sup>72</sup> sowie der Beschluss des Staatsgerichtshofs, einen früheren Erlass des Staatsältesten aufzuheben, nach dem eine Unterorganisation des EVKL geschlossen werden sollte.<sup>73</sup>

Der Verfassungsänderungsentwurf der Freiheitskämpfer wurde in dem Referendum im Oktober mit großer Stimmenmehrheit angenommen (dafür stimmten 416 878 Stimmberechtigte, dagegen 158 894), woraufhin die Regierung Tõnisson zurücktrat (und sich die Freiheitskrieger nach Aufhebung des Notstands als EVL wieder registrieren ließen).<sup>74</sup> Die Gründe für die Ergebnisse der Referenden im Sommer und im Herbst waren sehr ähnlich. Die Diskussion über die Verfassungsänderung wurde im Sommer von Wirtschaftsthemen und im Herbst vom Thema Meinungsfreiheit überschattet. Vor beiden Referenden konnten sich die politischen Kräfte,

<sup>68</sup> Sõna-, koosolekute ja ühinguisse ning liitudesse koondumise vabaduse kurjasti tarvitamise vastu võitlemise seadus. Vabariigi Valitsuse ettepanek [Gesetz gegen den Missbrauch der Meinungs-, Versammlungs- und Vereinigungsfreiheit. Vorschlag der Regierung], 3.10.1933, in: ERA, 1/7/262, S. 284-299.

<sup>69</sup> EDUARD LAAMAN: Presidendi ümber [Im Umfeld des Präsidenten], in: Vaba Maa, 29.9.1933, S. 4.

<sup>70</sup> Der Gesetzentwurf wurde im Parlament am 4. Oktober mit 47 Ja-Stimmen und 29 Nein-Stimmen verabschiedet. Dagegen stimmten alle Mitglieder des Bundes der Landwirte. Riigikogu V koosseis: täielikud protokollid ja stenograafilised aruanded: III ja IV istungjark: 65. koosolekust 27./28. juunil 1933 – 122. koosolekuni 16. märtsil 1934 [Das 5. Parlament: vollständige Protokolle und stenografische Berichte: 3. und 4. Sitzungsperiode: von der 65. Sitzung am 27./28. Juni 1933 bis zur 122. Sitzung am 16. März 1934], Tallinn 1934, S. 901f.

<sup>71</sup> ALEKSANDER LOORITS: Sundõieendused uues trükiseaduse eelnõus [Zwangsberichtigungen im Entwurf für das neue Druckgesetz], in: Vaba Maa, 6.10.1933, S. 4.

<sup>72</sup> Minister Rooberg vabastati ametist [Minister Rooberg aus dem Amt entlassen], in: Vaba Maa, 5.10.1933, S. 5.

<sup>73</sup> Riigikohus tühistas Tartu Eesti Vabadussõjalaste Liidu sulgemise otsuse [Das Staatsgericht hob den Beschluss über das Verbot des Estnischen Bundes der Freiheitskämpfer in Tartu auf], in: Võitlus, 7.10.1933, S. 1.

<sup>74</sup> GRAF, Parteid Eesti Vabariigis (wie Anm. 3), S. 313.

die gegen den EVKL waren, über die Koordination ihres Handelns nicht einig werden.

Die neue Regierung, die nur bis zu den auf der Grundlage des im Referendum angenommenen neuen Grundgesetzes stattfindenden Wahlen im Amt war, wurde von Konstantin Päts gebildet.<sup>75</sup> Es handelte sich dabei bereits um eine so genannte Vertrauensregierung mit einem gewissen autoritären Element, da Päts die Mitglieder nicht aufgrund ihrer Parteizugehörigkeit, sondern aufgrund des persönlichen Vertrauens berief. Das neue Grundgesetz trat im Januar 1934 in Kraft, und von diesem Datum an mussten spätestens nach hundert Tagen Parlamentswahlen stattfinden.<sup>76</sup> Diese Wahlen wurden jedoch aufgrund des Staatsstreiches von Päts niemals abgehalten. Mit den Möglichkeiten des von den Freiheitskämpfern selbst erarbeiteten Grundgesetzes löste Päts den EVL auf, ließ mehrere seiner Führer inhaftieren und sein Sprachrohr, den „Võitlus“, schließen. Unmittelbar nach der Durchführung des Staatsstreiches, am Abend des 12. März, lud er die Chefredakteure aller größeren Tageszeitungen zu sich.<sup>77</sup> Bei dieser Gelegenheit erinnerte er sie wohl genau an die in diesem Beitrag geschilderten Ereignisse des Jahres 1933. Dieselben Ereignisse bedingten auch die Tatenlosigkeit des EVL in den letzten Tagen vor dem Staatsstreich, obwohl er durchaus über Informationen verfügte, in denen von der Möglichkeit eines Staatsstreiches die Rede war.<sup>78</sup> Seine Vertreter gingen davon aus, dass das harte Auftreten der Regierung in der Öffentlichkeit Unzufriedenheit verursachen würde, wodurch ihre eigene Popularität nur noch größer werden würde.<sup>79</sup> Genauso hatte es sich ja vor den Referenden im Juni und im Oktober 1933 ereignet. Konstantin Päts' Vorgehen erwies sich jedoch als wesentlich autoritärer als gedacht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich dem Historiker die Perspektive der Zeitgenossen am besten eröffnet, wenn die Ereignisse durch die Presse betrachtet werden. Die Anwendung des Begriffs der „Öffentlichkeit“ hilft dabei, die Handlungsmotive der Protagonisten zu verstehen. Die Quelle der anfänglichen Idee, die „harte Hand“ der Demokratie gegen diejenigen zu benutzen, welche eine Politik der „harten Hand“ forderten, eine Idee, die nicht nur hinter dem Staatsstreich des Jahres 1934, sondern auch hinter der Einführung der Vorzensur 1933 stand, war die Öffentlichkeit. Die Demonstration der Politik der „harten Hand“ im Herbst 1933 scheiterte zum Teil aber genau aus dem Grund, dass die Staatsgewalt ihr

<sup>75</sup> Riigikogu V koosseis: täielikud protokollid ja stenograafilised aruanded: III ja IV istungjärk: 65. koosolekust 27./28. juunil 1933 – 122. koosolekuni 16. märtsil 1934 [Das 5. Parlament: vollständige Protokolle und stenografische Berichte: 3. und 4. Sitzungsperiode: von der 65. Sitzung am 27./28. Juni 1933 bis zur 122. Sitzung am 16. März 1934], Tallinn 1934, S. 938.

<sup>76</sup> KASEKAMP, *The Radical Right* (wie Anm. 1), S. 56-63.

<sup>77</sup> Päevalehe eritelegramm [Sondertelegramm des „Päevaleht“], 13.3.1934.

<sup>78</sup> Esimesi muljeid Tallinnas [Erste Eindrücke in Tallinn], in: ebenda.

<sup>79</sup> MÄE, *Kuidas kõik teostus* (wie Anm. 33), S. 98.

Handeln nicht mit der Presse abgestimmt hatte. Die Ereignisse, die dem Referendum über den Verfassungsentwurf des EVKL vorausgingen, sowie das Ergebnis selbst, gaben dem Teil der Öffentlichkeit, der sich gegen die Freiheitskämpfer positionierte, ein starkes Signal: Ohne Zusammenarbeit untereinander wird es nicht möglich sein, diesen entgegenzutreten. Neben dem veränderten Grundgesetz, das Päts ausnutzen konnte, war dieses Signal einer der Gründe dafür, dass der Staatsstreich am 12. März 1934 gelang und die mit dem Putsch in Kraft tretenden Veränderungen, welche die demokratischen Freiheiten beschränkten, für lange Zeit ihre Gültigkeit behielten.

---

SUMMARY

---

*The “Public Sphere” before the  
Silent Era in 1933 Estonia*

During the Interwar period, Estonia was a republic with an unprecedented ultra-democratic constitution. Such a governing system created an unstable internal political situation and was increasingly considered to be inefficient in the context of the global economic crisis since the late 1920s. This historical background formed the framework for Estonia’s authoritarian turn in the 1930s. It is exceptional in the historical context of the Baltic region that the Estonian radical-right movement, the Estonian Veterans’ League, could have come to power legally. The Veterans’ constitutional amendment, which provided for a strong presidency was overwhelmingly approved by a national referendum in 1933. At the last minute, just before elections in spring 1934, interim Prime Minister Konstantin Päts carried out a coup d’état in order to “defend democracy”. However, most democratic freedoms under Päts’s regime gradually diminished “silently”.

The role of journalism during the events that led to the approval of the Veterans’ constitutional amendment by the referendum have not yet been sufficiently studied. A lack of necessary historical sources and of a suitable methodology could be one reason for this. Studying Estonian newspapers of this time by using Jürgen Habermas’s notion of “public sphere” (*Öffentlichkeit*) could provide a solution to understand the perspectives of the contemporaneous protagonists.

Thus it is argued in this article that the main reason why the Veterans’ constitutional amendment succeeded in the referendum was a lack of consensus in the “public sphere”. Those who opposed the Veterans’ proposal were not able to coordinate their strategies. Furthermore, the topic of this



decisive referendum was not even the main concern of the newspapers. The censorship measures introduced by the government on the eve of the referendum proved to be inefficient to shut down the Veterans' and to diminish their growing influence. This step by the government, moreover, created a general dissatisfaction among the "public sphere" that eventually overshadowed the issue of the referendum.

# Gesellschaftliche Freiräume in einem autoritären System: Die studentischen Baubrigaden in der Estnischen SSR

---

VON AIRI UUNA

Mit der Wiedererlangung der Unabhängigkeit im Jahre 1991 ging aus der Sicht der meisten Esten eine fast fünfzig Jahre andauernde Besatzung durch die UdSSR zu Ende. Daher wird im heutigen Estland kaum etwas gefeiert, was explizit mit der Sowjetzeit in Verbindung gebracht wird. Eine Ausnahme bilden hier jedoch die Estnischen Studentischen Baubrigaden (*Eesti Üliõpilaste Ehitusmalev*, EÜE). Die ehemaligen EÜE-Mitglieder gedenken dieser Organisation immer wieder, auch heute noch. Alte Erinnerungen werden bei Treffen der ehemaligen Mitglieder aufgefrischt und die Lieder von damals gesungen. Vor kurzem wurde eine Wanderausstellung zur Geschichte der studentischen Baubrigaden zusammengestellt und eine mehrteilige TV-Dokumentation produziert.<sup>1</sup> Dabei betonen die Zeitzeugen, d.h. die *malevlased*, die ehemaligen EÜE-Mitglieder, häufig die große Freiheit, die man während des Arbeitssommers genoss. Folgt man diesen Erinnerungen, war es tatsächlich so, dass man sich im EÜE freier äußern konnte, als dies im Alltag des autoritären Systems der Estnischen SSR möglich war.

Diese Aussagen erstaunen umso mehr, als es sich beim EÜE um eine Organisation handelte, die dem Komsomol angegliedert war und damit einen wesentlichen Teil des politischen Systems repräsentierte. Nebst der praktischen Arbeit am Bauplatz waren den studentischen Baubrigaden in diesem System ideologisch-erzieherische Funktionen zugeordnet. Bei den jungen Menschen sollten sie ein soziales Verantwortungsbewusstsein wecken und den sowjetischen Patriotismus festigen. Dieser Aufsatz<sup>2</sup> greift diesen Umstand auf und wird sich folgenden Fragen widmen: Bot die Welt der Baubrigaden tatsächlich die Möglichkeit eines gesellschaftli-

---

<sup>1</sup> Eine ähnlich hohe Popularität genossen die studentischen Baubrigaden in vielen anderen ehemaligen Sowjetrepubliken, wie z.B. in der Russischen SFSR, in der Ukrainischen oder der Kasachischen SSR. Die Faktoren für deren Popularität mögen die gleichen gewesen sein wie in Estland. Sie sind jedoch nicht Gegenstand dieser Arbeit, bieten sich jedoch für weitere Forschungen an, worauf im Schlusswort des vorliegenden Textes eingegangen werden wird.

<sup>2</sup> Bei diesem Aufsatz handelt es sich um eine Zusammenfassung meiner gleichnamigen Masterarbeit, welche ich 2014 an der Freien Universität Berlin beim Osteuropainstitut im Bereich Osteuropäische Geschichte verfasst und eingereicht habe.

chen Freiraums? Welche Faktoren machten diesen Freiraum möglich und was motivierte die EÜE-Mitglieder diesen zu nutzen?

### *Die Erforschung eines „gesellschaftlichen Freiraums“ mit Hilfe der Oral History*

Die Betrachtung der studentischen Baubrigaden aus der Perspektive eines gesellschaftlichen Freiraums ermöglicht wichtige Einsichten in die Lebenswelt der jungen Menschen in der Estnischen SSR. Dieser Aufsatz leistet zudem einen Beitrag zur Erforschung der Zentrum-Peripherie-Verhältnisse in der UdSSR. Mit der Betrachtung eines vermeintlich paradoxen gesellschaftlichen Phänomens trägt er zu einem differenzierten historischen Verständnis des Alltags im real existierenden Sozialismus bei. Dabei wendet er sich, wie dies in einigen neueren Publikationen in den Geschichtswissenschaften bereits erprobt wurde<sup>3</sup>, von der Erforschung autoritärer sozialistischer Systeme unter dem Gesichtspunkt der Repression und Gewalt ab und widmet sich der menschlichen Dimension zu. Die erwähnten gesellschaftlichen Freiräume“ zeichnen sich durch ein „eigensinniges Verhalten“ der beteiligten Menschen aus. Dabei bezeichnet „Eigensinn“ ein sehr breites Verhaltensspektrum und darf nicht auf „Widerstand“ bzw. „Opposition“ reduziert werden.<sup>4</sup> Für diese Arbeit bedeutet dies, dass gesellschaftliche Freiräume durch Verhaltensweisen charakterisiert werden, die letztlich von gesellschaftlich-politisch erwarteten Verhaltensnormen abweichen.

Für die Erforschung der EÜE-Geschichte bilden die Informationen von Zeitzeugen in Form von Interviews<sup>5</sup> und Memoiren eine wichtige

<sup>3</sup> Dazu zählen z.B. ANDREW PORT: *Die rätselhafte Stabilität der DDR. Arbeit und Alltag im sozialistischen Deutschland*, Bonn 2010, oder die Sammelbände *Schleichwege. Inoffizielle Begegnungen sozialistischer Staatsbürger zwischen 1956 und 1989*, hrsg. von WOŁODZIMIERZ BORODZIEJ, JERZY KOCHANOWSKI und JOACHIM VON PUTTKAMER, Köln, Weimar und Wien 2010, und *Herrschaft und Eigen-Sinn in der Diktatur. Studien zur Gesellschaftsgeschichte der DDR*, hrsg. von THOMAS LINDENBERGER, Köln, Weimar und Wien 1999.

<sup>4</sup> Siehe THOMAS LINDENBERGER: *Die Diktatur der Grenzen. Zur Einleitung*, in: *Herrschaft und Eigen-Sinn* (wie Anm. 3), S. 13-44, hier S. 23.

<sup>5</sup> Die Interviews sind in Archiven und Privatsammlungen in Form von Transkriptionen und Audioquellen verfügbar. Ein Teil der Interviews wurde von Folkloristen, Ethnologen sowie Finnouguristen durchgeführt. Diese Interviews befinden sich im Estnischen Literaturmuseum in Tartu im Archiv für Folkloristik (*Eesti Kirjandusmuuseum, Eesti Rahvaluule Arhiiv*, künftig EKM-ERA). Im Rahmen dieser Arbeit werden Interviews in Form von Audioquellen folgendermaßen referenziert: Archiv, Unterarchiv, Signatur, Name des Interviewpartners, Jahr, Abschnitt der Audioquelle. Siehe z.B. EKM-ERA, FAM 188, Andrus Rootsmäe, 1995, 1. Die jüngsten Interviews hat der Journalist Tiit Pruuli, auch ein ehemaliges EÜE-Mitglied, durchgeführt. Sie waren Teil seines Buchprojektes zum EÜE mit dem Titel „Die Spur der EÜE. Bilder aus dem Leben der Studentenjugend“ (publiziert als TIIT PRUULI: *EÜE jälg. Pildikesi üliõpilasnoorsoo elust*, Tallinn 2013 – siehe die Rezension von MATI LAUR in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 9 [2014], S. 389-391). Tiit

Ergänzung zu den offiziellen Dokumenten und Zeitungsartikeln<sup>6</sup>. Erst mit Hilfe dieser Quellen kommt die Diskrepanz zwischen Anspruch und Realität zum Ausdruck und damit auch das Potential für gesellschaftlichen Freiraum, das die Organisation bot. Bei den für diese Arbeit verwendeten Zeitzeugeninterviews handelt es sich um Oral History, ein methodischer Ansatz, der stark mit der alltagsgeschichtlichen Forschung verbunden ist. Diese Methode der Geschichtsforschung reicht über die Aufzeichnung politischer Ereignisse hinaus, indem sie die Wahrnehmung der Erlebnisse, die Gedanken und die Mentalitäten der damaligen Menschen widerspiegelt. Dadurch werden die gesellschaftliche Wirklichkeit, die Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten der Menschen zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt klarer.<sup>7</sup>

Allerdings ist bei der Verwendung von Oral History eine kritische, formelle, sprachliche, sachliche und ideologiebezogene Auseinandersetzung mit den Quellen wichtig. Besondere Beachtung muss möglichen Fehlerinnerungen, bewussten Fälschungen, ideologiegeleiteten Interpretationen und Schönfärberei geschenkt werden.<sup>8</sup> In diesem Kontext wird auch von der „Subjektivität der Quelle“ gesprochen.<sup>9</sup> Je nach emotionaler und sozialer Bedeutung, narrativen und normativen Erfordernissen sowie nachträglichem Wissen werden biografische Erfahrungen unterschiedlich wiedergegeben bzw. präsentiert. Die Widersprüchlichkeit zwischen vermeintlich historischen Fakten, beispielsweise in Dokumenten und im individuellen Gedächtnis eines Zeitzeugen, verdeutlichen den Wert der mündlichen Quelle, da so die Möglichkeit für einen Vergleich entsteht, der die Geschichte genauer zu deuten hilft. Dieser Umstand zeigt den historischen Wert, den Erinnerungen als Quellen besitzen.<sup>10</sup>

---

Pruuli hat mir freundlicherweise eine Auswahl der transkribierten Interviews für die Abfassung der Masterarbeit zur Verfügung gestellt.

<sup>6</sup> Bei diesen Artikeln werden als Quelle folgende Zeitungen benutzt: das Sonderblatt der Komsomolzeitung zum EÜE „Noorte Hääl‘ Eesti Üliõpilaste Ehitusmalevas“ („Noorte Hääl‘ in den Estnischen Studentischen Baubrigaden, künftig NHEÜE), die Universitätszeitung des Tallinner Polytechnischen Instituts, der heutigen Tallinner Technischen Universität, „Tallinna Polütehnik“ (künftig TP), die Zeitung der Staatlichen Universität Tartu, heute Universität Tartu, „Tartu Riiklik Ülikool“ (künftig TRÜ). Wie üblich in der damaligen Zeit, fehlt bei manchen Artikeln eine vollständige Angabe zum Verfasser oder es werden Pseudonyme verwendet. Dies ist ohnehin charakteristisch für die Zeitungen in der Estnischen SSR, aber auch für die publizierten offiziellen Texte zu den Baubrigaden (siehe z.B. Anm. 11), in denen die Angaben zu den Verfassern oft unvollständig sind oder ganz fehlen.

<sup>7</sup> HERWART VORLÄNDER: Mündliches erfragen von Geschichte, in: Oral History: mündlich erfragte Geschichte. Acht Beiträge, hrsg. von DEMS., Göttingen 1990, S. 7-28, hier S. 10.

<sup>8</sup> Ebenda, S. 15.

<sup>9</sup> JULIA OBERTREIS: Oral History – Geschichte und Konzeptionen, in: Oral History, hrsg. von DERS., Stuttgart 2012, S. 7-30, hier S. 7.

<sup>10</sup> ALESSANDRO PORTELLI: The Death of Luigi Trastulli: Memory and the Event. 1991, in: Oral History (wie Anm. 9), S. 155-174, hier S. 173.

„Souveränität in der Produktion,  
Verantwortung und Selbstverwaltung“

Dieses in der Überschrift dieses Abschnitts wiedergegebene Motto formulierten Moskauer Studenten im Jahre 1959 als Grundprinzipien für die Studentischen Baubrigaden der UdSSR. Bei den studentischen Baubrigaden handelte es sich um eine dem Komsomol angegliederte Jugendorganisation, welche den Studierenden während des Sommers eine sinnvolle Urlaubszeit ermöglichen sollte – mittels Arbeit. Der Arbeitseinsatz war bestimmt durch den Besuch von vorbereitenden Vorlesungen im Bauwesen an der lokalen Universität, dem Abschluss eines Arbeitsvertrages meist mit einer Sovchose oder Kolchose und der Durchführung von Kultur- und Propagandaarbeit vor Ort.<sup>11</sup> In diesem System war den studentischen Baubrigaden eine ideologisch-erzieherische Rolle zugedacht: Bei den jungen Menschen sollten sie, wie bereits erwähnt, das soziale Verantwortungsbewusstsein wecken und den sowjetischen Patriotismus festigen. Somit waren sie ein integraler Bestandteil des damaligen politischen Systems.<sup>12</sup> Zudem war von großer Bedeutung, dass diese „temporären“ (studentischen) Fachkräfte in der gesamten UdSSR den weitverbreiteten Arbeitskräftemangel zu lindern halfen.<sup>13</sup>

Ihren Ursprung hatten die sowjetischen studentischen Baubrigaden in der Russischen SFSR der frühen 1920er Jahre. Die Bewegung ging mit der allgemeinen Modernisierung, Industrialisierung und Elektrifizierung der UdSSR einher, woran die Studenten sich aktiv beteiligten.<sup>14</sup> Über die Jahre wurde die Bewegung der studentischen Arbeitsbrigaden immer mehr institutionalisiert. Das erste unionsweite Statut, welches sich explizit an alle studentische Baubrigaden in der UdSSR richtete, entstand aber erst 1966.<sup>15</sup> Im Folgejahr wurde ihnen eine formelle Struktur gegeben in Form der Studentischen Allunions-Baubrigaden (*Vsesojuznyje studenčeskie stroitel'nye otrjady*, VSSO) mit Sitz in Moskau. Der Zentralstab der VSSO wurde im Zentralkomitee des Komsomol angesiedelt und hatte dabei sehr engen Kontakt zur KPdSU und verschiedenen Ministerien, wie z.B. dem

<sup>11</sup> SSO: strojka, studenty, otrjad. Sbornik rukovodjaščich dokumentov po dejatel'nosti studenčeskich stroitel'nych otrjadov [SSO: der Bau, die Studenten, die Brigade. Eine Sammlung von Anleitungen für die Arbeit der studentischen Baubrigaden], Moskau 1985, S. 9f.

<sup>12</sup> L'JA KOMAROV: 50 let SSO [50 Jahre SSO], Moskau 2009, S. 152; Määrus üliõpilasmaleva rühmast, 1977 [Verordnung für die Studentischen Baubrigaden, 1977], in: Eesti Üliõpilaste Ehitusmaleva tegevust reglementeerivate põhiliste dokumentide kogumik, Tallinn 1978, S. 3-14, hier S. 3. In dieser Sammlung von Dokumenten zur Regulierung der Aktivitäten der Estnischen Studentischen Baubrigaden finden sich wesentliche Informationen über die offizielle Struktur des EÜE.

<sup>13</sup> DONALD VISNAPUU: EÜEst [Über den EÜE], in: TRÜ, Nr. 8, 13.3.1970, S. 3.

<sup>14</sup> KOMAROV, 50 let SSO (wie Anm. 12), S. 11ff.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 183.

Bildungs- und dem Bauministerium.<sup>16</sup> Mit den Statuten vom 1966, 1970 und 1977 wurden die studentischen Baubrigaden in den Komsomol eingebunden und damit die zunehmende Betonung des ideologisch-erzieherischen Auftrags der Baubrigaden verstärkt.<sup>17</sup>

Im Gründungsjahr der VSSO erreichte die Teilnehmerzahl an den studentischen Baubrigaden in der UdSSR bereits rund 100 000 Menschen.<sup>18</sup> Von Mitte der 1970er bis Mitte der 1980er Jahre waren die studentischen Baubrigaden, gemessen an der Anzahl ihrer Teilnehmer, auf ihrem Höhepunkt. Im Jahr 1980 zählte die UdSSR 209 000 Brigaden und damit rund 1,4 Mio. Teilnehmer.<sup>19</sup> Ab Mitte der 1980er Jahre, mit dem ökonomischen Niedergang der UdSSR, aber auch als Folge der politischen Veränderungen und Desintegrationsprozesse innerhalb der Union, begannen die studentischen Brigaden in ihrer Teilnehmerzahl rasch abzunehmen. Mit der Auflösung der UdSSR wurde die Arbeit der studentischen Baubrigaden in den meisten ehemaligen Sowjetrepubliken eingestellt.<sup>20</sup>

Die studentischen Baubrigaden in der Estnischen SSR haben ihren Ursprung im Neulandprogramm von Nikita S. Chruščev. Wie in anderen Hochschulen und Universitäten der UdSSR auch beschlossen die Studenten an der Staatlichen Universität Tartu (*Tartu Riiklik Ülikool*, TRÜ), einen aktiven Beitrag zur Umsetzung des Neulandprogramms zu leisten.<sup>21</sup> Nach der Verabschiedung des Statuts der Studentischen Baubrigaden auf Unionsebene im Jahr 1966 erfolgte im selben Jahr auch die Gründung des EÜE mit einem Zentralstab in Tallinn.<sup>22</sup> Nach ihrem Höhepunkt zu Beginn der 1980er Jahre verloren die studentischen Baubrigaden in der UdSSR ab Mitte der 1980er Jahren an Attraktivität, was auch auf Estland zutraf. Mit dem fortschreitenden Zerfall der UdSSR und der Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit nahmen die Einsatzmöglichkeiten und das Interesse der Studenten an der EÜE stetig ab. Im Jahre 1993 wurde die Arbeit des EÜE vollständig eingestellt.<sup>23</sup>

<sup>16</sup> Ebenda, S. 180f.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 184.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 183.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 186.

<sup>20</sup> Ebenda, S. 189f.

<sup>21</sup> JOHANNES KALITS, LEMBIT KIIK: ELKNÜ TRÜ organisatsioon [Die Organisation des Estnischen Komsomol an der TRÜ], in: *Tartu Ülikooli ajalugu III, 1918–1982*, hrsg. von HILLAR PALAMETS und KARL SILIVASK, Tallinn 1982, S. 338–345, hier S. 340.

<sup>22</sup> ENNO TAMMER: Olnust [Über das Vergangene], in: *Suve seisund*, hrsg. von MARGUS METS, Tallinn 1988, S. 7–11, hier S. 8.

<sup>23</sup> PRUULI, EÜE jälg (wie Anm. 5), S. 538.

## *Die Entstehung eines gesellschaftlichen Freiraums*

Obwohl die generelle Entfaltung des EÜE mit den unionsweiten Entwicklungen einherging, distanzierte sich die Organisation inhaltlich jedoch stark von den offiziellen Vorgaben der VSSO. Ein begünstigender Umstand war hier sicherlich, dass sich die EÜE-Funktionäre aus dem eigenen Nachwuchs rekrutierten, wie der heutige Jurist Madis Kallion betont.<sup>24</sup> Laut Indrek Toome, einem der EÜE-Gründer, der später im Komsomol für die Studenten verantwortlich war und 1988–1990 zum Vorsitzenden des Ministerrats der Estnischen SSR aufstieg, wurden nur zweimal Funktionäre von außerhalb der Organisation eingesetzt. Diese seien auf große Ablehnung gestoßen, denn die EÜE-Mitglieder empfanden sie als nicht zugehörig.<sup>25</sup> Eine solche Entwicklung wirkte sich begünstigend und positiv auf den entstehenden Freiraum aus und förderte seine stetige Reproduktion über die Zeit.

Laut dem Statut aus dem Jahre 1977 hatte eine studentische Baubrigade aus jungen Männern und Frauen zu bestehen. Im Idealfall sollten diese jungen Menschen von derselben Hochschule, möglichst auch aus derselben Studienrichtung oder Fakultät kommen.<sup>26</sup> Die zukünftigen Brigademitglieder sollten alle Klausuren vor Beginn des sogenannten „dritten Semesters“ – die EÜE-Zeit – erfolgreich absolviert haben. Zudem mussten alle benötigten Unterlagen für den Eintritt in die Brigaden mit Unterschriften der Fakultäts- und Komsomolleitung versehen sein.<sup>27</sup> Dies traf sicherlich auch in der Estnischen SSR zu, doch haben die Brigadeleiter bei der Gruppenbildung zusätzlich auf andere wichtige Bedingungen geachtet.

Der bekannte estnische Musiker Andrus Rootsmäe erzählt, dass die zukünftigen Baubrigademitglieder fähig sein mussten, miteinander zu leben und auszukommen. Auch mussten möglichst interessante Personen mit unterschiedlichen Begabungen in die Brigade geholt werden, weil dies deren Innenleben interessanter machte und deren Potential bei der Teilnahme an staatlichen Wettbewerben und Festivals erhöhte. Dies erklärt auch den Umstand, dass die Brigaden letztlich aus Personen von

<sup>24</sup> EKM-ERA, CD-0242, Madis Kallion, 1998, 17, 18.

<sup>25</sup> TIIT PRUULI: Interview mit Indrek Toome, 7.12.2012 (in Privatbesitz von Pruuli).

<sup>26</sup> Üliõpilasarühma põhikiri, 1978 [Die Satzung der studentischen Baubrigade, 1978], in: Eesti Üliõpilaste Ehitusmaleva tegevust reglementeerivate põhiliste dokumentide kogumik (wie Anm. 12), S. 5–19, hier S. 15; Jutuajamine ENSV Kõrgema ja Keskerihariduse Ministri A. Koobiga [Ein Gespräch mit dem Minister für höhere und mittlere Schulbildung der ESSR, A. Koop], in: NHEÜE, Nr. 15, 20.10.1968, S. 1.

<sup>27</sup> Tõösuve hakul [Der Arbeitssommer beginnt], in: TRÜ, Nr. 11, 6.4.1973, S. 1; Väljavõtted EÜE-78 Kesksaabi otsustest, koosolekute protokollidest maleva kaadri, tööplaanid, aruandluse, karistuste jt küsimustes koos lisadega, 1978 [EÜE-78 Zentralstab: Auszüge aus Bescheiden, den Sitzungsprotokollen der EÜE-Kader, dem Arbeitsplan, den Berichterstattungen, Strafen und in anderen Fragen mit Ergänzungen, 1978], in: Filiale des Estnischen Staatsarchivs [ehemaliges Archiv der Kommunistischen Partei Estlands] (*Eesti Riigiarhiivi Filiaal*, Tallinn, künftig ERAF), Bestand 9591, Findbuch 1, Akte 84, Bl. 16ff.

verschiedenen Hochschulen und aus unterschiedlichen Altersgruppen bestanden, also meist zwischen 17 und 30 Jahren.<sup>28</sup> Zwar waren Nichtstudierende offiziell in den studentischen Baubrigaden verboten, doch konnten die Daten der jeweiligen Kandidaten auf der Antragskarte entsprechend angepasst und die nötigen Unterschriften selbst hergestellt werden.<sup>29</sup> Dabei mag für die Brigadeleitung die Komsomolmitgliedschaft ihrer zukünftigen Mitglieder nicht unbedingt von großer Bedeutung gewesen sein. Teilweise kam es sogar vor, dass Menschen in die Brigaden aufgenommen wurden, die nie an einer Hochschule studiert oder ihr Studium abgebrochen hatten. Ein treffendes Beispiel hierfür ist der Musiker Andrus Rootsmäe selbst, der, trotz abgebrochener Hochschullaufbahn, 15 Jahre lang in unterschiedlichen Positionen ein aktives EÜE-Mitglied war.<sup>30</sup>

Gewiss unterstanden sowohl die Einzelbrigaden als auch die EÜE-Organisation einer umfassenden Kontrolle. Zu den üblichen Mitteln dieser Kontrolle zählten administrativ-bürokratische Instrumente, wie die Brigadenagenden, die Arbeitspläne, die regelmäßigen Berichte an höhere Stellen oder die verdeckte Überwachung durch den KGB. Diese Maßnahmen versuchte man durch interne Absprachen, Selbstzensur oder Vertuschung zu umgehen.

Gerade bei den Produktionszahlen und den aufgeführten Freizeitaktivitäten wurde oft geschummelt. Aus den Erinnerungen der Zeitzeugen, wie denen des heutigen Unternehmers Eero Lattu, geht hervor, dass Schummeln eine Art kollektives Unternehmen darstellte, das alle Brigademitglieder einbezog.<sup>31</sup> Zudem weisen die Zeitzeugen darauf hin, dass auch die Brigadestäbe auf Regional- und Zentralstabsebene wussten, dass die Berichte nicht ganz den Tatsachen entsprachen. Dieser Umstand wurde von der Baubrigade Valgjärve (1979) bei einer Aufführung treffend auf den Punkt gebracht: „Schummeln oder nicht Schummeln, das ist keine Frage!“ (*Bluffida või mitte bluffida, see pole mingi küsimus!*).<sup>32</sup> Es handelte sich um ein offenes Geheimnis, das jedoch niemand ansprach. Auch wurde in den damaligen estnischen Medien eher selten auf dieses Problem hingewiesen.<sup>33</sup> Dies wird auch durch den Umstand reflektiert, dass aufgrund der

<sup>28</sup> EKM-ERA, FAM 190, Andrus Rootsmäe, 1995, 3.

<sup>29</sup> EKM-ERA, FAM 188, Andrus Rootsmäe, 1995, 1.

<sup>30</sup> Ebenda.

<sup>31</sup> EKM-ERA, CD-0241, Eero Lattu, 1998, 14.

<sup>32</sup> TIIT MATSULEVITŠ: Kokkutulek Kehtnas [Das Treffen im Kehtna], in: NHEÜE, Nr. 9, 9.8.1979, S. 2.

<sup>33</sup> TIINA LÖHMUS: Oo, me kallid EÜE [Oh, unser geliebter EÜE], in: TP, Nr. 32, 26.10.1979, S. 2; REIN VEIDEMANN: Ääremärkusi kuuendale suvale [Anmerkungen für den sechsten Arbeitssommer], in: TRÜ, Nr. 29, 1.9.1976, S. 3; Kaksteist küsimust keskstaabile [Zwölf Fragen an den Zentralstab], in: NHEÜE, Nr. 2, 15.6.1984, S. 1; ENNO TAMMER: Repliike, arvamusid, selgitusi [Repliken, Meinungen, Erklärungen], in: NHEÜE, Nr. 16, 2.12.1983, S. 2; TIIT KUULI: Ehituskommentaari 1985 [Baukommentar 1985], in: NHEÜE, Nr. 19, 27.12.1985, S. 1.



umfangreichen Bürokratie in der UdSSR Berichte oftmals um deren selbst verfasst wurden.<sup>34</sup>

Der Historiker Andrew Port beschreibt diese Formen des Verhaltens am Beispiel der DDR als eine Möglichkeit, seiner Unzufriedenheit mit der Lebensrealität Ausdruck zu verleihen. Er verweist dabei auf die Akzeptanz dieses Verhaltens durch Vorgesetzte und höhere Autoritäten. Einerseits fehlte den politischen Vorgaben oft der Realitätsbezug, was fast schon zwangsläufig eigensinniges Verhalten hervorrufen musste, wie z.B. bei der Erfüllung von unrealistischen Produktionsvorgaben, indem bei Produktionsplänen und -ergebnissen geschummelt wurde. Andererseits akzeptierten Vorgesetzte eigensinniges Verhalten, um nicht selbst von höheren Instanzen des Versagens bezichtigt zu werden und Nachteile erdulden zu müssen. Somit entstand in den sozialistischen Systemen in gewissen Alltagsbereichen eine Kultur der Verheimlichung, der Vertuschung und des Kompromisses. Vor diesem Hintergrund hatte die Akzeptanz von eigensinnigem Verhalten implizit auch die Funktion eines Ventils für die Unzufriedenheit der Menschen in den sozialistischen Systemen und trug substantiell zur Stabilität des herrschenden politischen Systems bei.<sup>35</sup>

### *Nutzung des Freiraums auf der Ebene der Brigaden*

Die studentischen Baubrigaden genossen eine sehr große Popularität in der gesamten Sowjetunion, ebenso in der Estnischen SSR. Der zahlenmäßige Höhepunkt wurde auch hier, wie auf Unionsebene, in der ersten Hälfte der 1980er Jahre erreicht.<sup>36</sup> Nebst den praktischen Gründen, wie dem Sammeln von Arbeitserfahrung, dem Verdienst oder den Reisemöglichkeiten, heben vor allem die estnischen Studierenden den Aspekt der Freiheit hervor. Für die einfachen Reihenmitglieder in den studentischen Baubrigaden war der Einfluss von Institutionen, wie dem Zentralkomitee des Komsomol oder der VSSO kaum spürbar. Einerseits übte der EÜE-Zentralstab eine Art administrative Pufferrolle aus. Andererseits befand sich der Zentralstab selbst im „fernen“ Tallinn.<sup>37</sup> Diese Umstände trugen vermutlich dazu bei, dass der Alltag in den Baubrigaden in der Estnischen SSR in vielen Fällen stark von den erzieherisch-ideologischen Erwartungen und Vorgaben abweichen konnte. Im Folgenden seien einige Beispiele angeführt, wie die Studierenden in einer Baubrigade gegenseitiges Vertrauen aufbauen und den entstandenen Freiraum nutzen konnten.

Alar Sepp, ein ehemaliges EÜE-Mitglied und heute praktizierender Arzt, betont, er sei dem EÜE beigetreten, weil diese Organisation unter

<sup>34</sup> EKM-ERA, CD-0241, Eero Lattu, 1998, 14.

<sup>35</sup> Vgl. PORT, Die rätselhafte Stabilität (wie Anm. 3).

<sup>36</sup> PRUULI, EÜE jälg (wie Anm. 5), S. 62.

<sup>37</sup> EKM-ERA, CD-0241, Eero Lattu 1998, 14; TIIT PRUULI: Interview mit Indrek Ilomets, 5.10.2012 (in Privatbesitz von Pruuli).

allen Arbeitsbereichen des Komsomol die am wenigsten politisierte gewesen sei.<sup>38</sup> Das System der studentischen Baubrigaden bildete in Estland eine Eigenwelt, welches für den Außenbetrachter den Schein einer streng sozialistisch geregelten Jugendorganisation machte. Dass es sich bei dem EÜE jedoch im Gegenteil um das Angebot eines Freiraums handelte, kommt in den Aussagen von Zeitzeugen explizit zum Ausdruck. Das Gefühl der Freiheit, welches die Brigaden boten, wird in der folgenden Schilderung von Andres Ader, einem langjährigen EÜE-Mitglied und heutigem Künstler, deutlich:

„Die zwei Monate [des EÜE-Arbeitsommers; A.U.] haben die restlichen zehn Monate wettgemacht. Das war die Freiheit, die Unabhängigkeit (...), weil in der Realität in den Brigaden, wenn du das wirklich wolltest, dann hast du ein solches Leben gelebt, wie du es dir selber gewünscht hast. Für Jahre schien es die beste Möglichkeit, den Sommer zu verbringen.“<sup>39</sup>

Ein prägnantes Beispiel für die Bildung einer EÜE-Eigenwelt stellten in Estland die sogenannten Stilbrigaden dar. Es handelte sich um Brigaden, die ihren Arbeitssommer einem bestimmten Thema beziehungsweise „Stil“ widmeten. Einen besonders ausgeprägten „Stil“, eine Art Performancekonzept, hatte die Brigade Persostrat (1981), welche sich dem Thema Fliegen und Kommunismus widmete und sich als eine Art Parodie auf die sowjetische Technikgeschichte verstand. Der Name Persostrat (rus. Abkürzung für *pervyj sovetskij stratostat* = erster sowjetischer Stratosphärenballon) war einem Buch mit alten, besonders „revolutionären“ Vornamen aus der Stalin-Zeit entnommen. Wie die Vornamen „Barrikada“ oder „Konstitucija“ zeichnete sich Persostrat durch einen besonders pathetisch-revolutionären Klang aus.<sup>40</sup> Die Verpackung schützte in diesem Fall die Mitglieder der Brigade davor, als politisch Andersdenkende abgestempelt und damit Disziplinarmaßnahmen ausgesetzt zu werden. Für die estnische Jugend der 1980er Jahre und die Bevölkerung in der Estnischen SSR war die Ironie bei der Verwendung dieser Namen offensichtlich. Die Brigadeleiter von Persostrat kleideten sich in sowjetische Armeemäntel und trugen lederne Fliegermützen. In den Liedern der Brigade wurde das Thema Fliegen, wo immer möglich, integriert.<sup>41</sup> Allerdings waren nicht alle Stilbrigaden so explizit in ihrem Auftreten. Oft versuchten sie mittels kleiner Details, wie etwa Wortspielen und Zweideutigkeiten in der Bri-

<sup>38</sup> ALAR SEPP: ENSV – TRÜ – EÜE. Eesti Üliõpilaste Ehitusmalev, oma ajastu laps [ESSR – TRÜ – EÜE. Die Estnischen Studentischen Baubrigaden, ein Kind der damaligen Zeit], in: Tartu Ülikooli Ajaloo Küsimusi 30 (1998), S. 134–140, hier S. 134.

<sup>39</sup> EKM-ERA, CD-0241, Andres Ader, 1998, 1.

<sup>40</sup> Zudem hat der Name Persostrat, abgekürzt Perso, auf Estnisch einen leicht ungehobelten Unterton.

<sup>41</sup> LAURI VAHTRE: Meenutusi kadunud maailmast ehk keskkoolist, ülikoolist, matkadeist, väljakaevamistest ja muust aastail 1975–1984 [Erinnerungen an eine vergangene Welt: die Schulzeit, Universitätsjahre, Wanderungen, Ausgrabungen und anderes während der Jahre 1975–1984], Tallinn 1999, S. 149–153.

gadesymbolik, eine eigene Gruppenidentität zu schaffen. Im Gegensatz dazu war die offizielle VSSO-Symbolik unter den Baubrigaden der Estnischen SSR wenig beliebt.<sup>42</sup>

Zur Entstehung und Reproduktion des Freiraums trugen die im Laufe der Jahre hervorgebrachten EÜE-Traditionen bei, welche sich stark an den damals verbotenen bürgerlichen Studentenverbindungen orientierten. Diese Traditionen wurden meistens im Verborgenen, abseits von größeren Menschenversammlungen reaktiviert. Dabei stand das Gemeinschaftserlebnis im Vordergrund, denn es verstärkte das gegenseitige Vertrauen in der Gruppe. Eine der diesbezüglich wichtigsten Traditionen war die Taufe der neuen Mitglieder, der „Füchse“ (*rebaseks löömine*). Sie hat in Estland ihren historischen Ursprung in den Gymnasien und Universitäten vor 1940. Es handelte sich dabei um ein Begrüßungs- und Aufnahme-ritual, das in den Baubrigaden während der ersten Arbeitswoche erfolgte. Es bestand meistens aus drei Teilen: einem Eid auf die Organisation, verschiedenen ungewöhnlichen Aufgaben und, nach bestandener Prüfung, einer Feier. Die neuen Mitglieder der Brigade Iru (1971) z.B., die in einer Geflügelfabrik bei Tallinn arbeiteten, mussten den folgenden Eid ablegen:

„Ich, *Irukas*, trete über die Schwelle des Iru-Palastes und knie vor unseren Fraktionsmitgliedern und schwöre, alle mir aufgetragen großen und kleinen Aufgaben ohne Widerspruch zu erfüllen; die Pissbude zu reinigen, zu säubern, zu kratzen und zu putzen; mich selbstlos um die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen der Hühner der Geflügelfabrik zu kümmern. Ich schwöre, niemals die Tage, die ich in Iru verbracht habe, zu vergessen und unsere Freundschaft zu verraten. Falls ich, *Irukas*, das machen sollte, soll der Fluch der Hähne auf mich kommen und die Erde unter meinen Beinen zerplatzen und der Gestank der Flügelfabrik auf mich kommen.“<sup>43</sup>

Einerseits betont der Eid die neue Identität, das *Irukas*-Sein, die beim Eintritt in die Brigade übertragen wird. Andererseits betont er aber auch die Besonderheit der Gemeinschaft, indem er auf die wertvollen neuen Freundschaftsbande und die anstehenden gemeinsamen Erlebnisse verweist. Mit Verweis auf den potentiellen Verrat an den Freunden wird das Neumitglied zudem zur Verschwiegenheit aufgefordert.

Gefördert wurde das Gemeinschaftsgefühl und gegenseitiges Vertrauen auch durch die geringe Größe der Brigaden, die aus 15 bis 25 Personen bestanden, und durch deren Zusammensetzung. Entgegen der Vorschriften aus Moskau bestanden die Brigaden in der Estnischen SSR aus verschiedenen Studien- und Jahrgängen. Dabei konnten zwischen immer neuen Menschen auch neue Ansichten ausgetauscht werden. Dies führte auch dazu, dass sich im Laufe der Zeit ein großes informelles EÜE-Netzwerk

<sup>42</sup> AIRI UUNA: Gesellschaftliche Freiräume in einem autoritären System: Die Studentischen Baubrigaden in der Estnischen SSR. Masterarbeit, Berlin 2014, S. 56ff.

<sup>43</sup> Zit. nach PRUULI, EÜE jälg (wie Anm. 5), S. 110.

in der Estnischen SSR etablierte.<sup>44</sup> Damit ähnelte diese Struktur sehr stark studentischen Verbänden oder Burschenschaften, die jedoch als Relikte der kapitalistischen Welt während der Sowjetzeit verboten waren.<sup>45</sup>

Als Repräsentanten des Komsomol und damit der im Ideal aufgeweckten, aktiven sowjetischen Jugend sowie der Kommunistischen Partei, hatten die studentischen Baubrigaden eine Vorbildfunktion inne. Laut Vorschrift wurden von ihnen ein korrektes äußeres Erscheinungsbild sowie ein vorbildliches Verhalten erwartet<sup>46</sup>, wie beispielsweise das so genannte „Trockengesetz“ einzuhalten.<sup>47</sup> Dabei handelte es sich um ein generelles Alkoholverbot, das sich über den gesamten Arbeitssommer erstreckte. Seit den Anfangsjahren des EÜE wurde jedoch in den Brigaden immer Alkohol konsumiert. Die Journalistin und Beobachterin des EÜE, Silvia Karro, weiß zu berichten, dass im Laufe der 1970er und 1980er Jahre der Alkoholkonsum immer exzessivere Züge annahm.<sup>48</sup> Eero Lattu zufolge stellte der Alkohol einen wichtigen Bestandteil des Lebens in den Brigaden dar. Er trug zu einem gewissen Lebensgefühl bei. Um Arbeitsunfälle zu vermeiden, achteten die Brigadeleiter darauf, dass der Alkoholkonsum außerhalb der Arbeitszeit stattfand. Lattu meint, dass die Arbeitsdisziplin in seiner Brigade trotz des Alkoholkonsums nicht besonders gelitten habe. Einerseits sei man bei der Arbeit „mehr oder weniger nüchtern“ gewesen. Andererseits hätten einen die Brigademitglieder schief angesehen, wenn man wegen eines Katers die Disziplin nicht aufbringen konnte, zur Arbeit zu erscheinen.<sup>49</sup>

Zu den anderen, den wohl beliebtesten Traditionen zählten die Brigadehochzeit (*malevapulm*) und die symbolische Beerdigung (*matused*), welche letztendlich immer als Grund für eine Feier dienten.<sup>50</sup> Bei Beerdigungen konnte und wurde prinzipiell alles Mögliche beerdigt, wie z.B. die Freiheit, der Alkohol oder der Geist der Baubrigade. Solche Beerdigungen waren aufwendige Veranstaltungen, wie Andres Ader, ein langjähriges EÜE-Mitglied und heute künstlerisch tätig, zur Beerdigung des EÜE-Geistes (*maleva vaimu matused*) zu berichten weiß:

<sup>44</sup> LAURI VAHTRE: Elu-olu viimasele vene ajal. Riietus ja mööbel, toit ja tarberistad, sõiduvahendid, eluase ja muu [Der Alltag während der letzten russischen Zeit. Kleidung und Möbel, Essen und Haushaltsgeräte, Wohnort und anderes], Tallinn 2002, S. 89

<sup>45</sup> TOOMAS HIIO: Üliõpilaskond, õppetöö korraldus, üliõpilaselu ja üliõpilaselu 1960.–1980. aastatel [Studentenschaft, Organisation der Lehre, Alltag der Studenten und studentisches Leben während der 1960er–1980er Jahre], in: Universitas Tartuensis 1632–2007, hrsg. von DEMS. und HELMUT PIIRIMÄE, Tartu 2007, S. 565–583, hier S. 578.

<sup>46</sup> Üliõpilasrühma põhikiri (wie Anm. 26), S. 16.

<sup>47</sup> Ebenda, S. 19.

<sup>48</sup> EKM-ERA, CD-0244, Silvia Karro, 1999, 10.

<sup>49</sup> EKM-ERA, CD-0241, Eero Lattu, 1998, 11.

<sup>50</sup> PRUULI, EÜE jälg (wie Anm. 5), S. 107–122.

„Es war wirklich ein Sarg. Das ging so, dass im Sarg eine Bierkiste und eine Flasche Vana Tallinn [ein starker estnischer Likör; A.U.] lagen (...). Die Männer trugen den Sarg sorgfältig. Ein spezieller EÜE-Trauermarsch wurde dafür geschrieben. Der Pastor und ein russisch-orthodoxer Priester hielten eine Messe (...). Und dann wurde er [der EÜE-Geist; A.U.] begraben und es wurde eine Trauerfeier abgehalten. Am frühen Morgen konnte man Grabplünderer sehen, die das Grab schon ausbuddelten.“<sup>51</sup>

Nebst den oben beschriebenen Traditionen und studentischen Streichen, war das Liedgut der EÜE ein wichtiges Medium für soziale Kritik. Der Charakter der Lieder war sehr vielfältig. Es gab Balladen, Romanzen, Parodien und nebst Neuschöpfungen wurde auch gerne bekanntes Liedgut neu interpretiert. Für letzteres wurden auch ausländische Musikstücke verwendet, wie Melodien von Frank Sinatra, Queen, Village People, Toto Cutugno, The Beatles, Leonard Cohen, ABBA oder Jimi Hendrix. Inhaltlich handelten die Lieder von allem Möglichen, von der Liebe, dem Leben, dem KGB, den gesellschaftlichen Gegebenheiten, den aktuellen politischen Ereignissen und natürlich vom Brigadeleben selber.<sup>52</sup> Diese Lieder stellten einen wichtigen Bestandteil des Brigadealltags und der EÜE-Sommerfeste dar, wo die Studenten diese dann quasi öffentlich vortrugen.

Manche Lieder nahmen explizit Bezug auf das aktuelle politische Geschehen, wie z.B. das Lied der Brigade Euromais (1982). Angesichts ihrer inoffiziellen Umbenennung in „Brigade NATO und Großbritannien“ überrascht es nicht, dass sich diese Thematik auch in einem ihrer Lieder niederschlug. Zu einer sehr bekannten amerikanischen Volksmelodie, dem „Yankee Doodle“, dichteten sie ironisch-kritische Textpassagen, welche die damals aktuellen politischen Entwicklungen spiegelten. So verweisen sie in einer Passage auf die politischen Ereignisse in Polen, die Bewegung „Solidarność“ und die Ausrufung des Kriegsrechtes: „Der Junta-Mann mit goldenen Schulterstücken / randaliert in Polen“. In einem anderen Vers wird auf die Ost-West-Konfrontation angespielt: „Wenn der tollwütige russische Bär / den Ärmelkanal erreicht / dann schützt Gott England / und fesselt dem Tier das Maul“. Das Ganze wurde mit einem beschwingten Refrain unterlegt, der folgendermaßen lautet: „EÜE und „Euromais“ / sind eine einige NATO-Familie / Reagan, Thatcher und Pinochet hätscheln sie / und sagen ihr „Hallo!“ / I love Thatcher!“<sup>53</sup> Diese Verse schwankten zwischen absurden und mehrdeutigen Aussagen. In ihrer

<sup>51</sup> EKM-ERA, CD-0240, Andres Ader, 1998, 26.

<sup>52</sup> TIT PRUULI: Interview mit Andrus Rootsmäe, 18.1.2013 (in Privatbesitz von Pruuli). Die EÜE-Lieder waren so populär, dass heute sogar mehrere Liederbücher, wie das „EÜE laulik“ (siehe Anm. 53) und CDs kommerziell erhältlich sind.

<sup>53</sup> EÜE Euromais (1982): Me vaenlased [Baubrigade Euromais (1982): Unsere Erzfeinde], in: EÜE laulik, Tallinn 1998, S. 36. – Für die Übersetzung wurde zusätzlich auf eine Version von Tea Vassiljeva zurückgegriffen, die erscheinen wird in MATI LAUR: Der „normale Widerstand“: Spiel und Symbolik als Ausdruck der antisowjetischen Gesinnung unter den estnischen Studenten in den 1970er und 1980er

Gesamtheit stellten sie aber eine ironisch-kritische Auseinandersetzung mit der internationalen politischen Tagesaktualität dar.

Für die Studenten konnte dies nebst Schwierigkeiten mit der Miliz und dem KGB auch zur Exmatrikulation aus der Universität mit gravierenden Folgen für die berufliche Zukunft führen.<sup>54</sup> Vor diesem Hintergrund überrascht das Risiko, das im Rahmen des Brigadealltags trotzdem eingegangen wurde. Es zeugt einerseits von einem beträchtlichen politischen Freiraum, der auf Brigadeebene möglich war. Andererseits verweist es auf das große Vertrauensverhältnis, das innerhalb der Brigaden und den EÜE-Mitgliedern insgesamt herrschte.

### *Warum wurde der EÜE als Freiraum genutzt?*

Bei der Generation der EÜE-Mitglieder handelte es sich um junge Erwachsene, die in der UdSSR geboren worden waren und, im Gegensatz zu ihren Eltern, keine bewusste Erinnerung an die Zeit der ersten Estnischen Republik hatten. Auch hatten sie die Ängste, die der Krieg und die spätere Phase der Repression unter Stalin ausgelöst hatten, nicht oder kaum wahrgenommen.<sup>55</sup> In der Folge nahmen sich diese jungen Erwachsenen größere Freiheiten heraus, als dies ihre Eltern wahrscheinlich getan hätten. Diese Diskrepanz kommt besonders in dem Verhalten der EÜE-Mitglieder zum Ausdruck, das als deutliche Systemkritik gewertet werden kann. Die Wurzeln dieser Kritik reichen in die so genannte Komsomoloposition der 1960er Jahre zurück. Dabei handelt es sich um eine studentische Bewegung, welche die neuen politischen Freiheiten unter Chruščev nutzen wollte, um über Alternativen und Formen der Weiterentwicklungen des bestehenden kommunistischen Systems nachzudenken. Dabei interessierten sie sich insbesondere für gesellschaftliche Fragen.<sup>56</sup> Sie waren bestrebt, das bestehende System zu verbessern und zu reformieren.<sup>57</sup> Die Wiederherstellung der unabhängigen Estnischen Republik war für diese jungen Leute jedoch kein Thema.<sup>58</sup> Mit der Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Truppen des Warschauer Paktes zerschlugen sich die Hoffnun-

---

Jahren, in: Die baltischen Sowjetrepubliken 1940–1991, hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN, Lüneburg 2016 (im Erscheinen) [Anm. d. Red.].

<sup>54</sup> PRUULI, EÜE jälg (wie Anm. 5), S. 443f.

<sup>55</sup> TOOMAS HIIO: Nõukogude Liit ja Eesti 1960.–1980. aastatel [Die Sowjetunion und Estland während den 1960er–1980er Jahren], in: Universitas Tartuensis 1632–2007 (wie Anm. 45), S. 531–533, hier S. 533.

<sup>56</sup> TOOMAS KARJAHÄRM, VÄINO SIRK: Kohanemine ja vastupanu. Eesti haritlaskond 1940–1987 [Gewöhnung und Widerstand. Die estnische Intelligenz 1940–1987], Tallinn 2001, S. 142.

<sup>57</sup> Ebenda, S. 268f, 272; MART LAAR, URMAS OTT, SIRJE ENDRE: Teine Eesti. Eesti iseseisvuse taassünd 1986–1991 [Das zweite Estland. Die Neugeburt der estnischen Souveränität 1986–1991], Tallinn 2000, S. 63.

<sup>58</sup> PRUULI, Interview mit Indrek Toome (wie Anm. 25).

gen dieser jungen Menschen jedoch, das bestehende System reformieren zu können.<sup>59</sup> An den Universitäten wurden progressiv gesinnte Leute in führenden Positionen ausgewechselt. Die Komsomolopposition wurde unterdrückt, und es wurde den Studenten klar gemacht, dass es nun vorbei sei mit den neuen Ideen. In der Folge wurden die Studenten wieder strikter überwacht.<sup>60</sup> Im Laufe der Jahre wurde der individuelle Freiraum der Studenten stetig eingegrenzt. Unter den Studenten entstand daher im Laufe der 1970er Jahre eine pessimistische Stimmung, die sie die Reformfähigkeit des Systems grundsätzlich in Frage stellen ließ.<sup>61</sup>

Angesichts dieser Entwicklungen wurde bewusst oder unbewusst nach einem neuen Freiraum gesucht, der Raum für alternative Gedanken bot. Just zu dieser Zeit wurde der EÜE unter jungen Intellektuellen immer populärer.<sup>62</sup> Dies widerspiegelt sich auch in den Brigadeleitungen, in denen ab Beginn der 1970er Jahre verstärkt Angehörige der Tartuer Staatlichen Universität vertreten waren. Diese Personen sind den Zeitzeugen besonders in Erinnerung geblieben, da sie das Leben während der Sommer in den Brigaden besonders stark und nachhaltig geprägt haben.

Im Laufe der 1970er Jahre machte sich allgemein eine verstärkte Skepsis in der Gesellschaft gegenüber dem System breit. Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Stagnation unter Leonid I. Brežnev führte dazu, dass sich die Unzufriedenheit, insbesondere bei den jungen Menschen in der Estnischen SSR, zu Beginn der 1980er Jahre in Unruhen entlud.<sup>63</sup> Diese Entwicklung spiegelt sich auch im Verhalten der Studenten in den Brigaden. Dazu zählen die erwähnten Stilbrigaden wie Persostrat (1981) oder die ironisch-kritischen Lieder, wie beispielsweise jene von Euromais (1982). Dabei wird auch die wachsende Entfremdung der Gesellschaft vom politischen System deutlich. Die EÜE-Mitglieder nutzen den Freiraum, den ihnen die Brigaden boten jedoch nicht ausschließlich für ein ironisch-kritisches Verhalten gegenüber dem politischen System.

Letztlich – und vermutlich am wichtigsten aus Sicht der Studenten – bot der EÜE auch die Möglichkeit für Kreativität, Spaß und allerlei Unfug. Es ging einerseits darum Grenzen zu testen und gegen die starren Alltagsnormen zu rebellieren. Dieses Verhalten kommt insbesondere bei der Missachtung von Vorschriften bei den Stilbrigaden und den Liedern sowie den Traditionen und Streichen zum Ausdruck. Diese Kreativität verdankt der EÜE auch der verstärkten Rolle, die Angehörige der Universität Tartu

<sup>59</sup> TOOMAS HIIO: Tartu Riikliku Ülikooli juhtimine 1960.–1980. aastatel [Die Führung der Staatlichen Universität Tartu in den 1960er–1980er Jahren], in: Universitas Tartuensis 1632–2007 (wie Anm. 45), S. 534–538, hier S. 534.

<sup>60</sup> TIIT PRUULI: Interview mit Donald Visnapuu, 27.11.2012; DERS.: Interview mit Siim Kallas, 22.12.2012, in: Privatsammlung von DEMS (beide Interviews in Privatbesitz von Pruuli).

<sup>61</sup> KARJAHÄRM, SIRK, Kohanemine ja vastupanu (wie Anm. 56), S. 278.

<sup>62</sup> PRUULI, Interview mit Siim Kallas (wie Anm. 60).

<sup>63</sup> KARJAHÄRM, SIRK, Kohanemine ja vastupanu (wie Anm. 56), S. 154.

gespielt haben – und damit den kreativen und kritischen Geistes- und Sozialwissenschaftlern.

Wie bereits mit Blick auf das Phänomen des „eigensinnigen Verhaltens“ betont wurde, darf auch das Verhalten der jungen Menschen in den Brigaden nicht grundsätzlich als politischer Widerstand gewertet werden.<sup>64</sup> Vielmehr wurde einfach der seit den Anfängen der studentischen Baubrigaden in Estland bestehende Freiraum für etwas genutzt, was in der Öffentlichkeit nicht gestattet war. Die EÜE-Mitglieder zielten mit ihrem Verhalten nicht auf einen Umsturz des politischen Systems. Die Estnische SSR und die UdSSR wurden als Realität erlebt, mit der es zu leben galt. Wenn überhaupt, dann ging es den jungen Erwachsenen eher um Kritik an ihrer Lebensrealität, die zum Denken anregen sollte. Auch zur Zeit der Perestroika war man noch weit davon entfernt, von einem politisch unabhängigen Estland zu träumen.<sup>65</sup>

Hier wird die potentielle Bedeutung der Oral History deutlich. Zeitzeugen sind für die historische Einordnung von Ereignissen und Phänomenen besonders wichtig. Sie können Ereignisse, die im Rückblick möglicherweise falsch interpretiert werden könnten, ins rechte Licht rücken. Dies wird bei der Interpretation des „gesellschaftlichen Freiraums“, den der EÜE ihren Mitgliedern bot, besonderes deutlich. Eine sich rein auf offizielle Dokumente stützende Darstellung des EÜE würde das Bild einer politisch orientierten, straff organisierten Struktur und ihrer Mitglieder ergeben. Eine reine Fokussierung auf die nonkonformistischen Aktivitäten innerhalb der EÜE jedoch riskiert wiederum, den tatsächlichen Grad der Freiheit zu überbetonen und das Handeln der jungen Menschen zu stark in den Kontext einer Kritik am System zu verorten. Beide Betrachtungsweisen erfahren erst durch den Einbezug von Zeitzeugen eine akkuratere Beschreibung, die der historischen Wirklichkeit gerecht wird.

### *Schlusswort*

Ausgangspunkt der Arbeit, die diesem Artikel zugrunde liegt, war der Umstand, dass im heutigen Estland kaum noch etwas gefeiert wird, was explizit mit der Sowjetzeit in Verbindung gebracht wird – mit Ausnahme eben des EÜE. Dies erstaunt umso mehr, als es sich um eine Organisation handelte, die dem Komsomol angegliedert war und damit einen wesentlichen Teil des politisch-autoritären Systems repräsentierte. Zudem war ihr in diesem System eine ideologisch-erzieherische Funktion zugedacht. Der Umstand, dass Zeitzeugen vom EÜE als einem „gesellschaftlichen Freiraum“ sprechen, wurde in dieser Arbeit aufgegriffen und mit Hilfe von

---

<sup>64</sup> LINDENBERGER, Die Diktatur (wie Anm. 4), S. 23f.

<sup>65</sup> PRUULI, Interview mit Rootsmäe (wie Anm. 52).



historischen Quellen untersucht. Die Analyse dieses vermeintlich paradoxen Phänomens führte zu spannenden Erkenntnissen.

In der Tat bot der EÜE einen gesellschaftlichen Freiraum. Dies ist einerseits auf seine Entstehungsgeschichte und andererseits auf die dabei entstandenen internen Prozesse und Traditionen zurückzuführen. Sie ließen einen Freiraum entstehen und begünstigten diesen. Dieser Freiraum wurde von den EÜE-Mitgliedern, Studenten oder Angehörigen von Lehrinstitutionen, für ironische Kritik am System, aber auch für Kreativität, Spaß und studentischen Unfug rege genutzt. Dabei handelt es sich um ein Verhalten außerhalb der gesellschaftlich-politischen Normen des Alltags. Wie aber bereits erwähnt, darf dieses Verhalten nicht mit politischem Widerstand gleichgesetzt werden.

Letztlich muss der EÜE als wichtiger Bestandteil der Geschichte der Estnischen SSR verstanden werden. Das Wissen um ihn trägt zu einer differenzierteren Betrachtung des Lebens der Menschen in diesem autoritären politischen System bei. Es ist nicht auszuschließen, dass der EÜE als Freiraum und später als Netzwerk einen prägenden Einfluss auf die weitere historische Entwicklung Estlands und damit auf die jüngere Geschichte dieses Staates gehabt hat. Um dies zu klären, ist jedoch weitere Forschung nötig.

Mit der Untersuchung der EÜE und dem Fokus auf den Begriff des „gesellschaftlichen Freiraums“ knüpft diese Arbeit an Publikationen an, die sich bei der Erforschung autoritärer sozialistischer Systeme der menschlichen Dimension widmen. Sie versteht sich als komplementär zu jenen Arbeiten, die sich schwerpunktmäßig mit den Repressions- und Gewaltmechanismen beschäftigten. Vor diesem Hintergrund sind die hier gewonnenen Erkenntnisse mit Blick auf den Alltag in der Estnischen SSR besonders wertvoll.

Angesichts der interessanten Ergebnisse für die Estnische SSR stellt sich die Frage, wie es um die studentischen Baubrigaden in anderen ehemaligen Sowjetrepubliken stand, ob diese ebenfalls einen gesellschaftlichen Freiraum boten und inwiefern dieser genutzt wurde. Spannend ist auch in diesem Zusammenhang die Frage, ob sie zur Bildung von gesellschaftlichen Netzwerken beigetragen haben und wenn ja, wie sich diese in den Jahren des Umbruchs ausgewirkt haben. An dieser Stelle würde sich ein internationales Forschungsprojekt anbieten, nicht zuletzt, da mit der Erforschung der Geschichte der studentischen Baubrigaden in den einzelnen Unionsrepubliken beträchtliche sprachliche Hürden zu überwinden sind.

SUMMARY

---

*Free Spaces in an Authoritarian System: The Students' Building Brigades of the Estonian SSR*

Most Estonians perceive the period of Soviet Estonia, the Estonian Soviet Socialist Republic (ESSR), merely as a time of occupation by the Soviet Union. Hence, today hardly anything is celebrated that was linked to Estonia's Soviet past. However, an exception to that are the Estonian Students' Building Brigade, the so-called *Eesti Üliõpilaste Ehitusmalev* (EÜE). This is surprising as it was an inherent part of the Soviet youth organization *Komsomol*. With its clear ideological-educational function these brigades were an essential part of the political-authoritarian system. However, many former students recall those summers spent in the EÜE-brigades as the best and most liberal experiences that they could remember during the Soviet time. Not only could they dress and behave like they wanted to, but also speak in an open and free manner. The EÜE as a phenomenon can be described as a free space (*gesellschaftlicher Freiraum*), where specific forms of dialogue and activism were encouraged and protected from harassment. In other words, in the EÜE, students did not have to comply with the social-political everyday expectations of Soviet society.

To sum up, the EÜE was, on the one hand, part of the political-authoritarian system but, on the other hand, provided a free space that ran contrary to its political purpose. This paradox triggered the study which provided the material for this article. The aim of the study was to explore the existence of such a free space as well as how the students made use of it and to shed light on its underlying mechanisms, particularly, its historical foundations. In that regard, this study contributes to the rather young historical literature dealing with former socialist systems, which analyze repression and power relations in the everyday life of individuals.

By analyzing the free space that EÜE provided for the students, we can gain a more differentiated understanding of how everyday life was in the authoritarian system of the Soviet Union, especially, in the Estonian SSR. Oral history forms an important element for the analysis, more precisely, the memoirs of those who participated in the EÜE. Besides other historical sources, the study used twenty-one interviews and other written memoirs of the former EÜE-members. To shed light on the discrepancies between the political-ideological expectations and the lived-reality, those oral history documents were compared to Soviet newspaper articles, books and the official EÜE-guidelines.

The historical-institutional development of the EÜE in Estonia and the secretly conducted student traditions, dating back to the First Estonian

Republic, have fostered the rise and the existence of that particular free space. The latter was used by the EÜE-members, not only for criticizing the political system of the Estonian SSR and the Soviet Union, but also to simply express creativity, to have fun and play student pranks. Estonias' geographical location at the periphery of the Soviet Union, as well as its small and tightly connected population, contributed to the development of such a free space. Those conditions laid the fertile ground for a free space to evolve and safeguarded it based on control mechanisms within the EÜE and the Estonian academies. This behavior dates back to the so-called Kom-somol-opposition of the 1960s, which was active in the Estonian SSR. Its goal was not to abolish the communist system, but to gradually reform it. It ceased to exist after the Soviet military invasion in Prague in 1968, as it witnessed increased political oppression. Those critically minded young people found their way into the only recently established EÜE. They used the organization ingeniously in order to continue expressing their thoughts and feelings about the social and political environment they were living in. However, while such behavior surely did not fit the social and political attitudes that would have been attributed to a young Soviet intellectual of that time, it may not be qualified as an opposition or resistance against the Soviet regime as such. This complexity makes the analysis of the EÜE and of the free space it provided for Soviet Estonia a challenging and fascinating phenomenon.

# „Die gute alte schwedische Zeit“ von ihren Anfängen bis zum Ende des Großen Nordischen Krieges in estnischen und pommerschen Museen

---

VON SUSANNE MÜLLER

Der Ostseeraum gilt heute als eine der friedlichsten Regionen der Welt, an den die im öffentlichen Bild als besonders sozial und demokratisch geltenden nordeuropäischen Staaten angrenzen. Dabei war der Ostseeraum über viele Jahrhunderte hinweg eine Region, in der sich die verschiedensten Mächte um die Vorherrschaft auf dem Meer und auf dem Festland bekämpften. Insbesondere trifft dies für die Zeit des Kampfes um das *Dominium maris Baltici* zu. Als ein Resultat dieser Kriege herrschte Schweden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts über den Großteil der an die Ostsee angrenzenden Territorien. Dazu zählten auch die zuvor vom deutschen Adel bzw. den Ritterschaften dominierten Regionen des heutigen Estlands und Vorpommern. Vom heutigen Estland und Lettland waren die Provinzen Estland von 1561/83 bis 1710/21 und Livland von 1629 bis 1710/21 sowie vom heutigen Vorpommern die Provinz Pommern von 1628/48 bis 1815 Teil des schwedischen Herrschaftsgebiets. Daher standen die genannten Regionen zeitweilig gemeinsam unter einer Herrschaft, weshalb sich Parallelen zwischen ihnen aufzeigen lassen. In der heutigen Historiografie wird die Schwedenzeit oft unter den Vorstellungen „Die gute alte Schwedenzeit“ oder „Unter den drei Kronen ist gut zu wohnen“ diskutiert.<sup>1</sup> In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, wie die Schwedenzeit in der allgemeinen Geschichtswahrnehmung der Gesellschaft angesehen wird. Besonders interessant sind in dieser Perspektive museale Ausstellungen, weil die von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Alters besuchten Museen eine direkte Verbindung zwischen der Geschichte und der Gesellschaft herstellen können.

Der Aufsatz wird im Folgenden aufzeigen, wie die Schwedenzeit jeweils in zwei exemplarisch ausgewählten Museen der jeweiligen Region dargestellt wird und welche Themen diese aus der allgemeinen Historiografie zur Schwedenzeit in Pommern und Estland aufnehmen. In Rückgriff auf unterschiedliche Methoden wird geklärt, welche Rolle die Schwedenzeit für die Museen spielt und wie letztere dort umgesetzt wird. Daher stehen

---

<sup>1</sup> Die Herkunft und Bedeutung dieser Aussagen zur Schwedenzeit werden im Abschnitt zur Historiografie näher erläutert.

die Besucher und ihre Wahrnehmung als Rezipienten der Schwedenzeit im Museum im Fokus der Betrachtung. Allgemein werden die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Museen zwischen den beiden Regionen aufgezeigt.

Die Museen wurden exemplarisch in zwei Kategorien eingeteilt. Zur ersten Kategorie zählten Museen, die sich mit der estnischen bzw. der pommerischen Geschichte als Einheit befassen. Dazu zählen in Estland das Estnische Geschichtsmuseum (*Eesti Ajaloomuuseum*) in Tallinn und in Vorpommern das Pommersche Landesmuseum in Greifswald. Zur zweiten Kategorie gehören Museen, die ein spezifisches Thema oder einen Ort als Grundlage haben und einen kulturhistorischen Schwerpunkt verfolgen. Dies traf für Pommern auf das Kulturhistorische Museum Stralsund und in Estland auf das Geschichtsmuseum der Universität Tartu (*Tartu Ülikooli Ajaloo Muuseum*) zu.

Für die Analyse der Historiografie und Museen lagen neben der einschlägigen Literatur<sup>2</sup> verschiedene Quellen der Untersuchung zugrunde: Experteninterviews, standardisierte Besucherfragebögen sowie die Besuche der Ausstellungen<sup>3</sup> selbst – in Rückgriff auf die von Clifford Geertz beschriebenen Ansatz der Dichten Beschreibung.<sup>4</sup> Die Experteninter-

---

<sup>2</sup> Zur Geschichte der Schwedenzeit bis zum Großen Nordischen Krieg in Estland und in Pommern vgl. u.a. Eesti ajalugu III [Geschichte Estlands III], hrsg. von ENN KÜNG und MARTEN SEPPEL, Tartu 2013; MATI LAUR u.a.: History of Estonia, Tallinn 2002; KYRA T. INACHIN: Die Geschichte Pommerns, Rostock 2008; zur Theorie des Museums vgl. u.a. HILDEGARD K. VIEREGG: Geschichte des Museums. Eine Einführung, München 2008.

<sup>3</sup> Die Erfassung und Analyse baut auf den eigenen Ausstellungsbesuchen der Autorin mit Unterstützung von Fragebögen, die sich an die Ausstellung richteten, auf. Diese Fragebögen basieren auf verschiedenen Checklisten für Museumsausstellungen unterschiedlicher Institute. Dazu zählen Elemente des Fragebogens der *Standards for Museum Exhibitions of the American Association of Museums*, des Kriterienkataloges *Reformalizing at Bishop Museum* von David Kemble sowie der Fragenkatalog zur Untersuchung Kuratoren und Besucher von Maren Ziese. Der daraus entwickelte Fragebogen stellte Fragen an das Aussehen der Ausstellungsräume, deren Strukturierung und den Umgang mit den Besuchern. Vgl. American Association of Museums: Standards for Museum Exhibitions and Indicators of Excellence, einsehbar unter dem URL: [http://name-aam.org/uploads/downloadables/excellence\\_in\\_exhibition/exhib\\_standards.pdf](http://name-aam.org/uploads/downloadables/excellence_in_exhibition/exhib_standards.pdf) (letzter Zugriff: 5.2.2014); DAVID KEMBLE: Reformalizing at Bishop Museum, in: *Exhibitionist* 21 (2002), H. 1, S. 25-29; MAREN ZIESE: Kuratoren und Besucher. Modell kuratorischer Praxis in Kunstausstellungen, Bielefeld 2010.

<sup>4</sup> Das Verfahren der Dichten Beschreibung ist eine ethnografische Methode. Sie geht auf Clifford Geertz zurück, der sie für die ethnologische Feldforschung entwickelte. Die Methode zielt auf die Erfassung eines (fremden) kulturellen Systems, welches sich sowohl in sozialen Verhaltensweisen als auch in gesellschaftlichen Institutionen findet. Die Entscheidung der Verwendung der Dichten Beschreibung beruht auf Geertz's Annahme, dass es bei der Untersuchung kultureller Phänomene zu einer steten Überlagerung und zu einem Nebeneinandersetzen von Bedeutungsschichten kommt, wenn die unterschiedlichen Ebenen beschrieben werden. Nur wenn sich eine ständige Wiederholung der Interpretationen und eine Offenlegung verdeckter Bedeutungen als weitere Lesarten ergeben, kann von einer Beschreibung mit einer spezifischen Dichte gesprochen werden. Vgl. ROSWITHA MUTTENTHALER, REGINA WONISCH: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen, Bielefeld 2006.

views<sup>5</sup> dienten der Analyse der Sichtweise der Museen auf sich selbst. Interviewt wurden Tönis Liibek, der Direktor der Forschungsabteilung am Estnischen Geschichtsmuseum, Lea Leppik, die Direktorin der Forschungsabteilung am Geschichtsmuseum der Universität Tartu, Stefan Fassbinder, der Abteilungsleiter Landesgeschichte am Pommerschen Landesmuseum und Andreas Grüger, der Direktor des Kulturhistorischen Museums Stralsund.

Die quantitativ durchgeführten Besucherbefragungen und deren Analyse erfolgten in allen vier Museen mit je 45 Personen auf Basis der Theorie zur quantitativen Forschung<sup>6</sup> von Peter Atteslander<sup>7</sup> und Ernst von Kardoff<sup>8</sup>. Die Besucherfragebögen enthielten Fragen zu den Respondenten selbst, deren Meinung über das Museum, Wissensfragen und zum subjektiv wahrgenommenen Wissensgewinn über die Thematik des Museums sowie über die Schwedenzeit.

---

<sup>5</sup> Das Spezifische des Experteninterviews ist die Zielgruppe – die Experten. Diese stehen nicht als „ganze Person“ im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Viel mehr gelten sie als Repräsentanten für die Handlungs- und Sichtweisen bestimmter Gruppen oder Institutionen. Bei dieser Form des Interviews hat ein gut vorbereiteter Interviewleitfaden eine starke strukturierende und steuernde Funktion. Vgl. UWE FLICK: *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, Reinbek 2007, S. 199.

<sup>6</sup> Bei der quantitativen Forschung geht es darum, Verhalten in Form von Modellen, Zusammenhängen und zahlenmäßigen Ausprägungen möglichst genau zu beschreiben und vorhersagbar zu machen. Dabei werden im Allgemeinen aus einer Befragung oder Beobachtung einer möglichst großen und repräsentativen Zufallsstichprobe mit Hilfe von Methoden, wie z.B. der schriftlichen Befragung mit Fragebogen oder dem quantitativen Interview, die zahlenmäßigen Ausprägungen eines oder mehrerer bestimmter Merkmale gemessen. Die Vorstellung von einer geeigneten Stichprobengröße bewegt sich in der Literatur zwischen 20 und 200 Personen, in Abhängigkeit von der Fragestellung. Vgl. UDO KELLE: *Qualitative und quantitative Methoden – Kein Gegensatz*, in: *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*, hrsg. von ERNST KARDOFF, Reinbek 2010, S. 299-308.

<sup>7</sup> PETER ATTESLANDER: *Methoden der empirischen Sozialforschung*, Berlin 2010.

<sup>8</sup> *Qualitative Forschung* (wie Anm. 6).

„Die gute alte schwedische Zeit“ in der Historiografie

Die Schwedenzeit wird in der Historiografie zu Estland und Livland<sup>9</sup> oft unter dem Leitspruch „die gute alte schwedische Zeit“<sup>10</sup> und zu Pommern<sup>11</sup> unter dem von dem Pfarrer und Greifswalder Universitätsprofessor Ludwig Gotthard Kosegarten (1758–1818) geprägten Ausspruch diskutiert: „Wohl unter den drei Kronen ließ sich’s gemächlich wohnen“.<sup>12</sup> Sowohl die Aussage zur Schwedenzeit in Estland und Livland als auch die zu Pommern entstanden freilich nach dieser Epoche. Vor allem aus der jüngeren Historiografie geht jedoch hervor, dass die Vorstellung der „guten Schwedenzeit“ stets kritisch zu betrachten ist.

In der Historiografie finden sich zur schwedischen Herrschaft bis zum Großen Nordischen Krieg Themen, die sowohl für Estland und Livland als auch für Pommern eine Rolle spielen. So werden u.a. in den Standardwerken die allgemeine schwedische Herrschaftsstruktur in den jeweiligen Provinzen und die Herrscher thematisiert. Zu den in der Literatur intensiver behandelten schwedischen Königen zählen Gustav II. Adolf und Karl XII.<sup>13</sup> Was viele Abhandlungen zur Schwedenzeit gliedert, sind die zahlreichen, für die drei Provinzen in unterschiedlichen Maßen verheerenden Kriege. Die Geschichtsschreibung zu Estland und Livland hebt besonders den Livländischen Krieg<sup>14</sup> (1558–1583) und den Polnisch-Schwedischen Krieg (1600–1629) hervor, während im Falle Pommerns dem Dreißigjährigen Krieg (1618–1648) eine gewichtige Stellung eingeräumt wird. In Hin-

<sup>9</sup> Vgl. u.a. TOIVO MILJAN: *Swedish Era*, in: *Historical Dictionary of Estonia*, hrsg. von DEMS., Oxford 2004, S. 457; MARGUS LAIDRE: *From the Reformation to National Awakening 1520–1850*, in: *Estonia, Identity and Independence*, hrsg. von JEAN-JACQUES SUBRENAT, Amsterdam 2004 (*On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics*, 2), S. 65–80, hier S. 68; TIINA KIRSS, JÜRI KIVIMÄE: *Introduction*, in: *Estonian Life Stories*, hrsg. von DERS. und RUTT HINRIKUS, New York 2009, S. 1–32, hier S. 26.

<sup>10</sup> Auf Estnisch lautet dieser Ausdruck *vana hea Rootsi aeg*. Vgl. SEPPO ZETTERBERG: *Eesti ajalugu [Estonische Geschichte]*, Tallinn 2010, S. 198. – Siehe auch ALEKSANDER LOIT: Die „alte gute Schwedenzeit“ und ihre historische Bedeutung für das Baltikum, in: *Die baltischen Staaten im Schnittpunkt der Entwicklungen: Vergangenheit und Gegenwart*, hrsg. von CARSTEN GOEHRKE und JÜRGEN VON UNGERN-STERNBERG, Basel 2002 (*Texte und Studien der Arbeitsstelle für Kulturwissenschaftliche Forschungen*, 4), S. 75–90 (Anm. d. Red.).

<sup>11</sup> Vgl. u.a. JENS E. OLESEN: *Brücke nach Europa. Schwedisch-Pommern 1630–1815*, in: *Baltic Worlds 2009*, Nr. 1, S. 22–26, hier S. 23; HANS-JOACHIM HACKER, HARRY HARDENBERG: *Die Schwedenstraße*, Rostock 2003, S. 7.

<sup>12</sup> Zit. nach [JOHANN GOTTFRIED LUDWIG KOSEGARTEN:] *Dichtungen von Ludwig Gotthard Kosegarten*, Bd. 12, Greifswald 1827, S. 251.

<sup>13</sup> Vgl. u.a. HELMUT BACKHAUS: *Aspekte schwedischer Herrschaft in Pommern*, in: *Tausend Jahre Pommersche Geschichte*, hrsg. von RODERICH SCHMIDT, Köln 1999, S. 195–214; LAUR u.a., *History of Estonia* (wie Anm. 2).

<sup>14</sup> Vom Livländischen Krieg wird vor allem in der skandinavischen Literatur nur der Teilkonflikt des so genannten Siebenjährigen Krieges von 1563 bis 1570 in diesem Zusammenhang behandelt. Siehe ROBERT I. FROST: *The Northern Wars. War, State and Society in Northeastern Europe, 1558–1721*, Harlow 2000.

blick auf konfliktreiche Auseinandersetzungen werden die drei Provinzen in der Literatur durch den Großen Nordischen Krieg (1700–1721)<sup>15</sup> miteinander verbunden. Weitere Themen sind der protestantische Glaube,<sup>16</sup> die in den Regionen durchgeführte umfassende Landesaufnahme und die daran anschließende Güterreduktion. Letztere hinterließ vor allem bei den Deutschbalten in Livland einigen Groll auf die schwedische Herrschaft.<sup>17</sup> Themen, die nur für einzelne Provinzen diskutiert werden, sind bezüglich Estlands und Livlands die strukturellen Unterschiede beider Provinzen sowie die Bildungspolitik, wobei u.a. die Universitätsgründung in Dorpat und das von Bengt Forselius begründete erste Seminar zur Lehrerbildung im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen.<sup>18</sup> Hinsichtlich Pommerns sind es die Erbstreitigkeiten mit Brandenburg sowie die neuen Handelswege zwischen Pommern und Schweden.<sup>19</sup>

Tatsächlich bieten diese Themenkomplexe Anlass, diese Herrschaftszeit sowohl „positiv“ als auch „negativ“ zu sehen. Demgegenüber soll an dieser Stelle keine Bewertung der Geschichte erfolgen, sondern vielmehr die Entstehung der zitierten Leitsprüche zur schwedischen Herrschaftszeit diskutiert werden. Im Allgemeinen demonstrieren sie in beiden Fällen, dass die Schwedenzeit als weitaus besser galt als die folgenden Perioden. Zudem gibt es Unterschiede im Kontext dieser Bewertung als „gute schwedische Zeit“. In Pommern ist die positive Sichtweise auf die gebildeten und wohlhabenden Eliten und auf den Adel zurückzuführen. Die ihnen gewährten machtpolitischen Freiheiten und neuen Handelsmöglichkeiten gerieten zum Vorteil unter der schwedischen Regierung.<sup>20</sup> Aus Sicht

---

<sup>15</sup> Vgl. ebenda; GEORG SCHMIDT: *Der Dreißigjährige Krieg*, München 2010.

<sup>16</sup> Vgl. u.a. *Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung*. Livland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Teile I–IV, hrsg. von MATTHIAS ASCHE u.a., Münster 2009–2012 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 69–72); DIETMAR LUCHT: *Pommern: Geschichte, Kultur, und Wirtschaft bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges*, Köln 1996 (Historische Landeskunde: deutsche Geschichte im Osten, 3).

<sup>17</sup> Vgl. u.a. EGINHARD WEGNER: *Die schwedische Landesaufnahme von Vorpommern 1692–1709 und ihre wissenschaftliche Auswertung*, in: *Tausend Jahre Pommersche Geschichte* (wie Anm. 13), S. 215–234; ÜLLE TARKIAINEN: *Die während der großen Güterreduktion durchgeführte Landvermessung in den Ostseeprovinzen*, in: *Die schwedische Landesaufnahme von Pommern 1692–1709. Perspektiven eines Editionsprojekts. Beiträge des Workshops am 9. und 10. Oktober 2009 im Pommerschen Landesmuseum Greifswald*, hrsg. von MICHAEL BUSCH u.a., Kiel 2011, S. 37–70.

<sup>18</sup> Vgl. u.a. *Universitas Tartuensis 1632–2007*, hrsg. von TOOMAS HIIO und HELMUT PIIRIMÄE, Tartu 2007.

<sup>19</sup> ANDREAS ÖNNERFORS: *Schweden und Pommern*, Stockholm 2004; WERNER BUCHHOLZ: *Das schwedische Pommern vom Westfälischen Frieden bis zum Wiener Kongress*, in: *Pommern*, hrsg. von DEMS., Berlin 1999 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 237–284.

<sup>20</sup> DIRK ALVERMANN: *„Eine schöne Stunde hat dem Vaterland geschlagen...“*. 1806 in der Wahrnehmung der Greifswalder Professoren, in: *Das Ende des Alten*



der zum überwiegenden Teil leibeigenen Bevölkerung Pommerns dürfte die Herrschaft einen weniger positiven Eindruck hinterlassen haben. So stieg unter den Schweden die Zahl der Frondienste, woraus eine massive Verschärfung der Leibeigenschaft resultierte, die sich durch die Bauernordnungen von 1647 und 1670 auf Rechtsebene manifestierte.<sup>21</sup>

In Livland und Estland ist die positive Bewertung der Schwedenzeit viel stärker als in Pommern auf die als wesentlich härter empfundene Folgezeit zurückzuführen. Hier wurde der Ausdruck hauptsächlich von der estnischsprachigen Bevölkerung geprägt. Insbesondere bezieht sich dies auf die Versuche der schwedischen Regierung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Macht des deutschbaltischen Adels einzuschränken und unter der Landbevölkerung die Bildung zu fördern, d.h. insbesondere das Lesen und Schreiben.<sup>22</sup> Der Tartuer Politologe Heiko Pääbo hat sich in seiner Studie zur Konstruktion historischer Räume<sup>23</sup> u.a. der Stellung der schwedischen Herrschaft in estnischen Schulbüchern gewidmet. Dabei stellte sich heraus, dass jüngere estnische Schulbücher seit 2000 Aspekte der „guten“ schwedischen Herrschaft aufgreifen. Sogar die von den Schweden geführten Kriege werden als Kriege für die eigene Sache interpretiert.<sup>24</sup>

### *„Die gute alte schwedische Zeit“ im Museum*

Zur Analyse der Präsentation der Schwedenzeit in den Ausstellungen wurde zunächst geklärt, ob der Untersuchungszeitraum deutlich abgegrenzt ist und in welchem Umfang er gezeigt wird. Anschließend wurden Themenblöcke definiert, unter denen die Exponate, Informationstafeln, Texte und Ausstellungsensembles eingeordnet werden können. Hierzu zählen neben dem zum Aspekt der ‚guten schwedischen Zeit‘ die folgenden Blöcke: ‚Die schwedische Herrschaft und die schwedischen Herrscher‘, ‚Kriege‘, ‚Landesaufnahme‘, ‚Bildung, Religion und Sprache‘, ‚Finanzen,

---

Reiches im Ostseeraum. Wahrnehmungen und Transformationen, hrsg. von MICHAEL NORTH, Köln 2008, S. 221-237, hier S. 214; INACHIN, Die Geschichte Pommerns (wie Anm. 2), S. 118.

<sup>21</sup> BUCHHOLZ, Das schwedische Pommern (wie Anm. 19), S. 177; DERS.: „...so würde es am besten seyn, daß ein jeder in Lieffland seine Bauren so tractire, dass selbige keine Ursache haben, davon zu gehen und zu entlauffen“. Bauerntum und schwedische Herrschaft in Pommern und in den baltischen Landen im Vergleich, in: Migration und Kulturtransfer im Ostseeraum während der Frühen Neuzeit, hrsg. von OTFRIED CZAİKA und HEINRICH HOLZE, Stockholm 2012 (Acta Bibliothecae Regiae Stockholmensis, 80), S. 201-229.

<sup>22</sup> TIINA KIRSS: Interstitial Histories. Ene Mihkelson's Labor of Naming, in: Baltic Postcolonialism, hrsg. von VIOLETA KELERTAS (On the Boundary of Two Worlds: Identity, Freedom, and Moral Imagination in the Baltics, 6), S. 387-407, hier S. 397.

<sup>23</sup> HEIKO PÄÄBO: Constructing Historical Space, Estonia's Transition from the Russian Civilization to the Baltic Sea Region, in: Journal of Baltic Studies 45 (2014), S. 187-205.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 198ff.

Preise und Kosten', ,Kultur und Religion', ,Kulturkontakte', ,Interieur', ,Schwedische Minderheit', ,Die Gründung der Universität 1632', ,Die allgemeine Geschichte der *Academia Gustaviana* und der *Academia Gustavo-Carolina*', ,Die Wissenschaftler und ihre Lehre', ,Belagerung Stralsunds 1628' und ,Sammlung Axel Graf von Löwen'.

### *Estland*

Das Estnische Geschichtsmuseum in Tallinn setzt sich aus den Ausstellungen im Stammhaus der Großen Gilde in der Altstadt und im Schloss Marienburg (*Maarjamäe loss*) zusammen. In der Großen Gilde verteilen sich über zwei Etagen in acht Räumen Ausstellungen zu den Themen: ,Zäh und Beharrlich – 11 000 Jahre estnischer Geschichte' (*Visa Hing. 11 000 aastat Eesti ajalugu*), zu Zahlungsmitteln in der Geschichte, der Geschichte der Großen Gilde, aber auch ,Beseelte Dinge' sowie eine Waffenkammer.<sup>25</sup>

Die schwedische Herrschaft wird nicht gesondert präsentiert. Auf sie beziehen sich nur Teilaspekte in unterschiedlichen Kontexten. Das rührt daher, dass das Museum sich von einem chronologischen Ausstellungskonzept verabschiedet hat. Die Schwedenzeit taucht in fast allen Dauer Ausstellungsräumen auf. Thematisiert werden diesbezüglich ,Die schwedische Herrschaft und die schwedischen Herrscher', Bildung, Religion und Sprache', ,Kriege', ,Landesaufnahme', ,schwedische Minderheit in Estland' sowie ,Finanzen, Preise und Kosten'. Es gibt darüber hinaus einige Textpassagen und Objekte, die nur indirekt auf die Schwedenzeit verweisen, z.B. durch die Zuordnung zu einem Jahrhundert. Um diese Informationen der Schwedenzeit zuzuordnen, muss der Besucher jedoch bereits über Vorwissen verfügen.

Ein direkter Bezug zur schwedischen Herrschaftszeit begegnet dem Besucher das erste Mal in einem elfminütigen Film zur Geschichte Estlands im Vorraum des Großen Gildesaals, der kurz auf diese Zeit eingeht. In der Ausstellung im Großen Gildesaal werden anschließend acht Fragen über Estland<sup>26</sup> gestellt, wobei der Besucher auf die Frage ,Wie alt ist der estnische Staat?' auf einer Informationstafel erfährt, wer wann über Estland regierte. Auf einem Touchscreen auf der gleichen Tafel werden die Herrscher vorgestellt, die über Estland geherrscht haben. Unter der

---

<sup>25</sup> Eesti Ajaloomuuseum: Muuseumi ajalugu [Estnisches Geschichtsmuseum: Geschichte des Museums], einsehbar unter dem URL: <http://www.ajaloomuuseum.ee/et/muuseum> (letzter Zugriff 20.11.2013).

<sup>26</sup> Die acht Fragen an Estland lauten: Wie alt ist der estnische Staat? / Wer sind die Esten? / An was glauben die Esten und wen beten sie an? / Wie wurde aus einem Bauern ein Geck? / Ist Estland weltbekannt? / Wie viele Generationen können unter einem Dach leben? / Ist Estnisch einfach? / Ist Estland Nordland? Von diesen acht Fragekomplexen behandeln fünf zumindest einen der Themenkomplexe zur schwedischen Herrschaftszeit direkt oder indirekt.

Rubrik ‚Schwedische Zeit 1561–1710‘ werden die entsprechenden schwedischen Könige (inkl. einer Königin) vorgestellt. Nach dem Verlassen des Gildesaales begegnet der Besucher dieser Zeit wieder im Ausstellungsraum zu den ‚Beseelten Dingen<sup>27</sup> in der Kategorie ‚Die magische Verbindung zum Ursprung‘. In einer Vitrine befindet sich ein dreifüßiges Glas, das mit den drei gelben Kronen auf blauem Grund versehen ist und zu Ehren Karls XI. angefertigt wurde. Neben dem Glas liegen noch zwei weiße Lederhandschuhe, die Karl XII. gehört haben sollen. Ebenfalls in einer offensichtlichen Verbindung mit der Schwedenzeit steht die Ausstellung zum Thema ‚Finanzen, Preise und Kosten‘. Der recht umfangreiche Themenkomplex ‚Bildung, Religion und Sprache‘ ist ebenfalls über die verschiedenen Bereiche des Museums verteilt. Den einzigen direkten Verweis gibt es im bereits erwähnten Film. In ihm gibt ein gezeichneter Bengt Gottfried Forselius Zusatzinformationen zur schwedischen Herrschaft. Er berichtet von den Entwicklungen im Bildungswesen, insbesondere in Hinblick auf die Volksbildung.

Im weiteren Verlauf der Ausstellung taucht die Thematik ‚Bildung, Religion und Sprache‘ nur noch indirekt auf, so z.B. im Gildensaal unter den Fragen ‚An was glauben die Esten, wen beten sie an?‘ und ‚Ist Estnisch einfach?‘ Hier gibt es eine Tafel mit Informationen darüber, für wen Bildung zugänglich war. Demzufolge erschienen die ersten gedruckten Werke in estnischer Sprache im 17. Jahrhundert, es wurde viel für die Volksschulbildung getan und 1632 die Universität in Dorpat gegründet. Ein direkter Bezug zur Schwedenzeit fehlt hier jedoch. Der Komplex ‚Kriege‘ kommt insbesondere in der Waffenkammer vor, in der der Livländische Krieg (1558–1583) und der Große Nordische Krieg (1700–1721) durch zeitgenössische Waffen und eine blau-gelbe Armeuniform vorgestellt werden. Den Bezug zur Schwedenzeit muss sich der Besucher hier selbst erschließen.

Die „gute alte schwedische Zeit“ taucht weder als eigenes Thema noch als Schlagwort auf. Nicht einmal positiv besetzte Bereiche aus der Zeit der schwedischen Herrschaft, wie z.B. die Bildungsreformen oder die Universitätsgründung, werden in Verbindung mit der Vormacht gestellt.

Das Geschichtsmuseum der Universität gehört zu den drei Museen der Universität Tartu. Das Stammhaus des Geschichtsmuseums befindet sich im mehrfach umgestalteten Chorraum der ehemaligen Dorpater Domkirche auf dem Domberg der Stadt. Zu den Ausstellungsräumlichkeiten zählen der Weiße Saal (*Valge saal*), die Universitäre Schatzkammer (*Ülikooli varakamber*), der Morgenstern-Saal (*Morgensterini saal*), das Kabinett des verrückten Wissenschaftlers (*Hullu teadlase kabinet*) und ein

---

<sup>27</sup> Der Ausstellungsraum ‚Beseelte Dinge‘ (*Asja hing*) kann als eine Art Schatzkammer des Museums angesehen werden. Der Raum teilt sich in vier Kategorien: ‚Die Wunder der Menschheit auf Erden‘, ‚Schätze der antiken Welt‘, ‚Kuriositäten aus Estland‘ und ‚Die magische Verbindung zum Ursprung‘.

Sonderausstellungsraum. Die Ausstellungen des Museums sind nicht chronologisch aufgebaut, sondern folgen einem thematischen Muster.<sup>28</sup>

Aus dem thematischen Aufbau ergibt sich, dass sich im Museum keine eigene Ausstellung zur Universität während der Schwedenzeit befindet. Dennoch spiegelt sich der Einfluss dieser Zeit in relativ wenigen Objekten und Texten sowohl im Weißen Saal als auch in der Schatzkammer wider. Hier ist die Schwedenzeit mit Hilfe der Themenblöcke ‚Die Gründung der Universität 1632‘, ‚Die allgemeine Geschichte der *Academia Gustaviana* und der *Academia Gustavo-Carolina*‘ und ‚Die Wissenschaftler und ihre Lehre‘ kategorisierbar. Der Besucher erkennt anhand der Ausstellungstexte sofort den Bezug zur schwedischen Herrschaft.

Die Thematik der Universitätsgründung begegnet dem Besucher zuerst zentral in der Schatzkammer.<sup>29</sup> In einer großen Vitrine befinden sich Kopien der königlichen Insignien aus der Zeit der *Academia Gustaviana* und der *Academia Gustavo-Carolina*. Zu sehen ist ebenfalls eine teilweise zerbrochene Kachel, welche die Büste Gustavs II. Adolf abbildet, die aus dem ersten Hauptgebäude der Universität stammt. Zwei Sporen des Denkmals Gustavs II. Adolf, das die Schwedisch-Estnische Gesellschaft der Universität 1928 geschenkt hatte und das in den 1950er-Jahren demontiert worden ist, sind ebenfalls zu sehen.

Im Weißen Saal wird die Geschichte der *Academia Gustaviana* 1632–1665 und der *Academia Gustavo-Carolina* 1690–1710 thematisiert. Wie jede bedeutsame Phase der Universitätsgeschichte erhält hier auch die Schwedenzeit ihre eigene Informationstafel mit den wichtigsten Angaben. Bilder auf der Tafel zeigen u.a. die Gründungsurkunde und den Gründungsinitiator Johan Skytte.

Der Themenkomplex ‚Wissenschaftler und ihrer Lehre‘ taucht sowohl in der Schatzkammer als auch im Weißen Saal auf. Insgesamt sind die im Universitätsmuseum aufgegriffenen Aspekte der Schwedenzeit überwiegend positiv konnotiert, doch wird kein Bezug zur Thematik der „guten alten schwedischen Zeit“ hergestellt.

Im Vergleich lässt sich feststellen, dass der Schwedenzeit in keinem der beiden Museen ein eigener Abschnitt zugewiesen ist. So gibt es auch keine Festlegung zur Frage, wie diese Zeit zu bewerten ist. Aus Gesprächen mit Experten ging in diesem Zusammenhang hervor, dass keines der beiden Museen über Kooperationen mit anderen schwedischen Einrichtungen verfügt.<sup>30</sup> Die Schwedenzeit steht für keins der beiden Museen im Mittelpunkt. Bei der Ausarbeitung der Konzeptionen war man der Auffassung,

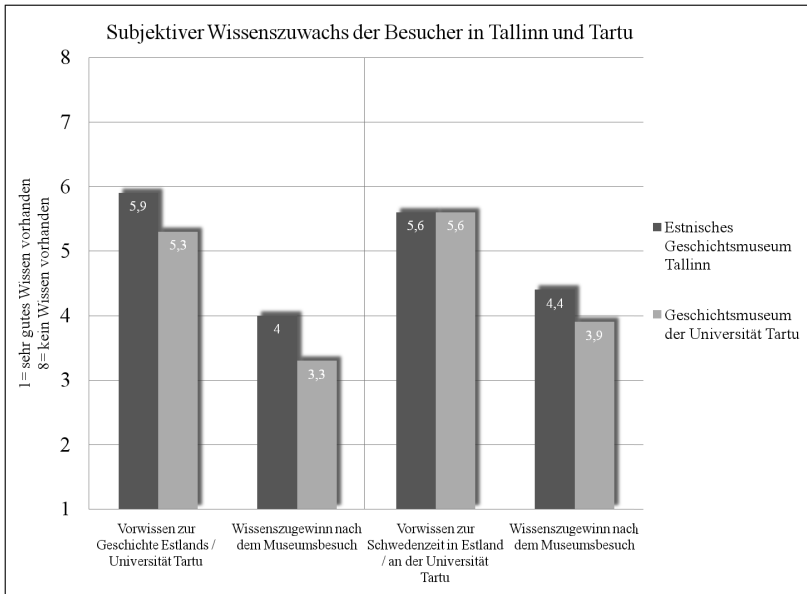
<sup>28</sup> TERJE LÖBU: Die Domkirche zu Tartu, Tartu 2006.

<sup>29</sup> Die Schatzkammer gliedert sich in sechs Kategorien: ‚Die Jugend‘, ‚Die Idee der Universität‘, ‚Der Geist der Universität‘, ‚Unsterbliche große Männer‘, ‚Die Erde und der Himmel‘, ‚Genius Loci‘ / ‚Geist des Ortes‘.

<sup>30</sup> Interview mit Tõnis Liibek, Direktor der Forschungsabteilung am Estnischen Geschichtsmuseum Tallinn, 22.4.2013, S. 8; Interview mit Lea Leppik, Direktorin der Forschungsabteilung am Geschichtsmuseum der Universität, 26.4.2013, S. 26.

dass es in der langen Geschichte Estlands bzw. der Universität wichtigere Epochen gebe.<sup>31</sup> Die nur punktuelle Repräsentation dieser Zeit in den Museen ist auch dadurch zu erklären, dass es z.B. aufgrund der Kriege nur noch wenige ausstellungswürdige Objekte gibt.<sup>32</sup> Während sich in Tartu die Schwedenzeit nur anhand von rund 10 Exponaten bzw. Informationstexten festmachen lässt, sind es in Tallinn aber doch einige mehr.

– **Grafik 1.** *Subjektiver Wissenszugewinn der Besucher in Tallinn und Tartu*<sup>33</sup>



Und die Besucher? Hier gab es anhand der Fragebögen einen leichten Unterschied darin zu verzeichnen, wie bewusst die Gäste die Schwedenzeit wahrnehmen. In Bezug auf die Tallinner Ausstellung ergab die Auswertung der Fragebögen, dass die Besucher diese weniger wahrnahmen. In Tartu wiederum wurden wissensbezogene Fragen überdurchschnittlich gut beantwortet.<sup>34</sup> Dies ist eventuell darauf zurückzuführen, dass eine große Anzahl von Besuchern mit Führung durch die Ausstellung ging.<sup>35</sup> Besonders interessant ist der von den Besuchern empfundene Wissenszugewinn durch

<sup>31</sup> Interview mit Liibek, S. 7f.; Interview mit Leppik, S. 26f.

<sup>32</sup> Interview mit Liibek, S. 10; Interview mit Leppik, S. 30.

<sup>33</sup> Besucherbefragung: Estnisches Geschichtsmuseum Tallinn, Frageblock 4; Besucherbefragung: Geschichtsmuseum der Universität Tartu, Frageblock 4.

<sup>34</sup> Besucherbefragung: Estnisches Geschichtsmuseum Tallinn, Frageblock 3; Besucherbefragung: Geschichtsmuseum der Universität Tartu, Frageblock 3.

<sup>35</sup> In Tallinn gaben 8,9% und in Tartu 68,9% der Besucher an, eine Führung gehabt zu haben. Vgl. Besucherbefragung Tallinn, Frage 1,7; Besucherbefragung Tartu, Frage 1,6.

den Museumsbesuch.<sup>36</sup> In Tallinn empfanden die Besucher eine Wissens-erweiterung um 1,9 Punkte (von 5,9 auf 4,0) hinsichtlich der allgemeinen estnischen Geschichte und um nur 1,2 Punkte (von 5,6 auf 4,4) in Bezug auf die Schwedenzeit. In Tartu wiederum gab es einen Wissenszugewinn von 2,0 Punkten (von 5,3 auf 3,3) hinsichtlich der allgemeinen Universitäts-geschichte und um 1,7 Punkte (von 5,6 auf 3,9) in Bezug auf die Schwedenzeit

Damit war der subjektive Wissenszuwachs zur Schwedenzeit wesentlich geringer als der zur allgemeinen Thematik der Museen. Immerhin schätz-ten die Besucher auch schon vor dem Besuch ihr Wissen relativ hoch ein. Diese Ergebnisse spiegeln sehr gut die geringe Präsenz der Schwedenzeit in der Ausstellung sowie die aus den Experteninterviews herauszuhörende geringere Bedeutung dieser Phase wider.

### *Pommern*

Das aus vier Altbauten bestehende Pommersche Landesmuseum<sup>37</sup> zählt zu den jüngeren Museen in Mecklenburg-Vorpommern.<sup>38</sup> Die Landes-geschichtliche Ausstellung im Pommerschen Landesmuseum ist chrono-logisch aufgebaut, weshalb sich ein gesonderter Abschnitt der gesamten Schwedenzeit von etwa 1628 bis 1815 widmet. Dieser Teil der Ausstellung nimmt gut die Hälfte der Gesamtfläche im Obergeschoss ein. Er wird durch drei gelbe Kronen auf blauem Grund repräsentiert und teilt sich in die Bereiche: ‚Der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen‘, ... unter den drei Kronen ließ sich’s gemächlich wohnen – Die schwedische Herrschaft‘ und ‚Unruhige Zeiten‘. Der zweite Bereich ist wiederum in Unterthemen geteilt, von denen jedoch nicht alle in den Untersuchungszeitraum fallen. So lässt sich die schwedische Herrschaft in die folgenden Themenblöcke teilen: ‚Die schwedische Herrschaft und die schwedischen Herrscher‘, ‚Landesaufnahme‘, ‚Kriege‘, ‚Kulturkontakte‘, ‚Kultur und Religion‘ sowie die ‚gute alte schwedische Zeit‘.

Der Komplex ‚Die schwedische Herrschaft und die schwedischen Herr-scher‘ wird durch zwei große blaue Zwischenwände und einen dahinter lie-genden Raum gestaltet. Auf der rechten Wand wird die Schwedenzeit unter dem Kosegarten-Zitat ‚... unter den drei Kronen ließ sich’s gemächlich wohnen. – Fast 200 Jahre Schweden‘ wertend umrissen und eingeläutet.

---

<sup>36</sup> Der empfundene Wissenszugewinn wurde in Hinblick auf die estnische Geschichte bzw. die Geschichte der Universität Tartu im Allgemeinen sowie die Schwedenzeit auf einer Skala von 1 bis 8 abgefragt. Das Resultat entspricht dem Mittelwert der jeweils 45 in den beiden Museum befragten Besucher.

<sup>37</sup> MICHAEL LISSOK: Das Gebäude der Gemäldegalerie im Wandel der Zeiten, in: Gemäldegalerie des Pommerschen Landesmuseums. Galerieführer, hrsg. von BIRTE FRENSEN, Greifswald 2000, S. 18-26.

<sup>38</sup> Pommersches Landesmuseum: Ein neues Museum im Ostseeraum, einsehbar unter dem URL: <http://www.pommersches-landesmuseum.de/das-museum/die-stiftung/ein-neues-museum-im-ostseeraum.html> (letzter Zugriff 13.11.2013).

Die linke Wand beschäftigt sich mit der königlich-schwedischen Regierungsform von 1663. An den Wänden hängen lebensgroße zeitgenössische Ganzkörperportraits der schwedischen Herrscher. Eine erste Wand beschäftigt sich auch intensiver mit Kosegartens Zitat, dessen Kontext hier detailliert beleuchtet wird.

Dem Thema der Landesvermessung widmet sich die Ausstellung mit einer großen Informationswand und einer -einheit, an der der Besucher die dabei angewandten Methoden selbst nachempfinden kann.

Unter dem Themenblock ‚Kriege‘ fallen der Dreißigjährige (1618–1648), der Nordische (1655–1660), der Schwedisch-Brandenburgische (1674–1679) sowie der Große Nordische Krieg (1700–1721). Während die drei letzteren Kriege nacheinander auf vergleichbare Weise repräsentiert werden, widmet sich eine große Wandgrafik dem Dreißigjährigen Krieg. Diese befasst sich mit der Landung der Schweden in Pommern und den Gründen für deren Eingreifen in den Krieg. Die anderen Kriege werden in sich aneinanderreihenden Vitrinen und Informationswänden vorgestellt. Dieser Abschnitt wird im Museum insgesamt unter den Titel ‚Unruhige Zeiten‘ zusammengefasst.

Der Themenblock ‚Kulturkontakte‘ hat in der Ausstellung eine eigene Nische. In der einen Ecke wird die Frage gestellt: ‚Wird Pommern schwedisch?‘ Eine Informationstafel stellt den Einfluss der Schweden auf die Kultur dar. Die andere Ecke widmet sich der Thematik ‚Geben und Nehmen über die Ostsee‘. Hier werden ein Model des Postschiffes „Hiorten“ und eine Glocke gezeigt. Informationstafeln stellen die Handelswege und die Postschiffroute zwischen dem schwedischen Ystad und Wittow/Stralsund in Schwedisch-Pommern vor. Dieser Bereich nimmt auch Bezug auf Kosegartens Zitat.

Die Ausstellungen des Kulturhistorischen Museums Stralsund sind chronologisch aufgebaut, weshalb sich ein Ausstellungsbereich der gesamten Schwedenzeit von 1628 bis 1815 widmet. Dieser macht schätzungsweise 1/6 der Ausstellungsfläche im Obergeschoss aus. Der Ausstellungsraum selber teilt sich in zwei Bereiche: ‚Unter den drei Kronen – Stralsund als Brückenkopf im 17./Anfang 18. Jahrhundert‘ und ‚Schwedischer Löwe und Pommerscher Greif – Stralsund als Regierungssitz Schwedisch-Pommerns nach 1720‘. Der hier relevante Abschnitt lässt sich in die Themenblöcke ‚Die schwedische Herrschaft und die schwedischen Herrscher‘ und ‚Kriege, Marine, Militär und Medaillen‘ teilen. Die Schwedenzeit wird aber direkt oder indirekt auch in anderen Ausstellungsabschnitten behandelt: ‚Belagerung Stralsunds 1628‘, ‚Finanzen‘, ‚Interieur‘ und ‚Sammlung Axel Graf von Löwen‘. Dadurch spielt die Schwedenzeit insgesamt auf gut der Hälfte der Ausstellungsfläche im Obergeschoss eine Rolle. Wie ein roter Faden ziehen sich durch die Ausstellungsräume gelbe Aufkleber auf dem Fußböden, auf denen zwei Löwen das Wappen mit den drei Kronen halten.

Die Belagerung Stralsunds 1628 wird in einer eigenen Nische thematisiert, an der der schwedische Aspekt einen großen Anteil hat. In einer

Vitrine befindet sich eine zeitgenössische Darstellung der Belagerung, Bilder der Konkurrenten Wallenstein und Gustav II. Adolf, verschiedene Waffen, ein Brustharnisch mit dem Wappen Schwedens sowie Gedenkmedaillen. In der gegenüberliegenden Raumhälfte wird Stralsund allgemein als Münzprägungsstätte dargestellt. Hier wird auch der die Schwedenzeit betreffende Themenkomplex Finanzen abgehandelt, ohne dass eine direkte Verbindung zur schwedischen Herrschaft hergestellt wird. Das Thema ‚Interieur‘ ist in den Ausstellungsräumen ‚Kleiner & Großer Barockraum‘ zu finden. Direkte Verbindungen zur Schwedenzeit werden jedoch auch hier nicht gezogen. Die Räume zeigen das generell für Norddeutschland typische Barockinterieur.

Im Ausstellungsabschnitt ‚Unter den drei Kronen‘ sind die Wände blau gestrichen, zu sehen sind viele schwedische Flaggen, und über der Tür hängt die Kopie eines schwedischen Wappens von der Galeone „Wasa“. Eine Informationstafel führt in die Zeit vom Ende des 17. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts ein. Sie stellt allgemeine und Stralsunder Ereignisse vor sowie die territorialen Gewinne und Verluste in Pommern. Die Tafel nennt ebenfalls die Namen der Königin und Könige, die über Pommern und somit auch über Stralsund zwischen 1654 und 1720 herrschten, und von denen auch Portraits zu sehen sind. Der Themenkomplex ‚Kriege, Marine, Militär und Medaillen‘ wird auch mit Hilfe verschiedener Informationstafeln und Vitrinen vorgestellt. Die Thematik der ‚guten alten schwedischen Zeit‘ wird zwar durchaus angesprochen, so auf der ersten Informationstafel im Abschnitt ‚Unter den drei Kronen...‘, doch findet sich hier keine nähere Erläuterung.

Beide Museen thematisieren die Geschichte Pommerns bzw. Stralsunds in ihrer Gesamtheit chronologisch. Proportional zu den übrigen Abteilungen ist die Schwedenzeit in beiden Museen in ein ausgeglichenes Verhältnis gesetzt worden. Kontakte zu Schweden kann das Pommersche Landesmuseum nach den Informationen des Interviews über Mitglieder im Stiftungs- und Forschungsbeirat sowie mithilfe von Museumskooperationen bieten. Stralsund wiederum verfügt über keine derartigen Kontakte.<sup>39</sup> Für beide Museen stellt die Schwedenzeit eine wichtige Epoche dar, was sich in den Ausstellungen widerspiegelt.<sup>40</sup>

Diese Relevanz der Schwedenzeit findet sich auch in den Besucherbefragungen bestätigt: In Stralsund ist der Abschnitt zur Schwedenzeit der beliebteste Teil der Ausstellung. In Greifswald steht der dieser Zeit gewidmete Abschnitt in seiner Beliebtheit gleichwertig neben den anderen Ausstellungen zur Landesgeschichte.<sup>41</sup> Die Befragungen zeigten darüber hin-

<sup>39</sup> Interview mit Stefan Fassbinder, Abteilungsleiter der Landesgeschichte am Pommerschen Landesmuseum Greifswald, am 18.9.2013, S. 36f.; Interview mit Grüger, S. 49.

<sup>40</sup> Interview mit Fassbinder, S. 37; Interview mit Grüger, S. 48

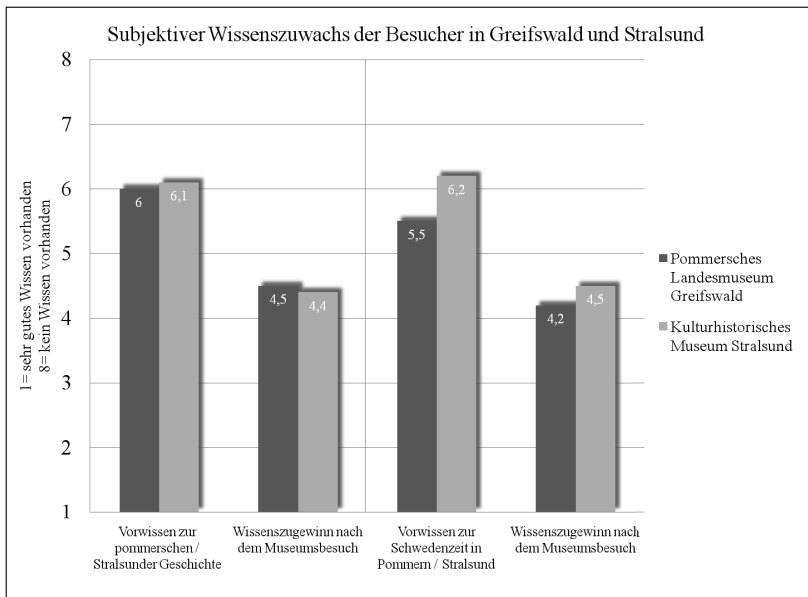
<sup>41</sup> Besucherbefragung Pommersches Landesmuseum Greifswald, Frageblock 2; Besucherbefragung Kulturhistorisches Museum Stralsund, Frageblock 2.



aus, dass die Schwedenzeit den Greifswalder Besuchern überaus deutlich bewusst ist und sie die diesbezüglichen Fragen mit großer Mehrheit richtig beantworten können. Insgesamt wussten sie zur Schwedenzeit mehr als zur Geschichte Pommerns allgemein.<sup>42</sup> In Stralsund hingegen wurden nicht alle Fragen zur Schwedenzeit mehrheitlich richtig beantwortet.<sup>43</sup>

Aber ist die Beliebtheit der Ausstellungen zur Schwedenzeit der alleinige Grund für die guten Kenntnisse? Wie steht es mit dem Wissenszuwachs,<sup>44</sup> den die Besucher durch den Museumsbesuch empfanden? Hier stellte sich heraus, dass die Besucher in Greifswald durch den Museumsbesuch zur allgemeinen pommerschen Geschichte eine Wissenserweiterung um 1,5 Punkte (von 6,0 auf 4,5) und in Bezug auf die Schwedenzeit um 1,3 Punkte (von 5,5 auf 4,2) empfanden. In Stralsund zeigte sich, dass die Besucher nach dem Museumsbesuch einen Wissenszugewinn zur Geschichte Stralsunds von 1,7 Punkten (von 6,1 auf 4,4) und für die Schwedenzeit von nur 1,7 Punkten (von 6,2 auf 4,5) wahrnahmen.

– **Grafik 2.** *Subjektiver Wissenszuwachs der Besucher in Greifswald und Stralsund*<sup>45</sup>



<sup>42</sup> Besucherbefragung Greifswald, Frageblock 3.

<sup>43</sup> Besucherbefragung Stralsund, Frageblock 3.

<sup>44</sup> Der empfundene Wissenszugewinn wurde in Hinblick auf die pommersche Geschichte bzw. die von Stralsund im Allgemeinen sowie die Schwedenzeit auf einer Skala von 1 bis 8 abgefragt. Die angegebenen Punkte entsprechen dem Mittelwert der jeweils 45 in jedem der beiden Museum befragten Besucher.

<sup>45</sup> Besucherbefragung Greifswald, Frageblock 4; Besucherbefragung Stralsund, Frageblock 4.

Insgesamt ergab sich, dass der Wissenszugewinn zur Geschichte Pommerns bzw. Stralsunds im Vergleich zu dem bezüglich der Schwedenzeit annähernd gleich war. In Greifswald hatten die Besucher jedoch insgesamt ein besseres Vorwissen zur Schwedenzeit als zur gesamten Geschichte Pommerns. Diese Vorkenntnisse haben sicher auch etwas mit der Beliebtheit des Ausstellungsabschnitts zu tun. Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass die Kuratoren recht daran getan haben, die Schwedenzeit als wichtige Epoche anzusehen.

### *Fazit*

Von den oben genannten Schwerpunkten der Historiografie zur Schwedenzeit greifen die Ausstellungen verschiedene Themen auf, von denen manche in allen Museen präsentiert werden, wenn auch mit unterschiedlichen Schwerpunkten und Darstellungsweisen. Die allgemeine schwedische Herrschaftsstruktur, die Herrscher und die zahlreichen Kriege werden in Greifswald, in Stralsund und in Tallinn thematisiert. Der protestantische Glauben und die Landesaufnahme sind in Tallinn und Greifswald präsent. Das spezifisch estnische Thema der Bildung wird im Universitätsmuseum Tartu – wenig überraschend – als Haupt- und in Tallinn als Randthema inszeniert. Die neuen Handelswege zwischen Pommern und Schweden tauchen in beiden pommerschen Einrichtungen auf. Die Güterreduktion wiederum, die in der Historiografie zu beiden Regionen eine prominente Rolle einnimmt, wurde nirgends thematisiert. Das eingangs genannte Zitat von Kosegarten kommt in beiden pommerschen Einrichtungen, aber vor allem im Pommerschen Landesmuseum vor. In Estland hingegen wird der Spruch von der „guten alten schwedischen Zeit“, der in der Historiografie immer wieder diskutiert wird, nicht in die Ausstellungen aufgenommen. Dennoch ließ sich hier eine vergleichbare positive Darstellung der Schwedenzeit feststellen, die auch Pääbo in seiner Studie zu estnischen Schulbüchern feststellen konnte. Diese Erkenntnis spiegelt sich auch in den Aussagen der Museumsexperten über ihre eigenen Einrichtungen wider. Die Schwedenzeit spielt für die Museen in den Regionen eine unterschiedlich große Rolle. Gerade die Esten betonen, dass es im Verständnis der Gesellschaft wichtigere Phasen in der Geschichte gab.

Den Besuchern wurde die schwedische Herrschaft durch die Ausstellungen bewusst gemacht, wenn auch in unterschiedlichem Umfang. Während in Pommern dem Publikum die Schwedenzeit schon vorab besser bekannt war als die pommersche Geschichte an sich, gab es in Bezug auf Vorkenntnisse zur allgemeinen estnischen bzw. universitären Geschichte und die Schwedenzeit keine großen Unterschiede.

Es konnte somit gezeigt werden, dass in den Museen beider Regionen die meisten historiografischen Schwerpunkte zur Schwedenzeit vertreten

sind, wenn sie auch unterschiedlich visualisiert werden. Die Schwedenzeit spielt jedoch in den estnischen Museen im Vergleich zu denen in Pommern fast gar keine Rolle. Die in der Historiografie zu Estland so viel diskutierte „gute alte schwedische Zeit“ wird somit in den Museen vernachlässigt.

---

SUMMARY

---

*“The good old Swedish times” from  
their Beginnings to the End of the  
Great Northern War as Represented in  
Estonian and Pomeranian Museums*

In the seventeenth and early eighteenth centuries Sweden controlled major parts of the Baltic Sea region. It ruled over, among others, the provinces of Estonia (1561/83–1710/21), Livonia (1629–1710/21) and Pomerania (1628/48–1815). Thus, for several decades, these territories were administered more or less directly by Sweden. Not surprisingly, one can find similarities in the historiographies of Estonia, Livonia and Pomerania such as the frequently used phrase ‘the good old Swedish times’. But how is the public perception of Swedish rule in contemporary Western Pomerania (Germany) and the Republic of Estonia? What do people know about this period and what are they taught?

In order to answer these questions museum exhibitions are analyzed because they serve as crucial institutional spaces to educate people of various social and cultural backgrounds. Two Estonian and two German museums have been selected as representative examples for this study: the Estonian History Museum (*Eesti Ajaloomuuseum*) in Tallinn, the University Museum of Tartu (*Tartu Ülikooli Ajaloo Muuseum*), the State Museum of Pomerania in Greifswald (*Pommersches Landesmuseum*) and the Cultural and Historical Museum of Stralsund (*Kulturhistorisches Museum Stralsund*). The analysis is based on different methods including comprehensive visits of the exhibitions, guided interviews with the responsible curators and a quantitative evaluation of questionnaires completed by the visitors.

The article demonstrates that most relevant topics of the historiography on the Swedish rule appear in the museum exhibitions such as the administrative structure and the ruling methods of Sweden, its rulers, several wars and the protestant religion. In comparing the two regions it is evident, however, that the Swedish period definitively plays a smaller role in the museums of Estonia than in Western Pomerania. This finding can be illustrated by the different emphases given to ‘the good old Swedish times’.

Although this latter image is discussed intensively in the historiographies on Pomerania and Estonia, it remains almost invisible in the Tallinn and Tartu exhibitions, but constitutes one of the main topics in Greifswald and Stralsund. According to the Estonian curators the relevance of the more contemporary periods by far outshines the Swedish rule in Estonia.

The evaluation of the questionnaires indicates that the visitors of the Estonian museums gain far more knowledge on the Swedish period than the visitors of the Western Pomeranian museums. This result, however, has to be put into the context of the previous knowledge of the interviewees: While the visitors of the Estonian museums knew very little about the Swedish period before visiting the exhibitions, the interviewees in Western Pomerania already had an understanding of the basic developments. Consequently, one can assume a less distinct awareness of the Swedish rule in contemporary Estonia than in Western Pomerania.

# MITTEILUNGEN

## Die Erde unter einer Aschewolke. Der Vulkanismus als historischer Faktor

---

VON PRIIT RAUDKIVI

Es lässt sich ganz offensichtlich nicht bestreiten, dass der Mensch weder als Individuum noch als Mitglied der Gesellschaft ohne seine physische Umwelt existieren kann. Doch sobald wir in der praktischen Forschungsarbeit versuchen, Fakten über die Umwelt respektive die Natur mit dem Funktionieren des Netzwerkes zwischenmenschlicher Beziehungen in Verbindung zu bringen, stellt sich eine Reihe von Erkenntnisproblemen, welche den Enthusiasmus eines kritisch eingestellten Wissenschaftlers, dem es darauf ankommt, die Menschenwelt und die Nichtmenschwelt in eine dynamische Beziehung zueinander zu setzen, beträchtlich dämpfen. Zunächst sieht er sich mit der von Émile Durkheim formulierten Regel konfrontiert, nach der die Gesellschaft eine eigene Realität sei und über ihr Funktionieren nur auf Grundlage sozialer Fakten entschieden werden könne. Um das Funktionieren der Gesellschaft zu verstehen, gelten nach Durkheim nur die der Soziologie eigenen methodologischen Mittel, die von anderen Wissenschaften unabhängig sind.<sup>1</sup> Die Heranziehung naturwissenschaftlicher Fakten in den Gesellschafts- und den Geschichtswissenschaften ist tatsächlich ein kompliziertes Problem. Zugleich darf der Standpunkt, den Durkheim vor mehr als einem Jahrhundert formuliert hat, keineswegs als ein starres Prinzip verstanden werden, das sowohl den Gesellschaftswissenschaftlern als auch den Historikern verwehrt, die Errungenschaften der Naturwissenschaften in Betracht zu ziehen. Eigentlich liegt das Problem nicht darin, ob man dies überhaupt tun darf, sondern eher darin, wie die naturwissenschaftlich beschriebenen Vorgänge

---

Dieser Artikel wurde im Rahmen der von der estnischen Wissenschaftsförderung finanzierten Projekte ETF 9419 und IUT 31-6 abgefasst.

<sup>1</sup> ÉMIL DURKHEIM: *The Rules of Sociological Method*, Toronto 1964, S. 1f.

in der Natur für das Verständnis der Prozesse auf dem Gebiet zwischenmenschlicher Beziehungen ausgewertet werden können.

Die Umweltgeschichte als eine eigene Disziplin begann in den 1970er Jahren deutlichere Konturen anzunehmen. John Robert McNeill, einer der Begründer dieser Disziplin, unterscheidet drei Hauptrichtungen bei den Untersuchungen zur Umweltgeschichte: die eine Richtung stellt die materielle Welt, darunter auch die biologische Welt, in den Mittelpunkt; die zweite legt den Schwerpunkt auf die Repräsentationen, d.h. auf die Darstellungen der Natur und Umwelt in der Gedankenwelt des Menschen; in der dritten Richtung, die man als politische Umweltgeschichte bezeichnen kann, wird das Hauptgewicht auf die Vorschriften, die Gesetze und die staatliche Politik gelegt.<sup>2</sup> Wenn wir von dem erstgenannten Fokus ausgehen, der von McNeill vorgeschlagen wurde, so ist die Umweltgeschichte, die der materiellen und biologischen Welt eine zentrale Stelle einräumt, im Grunde eine supranationale Disziplin. Physikalische Prozesse in der Atmosphäre und geologische Prozesse kennen keine Staatsgrenzen, die von Menschen gezogen wurden, und unterscheiden auch nicht danach, welche Sprachen innerhalb dieser Grenzen gesprochen werden.<sup>3</sup> Sowohl physikalische Prozesse in der Atmosphäre als auch geologische Prozesse sind im Hinblick auf das Funktionieren des Planeten Erde durchaus normale Phänomene, und ihre Klassifizierung in z.B. Unfälle, Katastrophen oder „Tricks der Natur“ erfolgt durch ein Prisma menschlicher Erkenntnis. Mit anderen Worten: Die Schwere eines Unfalls etwa hängt davon ab, welche Bedeutung man dem Geschehen beimisst.<sup>4</sup> Man darf auch nicht vergessen, dass es in jeder Gesellschaft Schichten und Gruppen mit unterschiedlichem Status gibt, die ungeachtet dessen, dass sie alltäglich nebeneinander leben, ein unterschiedliches Maß an Verletzlichkeit aufweisen und ihr Verhältnis zum natürlichen Faktor in unterschiedlicher Weise ausdrücken.<sup>5</sup>

<sup>2</sup> JOHN ROBERT McNEILL: Observations on the Nature and Culture of Environmental History, in: *History and Theory* 42 (2003), Nr. 4 (Theme Issue: Environment and History), S. 5-43.

<sup>3</sup> Siehe DAVID ARMITAGE: What's the Big Idea? Intellectual History and the Longue Durée, in: *History of European Ideas* 38 (2012), Nr. 4, S. 493-507; JO GULDI, DAVID ARMITAGE: *The History Manifesto*, Cambridge 2015; DAVID CHRISTIAN: The Return of Universal History, in: *History and Theory* 49 (2010), Nr. 4, S. 6-27.

<sup>4</sup> Siehe z.B. MICHAEL BARKUN: Disaster in History, in: *Mass Emergencies* 2 (1977), Nr. 4, S. 219-231; WOLF R. BOMBROWSKY: Again and Again: Is a Disaster What We Call „Disaster“? Some Conceptual Notes on Conceptualizing the Object of Disaster Sociology, in: *International Journal of Mass Emergencies and Disasters* 13 (1995), Nr. 3, S. 241-254.

<sup>5</sup> Siehe JUERGEN WEICHELGARTNER: Disaster Mitigation. The Concept of Vulnerability Revisited, in: *Disaster Prevention and Management* 10 (2001), Nr. 2, S. 85-94; ANTHONY OLIVER-SMITH: Theorizing Disasters. Nature, Power, and Culture, in: *Catastrophe & Culture: the Anthropology of Disaster*, hrsg. von SUSANNE M. HOFFMAN und ANTHONY OLIVER-SMITH, Santa Fe 2002, S. 23-47; ANTHONY OLIVER-SMITH: Communities after Catastrophe. Reconstructing the Material, Reconstructing the Social, in: *Community Building in the Twenty-First Century*,

Was wird dennoch unter einem Unfall oder einer Katastrophe verstanden?<sup>6</sup> Ganz allgemein handelt es sich dabei um ein Ereignis oder einen Vorgang, der die Fähigkeit der menschlichen Gemeinschaft, mit sich zurechtzukommen und ihr Leben auf gewohnte Weise fortzusetzen, in einem Maße stört, dass die Netzwerke zwischenmenschlicher Kommunikation nicht mehr gewohnheitsmäßig funktionieren.<sup>7</sup> Am deutlichsten wird der alarmierende Zustand in solchen Situationen wahrgenommen, in denen die Gesellschaft von großen Menschenverlusten betroffen ist.<sup>8</sup> Besonders empfindlich sind in dieser Hinsicht vorindustrielle Gesellschaften.<sup>9</sup>

Bei von der Umwelt bedingten gesellschaftlichen Veränderungen kommt dem zeitlichen Faktor eine sehr wichtige Rolle zu. Eine bereits über längere Zeit andauernde Stabilität der natürlichen Umwelt führt dazu, dass eine Gesellschaft ihre Flexibilität einbüßt, auf jähe Veränderungen reagieren zu können. Aus diesem Grund wird solchen Umbrüchen auch die verschärfte Aufmerksamkeit der Zeitgenossen zuteil. Globale geophysikalische Prozesse vermögen das gesellschaftliche Leben auch langfristig zu beeinflussen, ohne dass die Zeitgenossen dies sinnlich wahrnehmen könnten. Der Einfluss solcher Vorgänge kann nur retrospektiv, vergleichend und aus längerer zeitlicher Distanz eingeschätzt werden.

Aus ökologischer Sicht kann eine Kultur nur dann entstehen und sich weiterentwickeln, wenn die für die menschliche Existenz notwendigen Bedingungen aufgrund des Zusammenspiels zwischen der physischen Umwelt (Ökotope) und der Lebensgemeinschaft von Pflanzen und Tieren in einem Biotop (Biozönose) gewährleistet sind. Das Überleben der Kulturen etwa im hohen Norden wie auch unter den Bedingungen der Wüste Australiens zeugt von einer außerordentlichen Anpassungsfähigkeit des Menschen unter verschiedenen klimatischen Bedingungen. Unter dem

---

hrsg. von STANLEY E. HYLAND, Santa Fe 2005, S. 45-70; ANTHONY OLIVER-SMITH: „What is a Disaster?“, Anthropological Perspectives on a Persistent Question, in: *The Angry Earth: Disaster in Anthropological Perspective*, hrsg. von DEMS. und SUSANNA M. HOFFMAN, New York 1999, S. 18-34; FRANK THOMALLA, REBECCA SMITH, LISA E. SCHIPPER: Cultural Aspects of Risk to Environmental Change and Hazards. A Review of Perspectives, in: *Disaster's Impact to Livelihood and Cultural Survival: Losses, Opportunities, and Mitigation*, hrsg. von MICHELE COMPANION, Boca Raton u.a. 2015, S. 3-17.

<sup>6</sup> Siehe z.B.: FRANZ MAUELSHAGEN: Defining Catastrophes, in: *Catastrophe and Catharsis: Narratives of Disaster and Redemption in German Culture and Beyond*, hrsg. von KATHARINA GERSTENBERGER und TANJA NUSSER, Rochester und New York 2015, S. 172-190.

<sup>7</sup> Vgl. ANTHONY OLIVER-SMITH. Anthropology and the Political Economy of Disasters, in: *The Political Economy of Hazards and Disasters*, hrsg. von ERIC C. JONES und ARTHUR D. MURPHY, Langham u.a. 2009, S. 11-28.

<sup>8</sup> Vgl. GUSTAF UTTERSTRÖM: Climatic Fluctuations and Population Problems in Early Modern History, in: *Scandinavian Economic History Review* 3 (1955), S. 3-47.

<sup>9</sup> Siehe z.B. MONICA JUNEJA, FRANZ MAUELSHAGEN: Disaster and Pre-industrial Societies: Historiographic Trends and Comparative Perspectives, in: *The Medieval History Journal* 10 (2007), S. 1-31.

Klima wird im Allgemeinen ein langfristiges Regime der Wetterzustände bzw. von Zuständen in der Atmosphäre verstanden. Alle Faktoren, die das Wetter gestalten, sind Naturphänomene, über die mithilfe naturwissenschaftlicher Forschungsmethoden Informationen erhältlich sind. Ein Großteil der Wetterphänomene kann gemessen werden. Die Anfänge der instrumentalen Meteorologie reichen ins 17./18. Jahrhundert zurück. Wie können aber verlässliche Daten über das Klima in einer früheren Periode erhoben werden? Kombiniert man die Angaben aus dem Archiv der Natur mit verschiedenen schriftlichen Quellen, so lassen sich klimatische Verhältnisse rekonstruieren. Der Prozess der Rekonstruktion des Klimas, d.h. der Bildung von Zeitreihen, ähnelt dem Zusammensetzen eines äußerst komplizierten Puzzles.<sup>10</sup>

Dass sich das Klima ständig verändert, braucht nicht wiederholt zu werden. Bisher haben die Wissenschaftler lediglich die Klimazustände in einem bestimmten Zeitabschnitt zu beschreiben vermocht. Das Verständnis des Klimaprozesses als eines Ganzen übersteigt nach wie vor unsere Kräfte. Außer der Sonnenstrahlung und der Konstellation der Himmelskörper, welche unseren Planeten mal stärker, mal schwächer beeinflusst, ist der Vulkanismus zweifellos einer der wichtigsten Faktoren, der auf das Klima einwirkt. Der Einfluss der vulkanischen Ausbrüche hängt von vielen Faktoren ab. Dabei kommt es in erster Linie darauf an, wie hoch die Aerosole beim Ausbruch in die Atmosphäre geschleudert werden. Sind diese in die Stratosphäre gelangt, so blockieren sie die Sonnenstrahlung, die die Erde nicht mehr erreicht, und können für viele Jahre eine Abkühlung verursachen. Wenn mehrere in die Stratosphäre gelangte Eruptionen nacheinander stattfinden, können sie einen kumulativen Effekt entfalten und eine globale Abkühlung sogar für Jahrhunderte hervorrufen.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Vgl. CHRISTIAN PFISTER, RUDOLF BRÁZDIL: Social Vulnerability to Climate in the „Little Ice Age“: An Example from Central Europe in the early 1770, in: *Climate of the Past* 2 (2006), Nr. 2, S. 115-129; CHRISTIAN PFISTER: The Vulnerability of Past Societies to Climate Variation: A New Focus for Historical Climatology in the Twenty-First Century, in: *Climatic Change* 101 (2010), Nr. 1, S. 281-310; DERS.: Weeping in the Snow. The Second Period of the Little Ice Age-type Impacts, 1570–1630, in: *Kulturelle Konsequenzen der „Kleinen Eiszeit“*. Cultural Consequences of the „Little Ice Age“, hrsg. von WOLFGANG BEHRINGER, HARTMUT LEHMANN und CHRISTIAN PFISTER, Göttingen 2005 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 212), S. 31-86; DERS.: Weather, Climate and the Environment, in: *Handbook of Early Modern European History*, Bd. 1, hrsg. von HAMISH SCOTT, Oxford 2015, S. 70-93; DONALD WORSTER: The Two Cultures Revisited: Environmental History and the Environmental Sciences, in: *Environment and History* 2 (1996), Nr. 1 (Lammi Symposium special issue), S. 3-14.

<sup>11</sup> Sehr detailliert ALAN ROBOCK: Climatic Impacts of Volcanic eruptions, in: *The Encyclopedia of Volcanoes*, hrsg. von HARALDUR SIGURDSSON u.a., 2. Aufl., San Diego 2015, S. 935-941; ALAN ROBOCK: Volcanic Eruptions and Climate, in: *Review of Geophysics* 38 (2000), S. 191-219; ANJA SCHMIDT, ALAN ROBOCK: Volcanism, the Atmosphere and Climate through Time, in: *Volcanism and Global Environmental Change*, hrsg. von ANJA SCHMIDT, KIRSTEN E. FRISTAND und LINDA T. ELKINS-TANTON, Cambridge 2015, S. 195-207.



Bei dem Versuch, den Einfluss vulkanischer Vorgänge auf die Gesellschaft aufzuzeigen, sollten folgende Aspekte betont werden. Erstens bieten speiende Vulkane immer wieder ein Überraschungsmoment und dies auch in der Gegenwart, ungeachtet der hoch entwickelten Warnsysteme. Zweitens können die durch Eruptionen erzeugten Auswirkungen auf die Umwelt von globalen Ausmaßen sein. Die Auswirkungen auf die Umwelt, die durch vulkanische Ausbrüche hervorgerufen wurden, dürften viel gravierender gewesen sein, als wir es heute einschätzen können. Die in der Eisdecke abgelagerten Verbindungen vulkanischen Ursprungs zeugen davon, dass die Eruptionen, die im Holozän auf das Klima einwirkten, bedeutend öfter vorkamen, als wir vermuten. Denn uns fehlen im archäologischen Material und in den schriftlichen Quellen überzeugende Nachweise dafür, dass sie tatsächlich stattgefunden haben. Drittens können vulkanische Ausbrüche auch ohne Klimawandel auf menschliche Aktivitäten einwirken. Die Gase, die bei Vulkanausbrüchen oder mit der Lava ausgestoßen werden, können toxisch sein, und ihre Einwirkung kann in einer Entfernung von Tausenden von Kilometern verspürt werden. Einige Vulkane haben die Besonderheit, dass sie jahrelang qualmen. Große Gefahren stellen ein pyroklastischer Strom, fließende Lava und feste Stoffe dar, die nach dem Ausbruch auf den Erdboden fallen können.<sup>12</sup>

\* \* \*

Die Geschichtsschreibung über Estland hat bislang nur ein geringes Interesse an umweltgeschichtlichen Aspekten gezeigt. Vom Wetter und vom Klima ist in den allgemeinen Darstellungen höchstens im Zusammenhang mit Beschreibungen von extremen Umweltzuständen die Rede, wobei meist auf die Aufzeichnungen von Zeitgenossen hingewiesen wird.<sup>13</sup> Eine 2013 erschienene umfassende Abhandlung über die klimatischen Bedingungen in Estland<sup>14</sup> bietet zwar äußerst interessantes und nützliches Material, doch setzten es sich die Autoren offensichtlich nicht zum Ziel, die

<sup>12</sup> JOHN GRATTAN, ROBIN TORRENCE: *Beyond Gloom and Dome: The Long-Term Consequences of Volcanic Disasters*, in: *Living under the Shadow: Cultural Impacts of Volcanic Eruptions*, hrsg. von DENS., Walnut Creek 2010 (*One World Archaeology*, 53), S. 1-18.

<sup>13</sup> *Eesti ajalugu II: Eesti keskaeg* [Geschichte Estlands II: Estnisches Mittelalter], hrsg. von ANTI SELART, Tallinn 2012, S. 168f.; *Eesti ajalugu III: Vene-Liivimaa sõjast Põhjasõjani* [Geschichte Estlands III: Vom Russisch-Livländischen Krieg zum Großen Nordischen Krieg], hrsg. von ENN KÜNG und MARTEN SEPPEL, Tallinn 2013, S. 274f., 310f.; *Eesti ajalugu IV: Põhjasõjast pärisõrjuse kaotamiseni* [Geschichte Estlands IV: Vom Großen Nordischen Krieg zur Aufhebung der Leibeigenschaft], hrsg. von SULEV VAHTRE und MATI LAUR, Tartu 2003, S. 161f.; *Eesti talurahva ajalugu* [Geschichte der estnischen Landbevölkerung], Bd. 1, hrsg. von JUHAN KAHK und ENN TARVEL, Tallinn 1991.

<sup>14</sup> ANDRES TARAND, JAAK JAAGUS, AIN KALLIS: *Eesti kliima minevikus ja tänapäeval* [Das estnische Klima in der Vergangenheit und heute], Tartu 2013.

Entwicklung der lokalen klimatischen Verhältnisse vor dem Hintergrund globaler Prozesse aufzuzeigen. Hierzu hätten zahlreiche Errungenschaften der modernen Forschung im Bereich der historischen Klimatologie und anderer Forschungsbereiche herangezogen werden können. Einen wesentlichen Teil des Buches bildet dafür ein chronologisch zusammengestellter Katalog, der sowohl schriftliche Mitteilungen über das Wetter als auch estlandbezogene Messergebnisse verzeichnet. Solche Verzeichnisse sind in der Tat bei der Rekonstruktion des Klimas unentbehrlich, da sie eine Voraussetzung für die Konstruktion von Zeitreihen schaffen.<sup>15</sup> So etwa standen Christian Pfister, der über das Klima der Schweiz in den Jahren 1525 bis 1860 geschrieben hat, etwa 33 000 unterschiedliche Mitteilungen aus den Quellen zur Verfügung.<sup>16</sup>

Im Folgenden wird ein Versuch unternommen, den Einfluss des Vulkanismus auf das Wetter, das Klima und die Umwelt Estlands – und durch Vermittlung dieser Faktoren auch auf die Gesellschaft – im Laufe der letzten 1500 Jahre einzuschätzen. Es versteht sich, dass einige Schlussfolgerungen zwangsläufig spekulativ bleiben, insbesondere in Bezug auf die Abschätzung der gesellschaftlichen Relevanz der vulkanischen Vorgänge. Dieser Beitrag erfüllt seine Aufgabe dann, wenn er den Anstoß dafür gibt, über die estnische Geschichte in einem weiteren interdisziplinären Kontext zu diskutieren.

Ein geologisches Ereignis, das traditionell auf das Jahr 536<sup>17</sup> datiert wird und aller Wahrscheinlichkeit ein Vulkanausbruch,<sup>18</sup> nicht aber, wie oft vermutet, der Niedergang eines Himmelskörpers war,<sup>19</sup> hinterließ eine Spur in der Eisdecke sowohl in der Arktis als auch in Grönland. Eine Analyse der dort jeweils abgelagerten Verbindungen ermöglichte es, die Stärke und den Ursprung der Eruption zu rekonstruieren und diese auf einer längeren Zeitskala mit gleichartigen Ausbrüchen zu vergleichen. Im Hinblick auf

<sup>15</sup> Eine Datenbank über Europa und v.a. die Schweiz („Euro-Climhist – Wege zur Wetternachhersage“) ist einsehbar unter dem URL: <http://www.euroclimhist.unibe.ch/en/> (letzter Zugriff 1.3.2016).

<sup>16</sup> CHRISTIAN PFISTER: Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft, 2 Bde., Bern und Stuttgart 1984.

<sup>17</sup> Detailliert hierzu MICHAEL McCORMICK u.a.: Climate Change During and after the Roman Empire: Re-constructing the Past from Scientific and Historical Evidence, in: *Journal of Interdisciplinary History* 43 (2012), Nr. 2, S. 169–220, hier S. 195–199.

<sup>18</sup> Den neuesten Forschungsergebnissen zufolge handelte es sich dabei um den Ausbruch des Ilopango in El Salvador im Jahre 535. Siehe ROBERT DULL u.a.: Did the Ilopango TBJ Eruption Cause the AD 536 Event?, einsehbar unter dem URL: [http://www.fundar.org.sv/referencias/dull\\_et\\_al\\_2010\\_AGU.pdf](http://www.fundar.org.sv/referencias/dull_et_al_2010_AGU.pdf) (letzter Zugriff 18.11.2015).

<sup>19</sup> Vgl. EMMA RIGBY, MELISSA SYMONS, DEREK WARD-THOMPSON: A Comet Impact in AD 536?, in: *Astronomy & Geophysics* 45 (2004), Nr. 1, S. 23–26; MICHAEL G. L. BAILLIE: Dendrochronology Raises Questions about the Nature of the AD 536 Dust-veil Event, in: *The Holocene* 4 (1994), Nr. 2, S. 212–217.

den Charakter der Eruption des Jahres 536 liefern Grönland und die Arktis jedoch ein unterschiedliches Signal. Vergleicht man die betreffenden Angaben mit der Menge der chemischen Verbindungen, die im Jahre 1815 vom Vulkan Tambora (Indonesien), dessen Ausbruch als die mächtigste Eruption im Holozän gilt, in die Atmosphäre geschleudert wurden, so signalisiert die Eisdecke von Grönland ein sogar um 40% intensiveres, die Eisdecke der Arktis aber ein im Vergleich zum Tambora um 15% weniger intensives Ereignis.<sup>20</sup> Der Ausbruch des Jahres 536 wurde von einem Phänomen begleitet, das man als „trockenen Nebel“ kennt.<sup>21</sup> Sein charakteristisches Merkmal war nach Beschreibungen von Zeitgenossen aus Europa und Asien ein dichter Dunstschleier, der die Sonne verfinsterte und einen Temperaturabfall bewirkte. Von einer jähen Abkühlung auf der Nordhalbkugel zeugt auch eine Analyse der Jahresringe von Bäumen. Im Hinblick auf das Jahr 536 wird angenommen, dass es das zeitkälteste im Laufe der letzten 1500 Jahre gewesen sei. Die Kältewelle mag etwa zehn Jahre angedauert haben.<sup>22</sup> Beeindruckend sind die Schlussfolgerungen, die der estnische Archäologe Andres Tvaari auf der Grundlage von Pollenanalysen über den Effekt einer jähen Temperaturabnahme sowohl im Hinblick auf das estnische Gebiet als auch auf die benachbarten Regionen gezogen hat. Diesen Angaben lässt sich entnehmen, dass es gravierende Rückschläge bei den menschlichen Aktivitäten gegeben haben muss, wobei der Umstand besonders schwerwiegend war, dass die Besiedlung dünner wurde, was auf eine längerfristige Überlebenskrise schließen lässt. Es fehlen demgegenüber jedoch jegliche Informationen darüber, ob auch in der Ostseeregion die Mortalitätskurve von der Pest geprägt wurde, die nach dem vorangegangenen Vulkanausbruch 541 nach Europa gelangt war und die Möglichkeiten des Menschen auf einem ohnehin bereits kümmerlichen Niveau einfro. Im Unterschied zu Westeuropa, zum Orient und zu Nordafrika stehen uns keine schriftlichen Quellen zur Verfügung, die vor dem Hintergrund des örtlichen Kontextes den Charakter und den Umfang

---

<sup>20</sup> LARS B. LARSEN u.a.: New Ice Core Evidence for a Volcanic Cause of the A.D. 536 Dust Veil, in: *Geophysical Research Letters* 35 (2008), doi: 10.1029/2007GL0324502008.

<sup>21</sup> Vgl. RICHARD STOTHERS: Volcanic Dry Fogs, Climate Cooling, and Plague Pandemics in Europe and the Middle East, in: *Climatic Change* 42 (1999), Nr. 4, S. 713-723.

<sup>22</sup> ROSANNE D'ARRIGO, ROB WILSON, KEVIN J. ANCHUKAITIS: Volcanic Cooling Signal in Tree Ring Temperature Records for the Past Millennium, in: *Journal of Geophysical Research: Atmospheres* 118 (2013), S. 1-11; KENNETH R. BRIFFA u.a.: Fennoscandian Summers from AD 500: Temperature Changes on Short and Long Time Scales, in: *Climate Dynamics* 7 (1992), Nr. 3, S. 111-119. Eine Wiederholung der Eruptionen in den Jahren 539/40 vermuten MICHAEL SIGL u.a.: Timing and Climate Forcing of Volcanic Eruptions for the Past 2,500 Years, in: *Nature* 523 (2015), S. 543-548.

der Krise beschreiben würden. Tvauri nimmt aber an, dass es infolge der Pest auf estnischem Gebiet sogar zu einem kulturellen Umbruch gekommen sein könnte.<sup>23</sup>

Beinahe drei Jahrzehnte lang hat rang die Forschung um eine Erklärung des Umstandes, dass sich in der Eisdecke der Nordhalbkugel eine außerordentlich große Menge an Sulfiden befindet, deren Ablagerungszeit traditionell auf das Jahr 1258 datiert wird. Es musste sich um ein außergewöhnliches Ereignis handeln, um eine der mächtigsten Eruptionen der letzten 7 000 Jahre. Von einer Anomalie zeugen auch die Jahresringe von Bäumen. Zudem gibt es schriftliche Quellen, die auf extreme Wetterbedingungen schließen lassen. Unter Anwendung unterschiedlicher naturwissenschaftlicher Methoden ist man in den letzten Jahren zu dem Schluss gekommen, dass es sich bei dem Auslöser dafür um den Ausbruch des Samalas in Indonesien gehandelt haben dürfte, der sich höchstwahrscheinlich zwischen Mai und Oktober 1257 ereignete.<sup>24</sup> Die Menge an Sulfiden, die in die Stratosphäre geschleudert wurden, war größer als beim Ausbruch des Karkatau (Indonesien) 1883 und zwei Mal größer als beim Ausbruch des Tambora 1815. Interessant ist hierbei die Tatsache, dass die Analysen der Eisdecke sowohl in der Antarktis als auch in der Arktis eine hohe Konzentration von Sulfiden zeigen, doch konnte auf Grundlage der Analysen der Jahresringe von Bäumen in Europa keine bedeutende Abnahme der Sommertemperatur festgestellt werden. In Nordamerika jedoch kann dies sehr wohl wahrgenommen werden.<sup>25</sup> Alle Anzeichen weisen darauf hin, dass der Einfluss des Ausbruchs des Samalas große regionale Unterschiede aufwies.

Auf die Wetterlage in Europa übte der Ausbruch des Samalas allerdings großen Einfluss aus. Der Sommer 1258 war ungewöhnlich, da es wenig Sonnenschein gab und die Früchte nicht reif wurden. Es war nicht zu unterscheiden, ob es Sommer oder Herbst war. Sowohl in Frankreich, Deutschland als auch in Norditalien regnete es viel und das Wetter war kühl. In England war der Sommer kurz und sehr regnerisch. Der Sommer 1259 war in Österreich und Deutschland warm und trocken, in Frankreich war das Wetter warm und stürmisch und in England regnete es viel.

---

<sup>23</sup> ANDRES TVAURI: The Impact of the Climate Catastrophe of 536–537 AD in Estonia and the Neighbouring Areas, in: *Estonian Journal of Archaeology* 18 (2014), Nr. 1, S. 30–56.

<sup>24</sup> FRANCK LAVIGNE u.a.: Source of the Great A.D. 1257 Mystery Eruption Unveiled, Samalas Volcano, Rinjani Volcanic Complex, Indonesia, in: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 110 (2013), Nr. 42, S. 16742–16747.

<sup>25</sup> CLIVE OPPENHEIMER: Ice Core and Palaeoclimatic Evidence for the Timing and Nature of the Great mid-13<sup>th</sup> Century Volcanic Eruption, in: *International Journal of Climatology* 23 (2003), Nr. 4, S. 417–426; CLAUDIA TIMMRECK u.a.: Limited Temperature Response to the Very Large AD 1258 Volcanic Eruption, in: *Geophysical Research Letters* 36 (2009), doi: 10.1029/2009GL040083. Siehe auch Discussion, in: *Climate of the Past* 11 (2015), S. 2483–2555.

Aufzeichnungen über extreme Wetterereignisse des Jahres 1260 liegen nicht in großer Anzahl vor. Dennoch herrschte in Europa im Winter 1260/61 strenger Frost. Ungewöhnliche Wetterbedingungen verursachten in Europa eine Hungersnot. Darüber liegen Mitteilungen sowohl aus Deutschland als auch aus Frankreich vor, besonders hart scheint die Lage in England gewesen zu sein. Die Lebensmittelpreise kletterten in die Höhe, und oft konnte auch für viel Geld nichts gekauft werden. Mit der Hungersnot gingen sowohl Krankheiten als auch Viehseuchen einher. Um welche Krankheiten es sich dabei genau handelte, ist indes schwer zu sagen. Aus vielen Darstellungen geht hervor, dass gerade in den ärmeren Gesellschaftsschichten eine hohe Sterblichkeit zu verzeichnen war.<sup>26</sup>

Während wir im Hinblick auf den Einfluss des vulkanischen Ereignisses im Jahre 537/538 Tvauri zufolge annehmen können, dass es in Estland und in den benachbarten Gebieten zu einem deutlichen demografischen Rückgang kam, so fehlen uns über den möglichen Effekt des Samalal-Ausbruchs im Baltikum direkte Nachweise. Im dem oben erwähnten Werk zur estnischen Klimageschichte findet sich eine Mitteilung über das Wetter östlich von Estland: In der Nacht auf den 2. Mai 1259 soll in ganz Russland ein heftiger kalter Wind geweht haben.<sup>27</sup> Aber was sagt diese Nachricht denn schon aus?

Einen interessanten Denkanstoß in Hinblick auf den längerfristigen Klimawandel auf der Nordhalbkugel, der durch vulkanische Vorgänge bedingt gewesen sein könnte, geben neueste Untersuchungen über die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts, aus der Zeit also, die auf den Ausbruch des Samalal folgte: Dem Ausbruch von 1257 sollen bis 1275 mindestens vier weitere Eruptionen gefolgt sein. Wo genau diese stattfanden, ist jedoch nicht eindeutig zu klären. Die aufeinander folgenden Ausbrüche führten zu einer schnellen, sogar dramatischen Abnahme der Sommertemperaturen auf der Nordhalbkugel seit 1275. In den nördlichen Regionen, wo sich die Dicke der Eisdecke in den Sommermonaten normalerweise verringerte, was günstig für die Vegetation war, gab es keine Sommerwärme mehr. Die Eisdecke zog sich daher auch im Sommer nicht zurück. Der Pflanzenbestand blieb vom Eis eingeschlossen und wurde vernichtet. Während man für die Zeit von 950 bis 1250 auf der Nordhalbkugel keinerlei Eingehen der Vegetation infolge von kalten Sommern festgestellt hat, so lässt sich eine Abkühlung ab 1275 in den arktischen Gebieten Kanadas, in Grönland und in Island deutlich erkennen.<sup>28</sup> Dieses Phänomen ist äußerst interessant, denn es ermöglicht es, eine konkretere Erklärung für den Beginn der „kleinen Eiszeit“ zu geben, den man bisher mit einer gene-

<sup>26</sup> Vgl. RICHARD STOTHERS: Climatic and Demographic Consequences of the Massive Volcanic Eruption of 1258, in: *Climatic Change* 45 (2000), Nr. 2, S. 61-374.

<sup>27</sup> TARAND, JAAGUS, KALLIS, *Eesti kliima* (wie Anm. 14), S. 41.

<sup>28</sup> GIFFORD H. MILLER u.a.: Abrupt Onset of the Little Ice Age Triggered by Volcanism and Sustained by Sea-ice/Ocean Feedback, in: *Geophysical Research Letters* 39 (2012), Nr. 2, S. 1-5.

rellen Abnahme der Sonnenaktivität in Verbindung gebracht hat.<sup>29</sup> Vom Temperaturabfall in Europa am Ende des 13. Jahrhunderts zeugt auch die Zunahme der Alpengletscher.<sup>30</sup> Es hat den Anschein, dass die sich jäh verändernden Wetterverhältnisse im nördlichen Teil Europas geradezu existenzielle Überlebensschwierigkeiten auslösten. Im Jahre 1275 wurde Island von einer Kältewelle getroffen, das Meer rund um die Insel froh zu, was neben den Tod von Menschen auch viele tote Eisbären nach sich zog, die nicht mehr bis zur Wassergrenze gelangten, um sich Nahrung zu besorgen. Von 1284 bis 1291 mussten die Isländer mehrere aufeinanderfolgende harte Winter überstehen, die zu einer Überlebenskrise und zu einer hohen Sterblichkeit führten.<sup>31</sup>

In Bezug auf einen jäh Klimawechsel auf dem estnischen Gebiet ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts fehlen uns bislang jegliche schriftliche Aufzeichnungen.<sup>32</sup> In Anbetracht dessen, dass ein Temperaturrückgang für die ganze Nordhalbkugel charakteristisch war, kann man vermuten, dass sich die Situation im Baltikum nicht grundlegend von derjenigen im übrigen Europa unterschied. Das nordatlantische Klima begann sich ab dem Ende des 13. Jahrhunderts tatsächlich zu verändern. Metaphorisch ausgedrückt wurde Europa zum Schauplatz langwieriger Kämpfe zwischen den arktischen und den warmen Luftmassen, die sich vom Südatlantik in nördlicher Richtung bewegen. Durch das gesamte 14. Jahrhundert hindurch ist das Klima in Europa nördlich der Pyrenäen und der Alpen durch wechselhaftes Wetter charakterisiert. Die Wassermassen des Atlantiks blieben kühl in den Jahren 1282/83, 1291 bis 1294, 1301 bis 1303, 1320/21, 1335 und 1357 bis 1359. Wenn wärmeres Wasser weiter nach Norden gelangte, führte der Zusammenstoß mit der Kaltfront zu niederschlagsreichen Perioden, zum Teil sogar zu unaufhörlichen Regenfällen. Grundsätzlich gab es zwischen den Jahreszeiten keinen Unterschied. Mit einer beispiellosen Niederschlagsmenge gingen mächtige Stürme einher. Diese Episoden sind in der europäischen Geschichte gut bekannt, denn sie fallen mit den großen Hungersnöten in den Phasen von 1315 bis 1318 und 1331 bis 1333 zusammen, von denen wir aus schriftlichen Quellen wissen.<sup>33</sup> Der Kampf zwischen den Naturkräften flaute zu Beginn des 15. Jahrhunderts ab, als sich die atmosphärische Zirkulation der Nordhalbkugel stabilisiert hatte, was die

<sup>29</sup> MICHAEL LOCKWOOD u.a.: Are Cold Winters in Europe Associated with Low Solar Activity?, in: *Environmental Research Letters* 5 (2010), Nr. 2, doi:10.1088/1748-9326/5/2/024001.

<sup>30</sup> JOHN A. MATTHEWS, KEITH R. BRIFFA: The Little Ice Age: Re-evaluation of an Evolving Concept, in: *Geografiska Annaler A* 87 (2005), S. 17-36.

<sup>31</sup> ASTRID E. J. OGILVIE: Climate Changes in Iceland. AD c. 865–1598, in: *Acta Archaeologica* 61 (1990), S. 33-251.

<sup>32</sup> TARAND, JAAGUS, KALLIS, Eesti kliima (wie Anm. 14), S. 41f.

<sup>33</sup> Zum mittelalterlichen Livland siehe PRIIT RAUDKIVI: Maa – meie ema, ilm – meie isa. Märkmeid looduse rollist Liivimaa 14. sajandi ajaloos [Das Land – unsere Mutter, das Wetter – unser Vater. Anmerkungen zur Rolle der Natur in der Geschichte Livlands im 14. Jahrhundert], in: *Acta Historica Tallinnensia* 15 (2010), S. 3-23.

Dominanz eines kühleren Klimas bedeutete.<sup>34</sup> Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde dieser Prozess seit der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts noch durch den Ausbruch des Vulkans Kuwae in Melanesien 1453/54 ergänzt, der entweder zur weiteren Konservierung oder gar zur Ausweitung der Abkühlung führte. Die Spuren der vulkanischen Vorgänge lassen sich in der Eisdecke der Nordhalbkugel deutlich feststellen.<sup>35</sup> Unter den bereits geänderten klimatischen Bedingungen in Europa wurde dieses vulkanische Ereignis, das um die Mitte des 15. Jahrhunderts stattfand, in schriftlichen Quellen nicht ausdrücklich erwähnt. Seit dem Beginn der Klimaveränderungen war mehr als ein Jahrhundert vergangen, und man hatte sich an die neuen Verhältnisse gewöhnt. Da somit also mit dem Ausbruch des Kuwae keine extremen Wetterereignisse einhergingen, die sinnlich erfahrbar gewesen wären, musste dieses Ereignis auch gar nicht Eingang in die schriftlichen Quellen finden.<sup>36</sup>

Auch den Ausbruch des Vulkans Huaynaputina in Peru, der vom 19. Februar bis zum 5. März 1600 andauerte, halten die Vulkanologen für einen der mächtigsten im Holozän, der das globale Klima beeinflusste.<sup>37</sup> Nach Auskunft der Jahresringe von Bäumen in Fennoskandien war der Sommer 1601 das viertschlechteste Vegetationsjahr der letzten 1 500 Jahre.<sup>38</sup> Aus ganz Europa liegen schriftliche Mitteilungen vor, die auf seltensame atmosphärische Phänomene hinweisen, die für gewöhnlich auch in Verbindung mit einer großen vulkanischen Verschmutzung der Atmosphäre wahrgenommen wurden.<sup>39</sup> Auf Grundlage von Klimamodellen könnte das Jahr, das auf den Ausbruch folgte, auf der Nordhalbkugel um 0,81°C kühler gewesen sein als der Durchschnitt der vorangegangenen 600

---

<sup>34</sup> MICHAEL LOCKWOOD u.a.: Greenland (GISP2) Ice Core and Historical Indicators of Complex North Atlantic Climate Changes during the Fourteenth Century, in: *The Holocene* 17 (2007), Nr. 4, S. 427-434.

<sup>35</sup> CHAOCHAO GAO u.a.: The 1452 or 1453 A.D. Kuwae Eruption Signal Derived from Multiple Ice Core Records: Greatest Volcanic Sulfate Event of the Past 700 Years, in: *Journal of Geophysical Research – Atmospheres*, 111 (2006), doi:10.1029/2005JD006710. Vgl. CHRIS T. PLUMMER u.a.: An Independently Dated 2000-yr Volcanic Record from Law Dome, East Antarctica, Including a New Perspective on the Dating of the c. 1450s Eruption of Kuwae, Vanuatu, in: *Climate of the Past* 8 (2012), S. 1567-1590.

<sup>36</sup> Siehe z.B. CORNELIUS WALFORD: *The Famines of the World: Past and Present*, London 1879, S. 11f.

<sup>37</sup> SHANAKA L. DE SILVA, GREGORY A. ZIELINSKI: Global Influence of the AD 1600 Eruption of Huaynaputina, Peru, in: *Nature* 393 (1998), S. 455-458; KENNETH L. VEROSUB, JAKE LIPPMAN: Global Impact of the 1600 Eruption of Peru's Huaynaputina Volcano, in: *EOS, Transactions, American Geophysical Union* 89 (2008), Nr. 15, S. 141-148.

<sup>38</sup> BRIFFA u.a., *Fennoscandian Summers* (wie Anm. 22).

<sup>39</sup> HUBERT HORACE LAMB: Volcanic Dust in the Atmosphere; with a Chronology and Assessment of its Meteorological Significance, in: *Philosophical Transactions of the Royal Society of London A* 266 (1970), S. 425-533.

Jahre.<sup>40</sup> Dieser Ausbruch ist tatsächlich das erste derartige Ereignis, wo im Hinblick auf das estnische Gebiet konkreter von einem direkten Einfluss auf die Lebensumstände gesprochen werden kann. Laut einer neuen Studie von Marten Seppel wurden Est- und Livland von 1601 bis 1603 von einer großen Hungersnot getroffen, die von der Pest und von Viehseuchen begleitet wurde. Damals kam es auch zu Fällen von Kannibalismus. Seppel zufolge verödeten in vielen Regionen 75% bis 80% der Ländereien und Bauernhöfe.<sup>41</sup>

Der Ausbruch des Huaynaputina wirkte sich auf das globale Klima aus. In vielen chinesischen Provinzen und auf der koreanischen Halbinsel waren der Juli und August des Jahres 1601 außergewöhnlich kalt. An vielen Orten gab es wiederholt Nachtfroste, die den Pflanzenbestand vernichteten, sowie Schneefall. Der Herbst hingegen war außerordentlich heiß und löste verheerende Epidemien aus.<sup>42</sup>

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfolgten noch mindestens sechs weitere vulkanische Ereignisse, die im Hinblick auf das Klima von Belang waren.<sup>43</sup> Dies bestätigt die Chronologie dieser Vorgänge, die von Hubert Horace Lamb, einem der Begründer der historischen Klimatologie, zusammengestellt wurde.<sup>44</sup> Aller Voraussicht nach handelte es sich dabei um einen kumulativen Effekt mehrerer Vulkanausbrüche, in deren Ergebnis es zu wetterbedingten beispiellosen Überlebensschwierigkeiten kam, die man in Estland als große Hungersnot kennt.<sup>45</sup> Der Einfluss des dadurch verursachten demografischen Rückgangs lässt sich nur schwer abschätzen. Nach den Angaben von Heldur Palli belief sich die Einwohnerzahl auf estnischem Gebiet zuvor auf etwa 400 000. Infolge der großen Hungersnot von 1695 bis 1697 seien bis zu 70 000 Menschen gestorben, was 17,5% der Bevölkerung ausmacht.<sup>46</sup>

<sup>40</sup> KEITH R. BRIFFA u.a.: Influence of Volcanic Eruptions on Northern Hemisphere Summer Temperature over the Past 600 Years, in: *Nature* 393 (1998), S. 450-454.

<sup>41</sup> MARTEN SEPEL: 1601–1603. aasta näljahäda Eestimaal [Die Hungersnot in Estland 1601–1603], in: *Tuna* 2014, Nr. 2, S. 33-49; Nr. 3, S. 25-43. Vgl. TARAND, JAAGUS, KALLIS, Eesti kliima (wie Anm. 14), S. 88ff.

<sup>42</sup> JIE FEI, DAVID D. ZHANG, HARRY F. LEE: 1600 AD Huaynaputina Eruption (Peru), Abrupt Cooling, and Epidemics in China and Korea, in: *Advances in Meteorology* 2016, ID 958295, doi: 10.1155/2016/3217038.

<sup>43</sup> BRIFFA u.a., Influence of Volcanic Eruptions (wie Anm. 40).

<sup>44</sup> LAMB, Volcanic Dust (wie Anm. 39), S. 504.

<sup>45</sup> OTTO LIIV: Suur näljaaeg Eestis 1695–1697. Lisa: valimik dokumente suurest näljaajast = Die große Hungersnot in Estland 1695–1697. Anhang: Auswahl von Dokumenten aus der Zeit der Hungersnot, Tartu und Tallinn 1938. Auch in Finnland herrschten schlimme klimatische Bedingungen, siehe MIRKKA LAPPALAINEN: Jumalan vihan ruoska: suuri nälänhätä Suomessa 1695–1697 [Die Rute Gottes auf des Menschen Nacken: Die große Hungersnot in Finnland 1695–1697], Helsinki 2012; DERS.: Death and Disease During the Great Finnish Famine 1695–1697, in: *Scandinavian Journal of History* 39 (2014), Nr. 4, S. 425-447. Vgl. TARAND, JAAGUS, KALLIS, Eesti kliima (wie Anm. 14), S. 124ff.

<sup>46</sup> HELDUR PALLI: Eesti rahvastiku ajalugu aastani 1712 [Die Geschichte der Bevölkerung Estlands bis 1712], Tallinn 1996, S. 57.



Am 8. Juni 1783 begann der Ausbruch des Laki in Island, der bis zum 7. Februar 1784 wütete. Am heftigsten spie der Vulkan während der ersten einhalb Monate. Die vulkanologischen Charakteristiken, die Auswirkungen auf die Umwelt und die gesellschaftliche Relevanz dieses Ausbruchs sind gründlich erforscht worden.<sup>47</sup> Typisch für diese Eruption des Laki ist die umfangreiche Verschmutzung der Atmosphäre in Gestalt des so genannten trockenen Dunstes, dessen Spuren auf der ganzen Welt zu finden sind. Es handelte sich dabei um toxische Verbindungen, welche die Natur beeinflussten und in der zweiten Hälfte des Sommers 1783 auch auf die demografische Entwicklung in England und Frankreich einwirkten.<sup>48</sup> Unter normalen Bedingungen ist in den Sommermonaten die saisonbedingte Sterblichkeit am niedrigsten. Die Mortalitätskurven in einigen Regionen in England und Frankreich weisen damals aber Ähnlichkeiten mit den estnischen Verläufen auf. In vielen lokalen Kirchspielen lässt sich eine große Mortalitätswelle im Sommer 1783 feststellen.<sup>49</sup> Während aus Westeuropa, England und Schweden eine große Anzahl von Beschreibungen des Einflusses des trockenen Dunstes auf die Flora, die Fauna und die menschliche Gesundheit bekannt ist, gibt es hinsichtlich Estlands und Lettlands nur eine Darstellung, die auf die Luftverschmutzung hinweist; sie wurde jedoch auch mit einer gewissen Verzögerung veröffentlicht.<sup>50</sup> Die Aerosole, die infolge des Ausbruchs des Laki in die Atmosphäre geschleudert wurden, beeinflussten die Verhältnisse in Europa

<sup>47</sup> Siehe z.B. TORVALDUR THORDARSON, STEPHEN SELF: Atmospheric and Environmental Effects of the 1783–1784 Laki Eruption: A Review and Reassessment, in: *Journal of Geophysical Research* 108 (2003), S. 7–29; RICHARD STOTHERS: The Great Dry Fog of 1783, in: *Climatic Change* 32 (1996), Nr. 1, S. 79–89; S. L. CHENET, F. FLUTEAU, V. COURTILOT: Modelling Massive Sulphate Aerosol pollution, Following the Large 1783 Laki Basaltic Eruption, in: *Earth and Planetary Science Letters* 236 (2005), Nr. 3/4, S. 721–731; LUKE OMAN u.a.: Modeling the Distribution of the Volcanic Aerosol Cloud from the 1783–1784 Laki Eruption, in: *Journal of Geophysical Research* 111 (2006), doi: 10.1029/2005JD006899; GASTON R. DEMARÉE, ASTRID E. OGILVIE, DE'ER E. CAHANG: Further Documentary Evidence of Northern Hemisphere Coverage of the Great Dry Fog of 1783. Comment on Stothers, R. B. 'The Great Dry Fog of 1783' (*Climatic Change* 32, 1996), in: *Climatic Change* 39 (1998), S. 727–730; RICARDO M. TRIGO, J. M. VAQUERO, R. B. STOTHERS: Witnessing the Impact of the 1783–1784 Laki Eruption in the Southern Hemisphere, in: *Climatic Change* 99 (2010), S. 535–546; CHARLES A. WOOD: Climatic Effects of the Laki Eruption, in: *The Year Without a Summer?: World Climate in 1816*, hrsg. von CHARLES RICHARD HARRINGTON, Ottawa 1992, S. 57–77.

<sup>48</sup> JOHN GRATTAN u.a.: Volcanic Air Pollution and Mortality in France 1783–1784, in: *Comptes Rendus Geoscience* 337 (2005), Nr. 7, S. 641–651.

<sup>49</sup> PRIIT RAUDKIVI: Islandi 1783. aasta vulkaanipurske võimalikust mõjust Eestis. Keskkonnaajalooline arutlus [Über die möglichen Auswirkungen des Vulkanausbruchs auf Island 1783 in Estland. Eine umweltgeschichtliche Diskussion], in: *Acta Historica Tallinnensia* 20 (2014), S. 51–73. Während es jedoch in England und Frankreich erst ab August zu einer höheren Sterblichkeit kam, kann man dies in Estland schon im Juni beobachten.

<sup>50</sup> KARL PHILIPP MICHAEL SNELL: Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee, Jena 1794, S. 104ff.

und in Nordamerika noch im Laufe von zwei bis drei Jahren. Der Boden erhielt nicht genügend Sonnenenergie, und die Winter waren besonders hart.<sup>51</sup> Auch in Estland waren der Winter und der Frühling 1783/84 außergewöhnlich kalt.<sup>52</sup>

Im April 2015 sind 200 Jahre seit dem Ausbruch des Vulkans Tambora auf der Insel Sumbawa in Indonesien vergangen. In Bezug auf die geologischen Charakteristiken dieses Ereignisses stellt es eine der mächtigsten Eruptionen im Holozän dar.<sup>53</sup> Es wird geschätzt, dass durch die Aerosole, die infolge des Ausbruchs in die Atmosphäre geschleudert wurden, das Klima der Nordhalbkugel um mindestens 0,6°C kühler wurde.<sup>54</sup> Mit großer Wahrscheinlichkeit kann die Abkühlung des Klimas als Folge einer langen Reihe vulkanischer Vorgänge, die bereits 1808/09 eingesetzt hatte, angesehen werden.<sup>55</sup> Somit stellt der Vulkanausbruch von 1815 eine Kulmination dar. Daher weist dieser Prozess einige Ähnlichkeiten mit den vulkanischen Vorgängen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf, deren Folge in Estland und auch in Finnland eine große Überlebenskrise war.

Dem Jahr 1816, das dem Ausbruch des Tambora folgte, ist aufgrund seiner extremen Umweltereignisse und des gesellschaftlichen Echos große Aufmerksamkeit zuteilgeworden. Die Erfahrungen in der Schweiz<sup>56</sup> inspirierten etwa Mary Shelley dazu, die Figur des Frankenstein zu schaffen, und veranlassten Lord Byron zu dem Gedicht „Dunkelheit“, in dem eine apokalyptische Atmosphäre herrscht. Eben aufgrund der extremen Wetterereignisse des Jahres 1816 ist der Begriff des „Jahres ohne Sommer“ in Umlauf gekommen. Die Lufttemperatur, die Niederschlagsmenge und andere meteorologisch messbare Indikatoren unterschieden sich an verschiedenen

<sup>51</sup> THORDARSON, SELF, Atmospheric and Environmental Effects (wie Anm. 47), S. 16f.

<sup>52</sup> TARAND, JAAGUS, KALLIS, Eesti kliima (wie Anm. 14), S. 177.

<sup>53</sup> CLIVE OPPENHEIMER: Climatic, Environmental and Human Consequences of the Largest Known Historic Eruption: Tambora Volcano (Indonesia) 1815, in: Progress in Physical Geography 27 (2003), S. 230–259; STEPHEN SELF: The Effects and Consequences of Very Large Explosive Volcanic Eruptions, in: Philosophical Transactions of the Royal Society of London A 364 (2006), S. 2073–2097.

<sup>54</sup> ALLAN ROBOCK: Cooling Following Large Volcanic Eruptions Corrected for the Effect of Diffuse Radiation on Tree Rings, in: Geophysical Research Letters 32 (2005), doi: 10.1029/2004GL022116.

<sup>55</sup> ALVARO GUEVARA-MURUA u.a.: Observations of a Stratospheric Aerosol Veil from a Tropical Volcanic Eruption in December 1808: Is this the Unknown ~1809 Eruption?, in: Climate of the Past 10 (2014), Nr. 5, S. 1707–1722; JIHONG COLE-DAI u.a.: Cold Decade (AD 1810–1819) Caused by Tambora (1815) and Another (1809) Stratospheric Volcanic Eruption, in: Geophysical Research Letters 36 (2009), doi: 10.1029/2009GL040882. Die Abkühlung des Klimas ist auch mit dem so genannten Daltonminimum in Verbindung gebracht worden, einer Phase von 1795 bis 1820, in der die Sonnenaktivität gering war. Siehe WILLIE SOON, STEVEN H. YASKELL: Year Without Summer, in: Mercury 32 (2003), Nr. 3, S. 13–20.

<sup>56</sup> Siehe: DANIEL KRÄMER: „Menschen grasten nun mit dem Vieh“. Die letzte große Hungerkrise der Schweiz 1816/17, Basel 2015.

Orten Europas erheblich.<sup>57</sup> Auf der Grundlage synoptischer Karten, die über das Jahr 1816 modelliert wurden, wies das Wetter im Juni, Juli und August in Osteuropa, Westrussland und Ostskandinavien keine Extreme auf und war vielleicht sogar etwas wärmer als gewöhnlich.<sup>58</sup> Ein eigenes Kapitel ist im Hinblick auf den Tambora-Ausbruch China. Hier wurde der Beginn des Untergangs des Qing-Imperiums mit diesem Ereignis in Verbindung gebracht.<sup>59</sup> Das estnische Klima wiederum bestach 1816 kaum durch irgendwelche Extreme. Eine starke Kälte wies nur der Januar auf, der Frühling kam zwar spät, war aber schön, der Sommer war wiederum nass, der Herbst recht gewöhnlich. Die Getreideernte fiel klein aus, doch war sie dafür von guter Qualität. Im Hinblick auf das darauffolgende Jahr kann man hingegen annehmen, dass in einigen Gegenden die Umstände für die Landwirte beunruhigend waren.<sup>60</sup> Demgegenüber war die Lage in West- und Mitteleuropa sowie in England verzweifelt. Hier herrschten Hunger, Krankheiten und soziale Unruhen.<sup>61</sup>

\* \* \*

Die Prozesse der Natur schreiben dem Menschen und der Gesellschaft Verhaltensregeln vor und zwingen sie dazu, Überlebensstrategien auszuarbeiten. Der Vulkanismus ist unbestreitbar einer der wichtigsten natürlichen Faktoren, der durch die Jahrhunderte hindurch der Menschenwelt veränderte Verhaltensmodelle aufgezwungen hat. Die Vulkane vermögen es, Wetter und Klima zu beeinflussen, und dies sowohl im lokalen als auch im globalen Kontext. Der durch die Vulkane bedingte Klimawandel kann sich kurzzeitig zeigen, doch kann sich sein Effekt auch über mehrere Jahrhunderte erstrecken. Vulkanische Vorgänge weisen eine große Anzahl von potentiellen Auswirkungen auf die Gesellschaft auf. Jede Gesellschaft kann durch die Natur auf unterschiedliche Weise verletzt werden. Im Hinblick auf Estland ist bislang noch nicht allzu viel getan worden, um die Geschichte im Spannungsfeld globaler Umweltfaktoren wie z.B. der

<sup>57</sup> JOHN KINGTON: *Weather Patterns over Europe in 1816*, in: *The Year Without a Summer?* (wie Anm. 47), S. 358-371.

<sup>58</sup> JÜRIG LUTERBACHER, CHRISTIAN PFISTER: *The Year Without a Summer*, in: *Nature Geoscience* 8 (2015), *Comments and Opinion*, S. 246-248.

<sup>59</sup> PEI-YUAN ZHANG, WEI CHUNG WANG, SULTAN HAMEED: *Evidence from Anomalous Cold Weather in China 1815-1817*, in: *The Year Without a Summer?* (wie Anm. 47), S. 436-447; HUANG JIAYOU: *Was There a Colder Summer in China in 1816?*, in: *The Year Without a Summer?* (wie Anm. 47), S. 448-461; SHUJI CAO, YUSHANG LI, BIN YANG: *Mt. Tambora, Climatic Change, and China's Decline in the Nineteenth Century*, in: *Journal of World History* 23 (2012), Nr. 3, S. 587-607; OPPENHEIMER, *Climatic, Environmental and Human Consequences* (wie Anm. 53), S. 230f.

<sup>60</sup> TARAND, JAAGUS, KALLIS, *Eesti kliima* (wie Anm. 14), S. 200f.

<sup>61</sup> Siehe OPPENHEIMER, *Climatic, Environmental and Human Consequences* (wie Anm. 53), S. 251ff.

Vulkanausbrüche zu untersuchen. Die Einführung einer neuen Dimension in Gestalt natürlicher Faktoren ließe unsere Geschichtsschreibung, in der nicht selten sowohl Einzelpersonen als auch gesellschaftliche Gruppen in Gut und Böse eingeteilt werden, nuancierter, verständlicher und erklärender werden. Es besteht ja kein Zweifel daran, dass die natürlichen Bedingungen sowohl diejenigen beeinflussten, die den Acker pflügten als auch diejenigen, die das nicht mussten. Das Bild der lokalen Vergangenheit würde vielleicht etwas ausgewogener gestaltet werden können, wenn es gelänge, mehr Aufmerksamkeit diesem stummen Phänomen zu widmen, das die Geschichte gestaltet und dem es völlig gleichgültig ist, in welcher Sprache sich die Menschen auf dem Erdball verständigen.

# Antisemitismus, die Vilnius-Frage und der litauische Nationalismus. Anmerkungen zu zwei Neuerscheinungen

---

---

VON KARSTEN BRÜGGEMANN

Man kann angesichts der Produktivität von Darius Staliūnas, dem stellvertretenden Direktor des Litauischen Historischen Instituts in Vilnius, nur staunen. Im Jahre 2015 sind zwei Monografien erschienen, die aus seiner Feder stammen, eine zum Thema des Antisemitismus in den litauischen Gebieten im Zarenreich und eine weitere, gemeinsam mit Dangiras Mačiulis verfasste Studie über die Genese und Entwicklung der sogenannten Vilnius-Frage vom späten 19. Jahrhundert bis zur sowjetischen Annexion im Jahre 1940.<sup>1</sup> Es kann zugleich nicht lobend genug hervorgehoben werden, dass die Autoren sich der Mühe unterzogen haben, diese hochinteressanten Forschungen auf Englisch zu produzieren. Beide Themen – Pogrome in den litauischen Gebieten des Zarenreichs und die Vilnius-Frage – gehören zweifellos zu den zentralen Fragen der transnationalen Geschichte Ostmitteleuropas und verdienen daher die breite Aufmerksamkeit, die durch eine englischsprachige Veröffentlichung gewährleistet ist. Zudem sind beide Studien auch inhaltlich darauf angelegt, ein breiteres Publikum anzusprechen, das über die Details der regional litauischen Geschichte unter Umständen nicht allzu viel weiß.

Nimmt man beide Bände zusammen, ist deren zentrales Thema der litauische Nationalismus und sein Verhältnis zu den nicht-litauischen Nachbarn, auch wenn er in „Enemies for a Day“ eher eine passive Nebenrolle spielt. Der viel sagende und sehr zutreffende Titel dieses Buches weist bereits auf die zentrale Aussage des Autors hin: Im Vergleich zu anderen Gebieten des Ansiedlungsrayons war der Antisemitismus in Litauen eher schwach ausgeprägt; trotz des auch unter den Bewohnern der litauischen Gebiete des Zarenreichs vorhandenen Arsenal an antijüdischen

---

Dieser Artikel wurde mit Unterstützung der Estnischen Wissenschaftsagentur (IUT31-6) verfasst.

<sup>1</sup> DARIUS STALIŪNAS: *Enemies for a Day. Antisemitism and anti-Jewish Violence in Lithuania under the Tsars*, Budapest und New York 2015 (Historical Studies in Eastern Europe and Eurasia, 3); DANGIRAS MAČIULIS, DARIUS STALIŪNAS: *Lithuanian Nationalism and the Vilnius Question, 1883–1940*, Marburg 2015 (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 32).

Stereotypen blieb es bei der „Feindschaft für einen Tag“. Lässt man die von russischen Armeeeinheiten zu Beginn des Ersten Weltkriegs organisierten antisemitischen Ausschreitungen beiseite, kam es in der untersuchten Periode zu ungefähr zehn Pogromen auf litauischem Gebiet, wobei die Gewalt überwiegend auf Dinge zielte, nicht auf Menschen.

Staliūnas legt mit dieser Studie eine feine, skrupulös sezierte Situationsanalyse vor, in der er für jeden überlieferten Fall eine Ursache-Folgekette zu rekonstruieren versucht. Dies ist jedes Mal spannend zu lesende Detektivarbeit anhand einer Vielzahl von Archivmaterialien aus Vilnius, Kaunas, Moskau, St. Petersburg, Minsk, Warschau, Riga, Jerusalem und New York. Es geht dem Autor dabei weder darum, in Hinblick auf den späteren Holocaust an den litauischen Juden die Litauer als historisch „vorbelastetes“ Volk darzustellen (was anhand der Befunde schwerlich möglich wäre), noch die tatsächlich ausgeübte Gewalt an Juden zu beschönigen. Er wendet sich zugleich gegen die bislang vertretenen Auffassungen, denen zufolge es entweder überhaupt keine Pogrome gegeben habe oder nur solche, die von Beamten und Polizisten provoziert worden seien (S. 2f.). Es sei gleich an dieser Stelle betont, dass in Zukunft keine Untersuchung über antisemitische Gewalt im langen 19. Jahrhundert in Osteuropa ohne diesen Band auskommen wird.

Auch in der bäuerlichen litauischen Gesellschaft gab es antisemitische Stereotype, und die Vorstellung, Juden seien für ihre Rituale auf christliches Blut angewiesen, war weit verbreitet. Aber wann und wo kommt es unter diesen Voraussetzungen zu Pogromen? Staliūnas definiert sie als „acts of violence against another group“, die zumindest mehrere Stunden andauern (was nicht immer aus den Quellen hervorgeht), mindestens „a few dozen participants“ aufweisen und sich an einem öffentlichen Versammlungsort ereignen oder in eine bestimmte bewohnte Gegend ausweiten (S. 6).<sup>2</sup> Ort und Zeit von potentiellen Gewaltausbrüchen sind leicht zu bestimmen: Der örtliche Marktplatz während christlicher Feiertage oder an den Tagen, wenn die Rekruten eingezogen wurden, da sich das Vorurteil hielt, Juden würden sich der Rekrutenstellung erziehen. Bei solchen Gelegenheiten dürfte es immer mal wieder zu Vorkommnissen gekommen sein, die aber nie ein Ausmaß erreichten, aufgrund dessen wir noch von ihnen wüssten. Nachrichten und Gerüchte über antijüdische Pogrome in anderen Regionen des Russländischen Reiches haben mit Sicherheit die Lage auch in Litauen angespannt, schon weil so die bereits vorhandene Überzeugung Bestätigung erfuhr, es sei ja ohnehin erlaubt, Juden zu schlagen und ihr Eigentum zu zerstören. Aber in der konkreten Situation führten

---

<sup>2</sup> Der Autor beruft sich bei seiner Definition des Begriffs „Pogrom“ auf WERNER BERGMANN: *Ethnic Riots in Situations of Loss of Control: Revolution, Civil War, and Regime Change as Opportunity Structures for Anti-Jewish Violence in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe*, in: *Control of Violence: Historical and International Perspectives on Violence in Modern Societies*, hrsg. von WILHELM HEITMEYER u.a., New York 2011, S. 487-516.

auch Nachrichten über Pogrome nicht automatisch zu Nachahmungen in Litauen, und auch nicht jedes Jahr gingen z.B. zu Ostern Fensterscheiben in von Juden bewohnten Häusern zu Bruch. Überzeugend zeigt Staliūnas, dass stets auch weitere lokale Faktoren hinzukommen mussten, die zu außerordentlichen Ereignissen führten.

Symptomatisch scheint die Folge von Pogromen im Norden Litauens im Sommer 1900 gewesen zu sein, in deren Verlauf auch ein Mann an den Folgen der Gewalt starb. Es kam damals zu drei Fällen von Massengewalt, während Polizei und Kosaken an zwei weiteren Orten schärfere Ausschreitungen unterbinden konnten. Das Todesopfer war wiederum während der Eskalation einer eigentlich kleineren Aktion zu beklagen, die dadurch zugespitzt wurde, dass Gutel Gruber sich gegen den Mob zur Wehr setzte, was ihm schließlich das Leben kostete. Ein Anlass für diese Gewaltwelle war das im März entstandene Gerücht aus Konstantynów bzw. Vaškai – ein Ort kurz vor der Grenze zu Kurland –, ein Mädchen sei kurz vor Ostern von Juden entführt worden. Zumindest war dies eine der Geschichten, die die kleine Ona Zajarskaitė als Erklärung für ihr Verschwinden lieferte (S. 136). Allein dies zeigt bereits, wie sehr der Aberglaube von jüdischen Blutopfern verbreitet war, doch reichte dieser Vorfall allein nicht aus, um größere antijüdische Ausschreitungen zu provozieren. Zu Ostern blieb jedenfalls alles ruhig, sieht man von vier zerbrochenen Fenstern ab. Allerdings folgten weitere Fälle aus der Gegend, bei denen Juden angeblich christliche religiöse Gefühle beleidigt hätten, und schließlich musste auch noch ein im Grunde nebensächlicher Konflikt zwischen den Arbeitern eines Priesters und einigen Juden, die ihre Tiere angeblich auf der Kirchenwiese weiden ließen, hinzukommen. Erst jetzt kam es zu kollektiver Gewalt. Diese wiederum blieb auf wenige Tage und wenige Orte beschränkt und wurde nicht zu einem Phänomen, das etwa die ganze Region erfasst hätte.

Zur Jahrhundertwende war der litauische Nationalismus zu einem Faktor von einigem Einfluss geworden, und manch ein Litauer hatte damit begonnen, den Bereich der althergebrachten bäuerlichen Beschäftigung zu verlassen und sich als Händler zu betätigen oder ein Geschäft zu eröffnen. Damit endete die traditionelle Arbeitsteilung mit den Juden – und die Letzteren konnten nun nicht mehr nur als fremd in religiöser Hinsicht gelten, sondern eben auch als ökonomische Rivalen. Die litauische Untergrundpresse, aber auch der katholische Klerus waren die wesentlichen Quellen für antisemitische Stereotype, doch waren es andererseits nicht selten Priester, die Gewaltausbrüche gegen Juden verhinderten. Für die Ereignisse im Juni/Juli 1900 sieht Staliūnas in erster Linie die religiöse Identität der Menschen als Grund dafür an, dass sich zeitweilige Gemeinschaften bildeten, die bereit zur Gewaltausübung gegenüber Juden waren. Angestachelt von den Gerüchten über allerlei angebliche jüdische Verbrechen setzte sich die Auffassung durch, die Schuldigen würden ungeschoren

davonkommen, nehme man die Gerechtigkeit nicht selbst in die Hand. Indes geben die Quellen keinerlei Hinweis auf irgendeine Form von zentraler Steuerung. In den Mobs fanden sich viele Randgruppen vertreten, doch waren alle Schichten der bäuerlichen Gesellschaft daran beteiligt, den Juden „eine Lektion“ zu erteilen – schließlich hätten diese sich dem „monopoly of power wielded by the Catholic community“ zu fügen (S. 169). Was in dieser Sektion allerdings etwas zu kurz kommt, ist der von Staliūnas nur knapp angedeutete Faktor der traditionellen Gewalt auf dem litauischen Dorf, also die Möglichkeit, dass auch in der Form der antijüdischen Massengewalt althergebrachte Muster der Konfliktaustragung eine Rolle gespielt haben können.

Wie bereits angedeutet, war es seit der Jahrhundertwende vor allem der ökonomische litauische Nationalismus, der sich nun auch gegen die Juden als Konkurrenten richten konnte. Doch blieb der politische Nationalismus selbst in den Wirren der Revolutionsjahre 1905/06 in erster Linie auf die Gegnerschaft zu Polen und Russen fokussiert, d.h. auf die konkurrierenden staatlichen Vorstellungen eines Litauen einbeziehenden Polens bzw. auf die imperiale Realität des Russländischen Reichs. Die Litauer hatten wenig Bundesgenossen in ihrem Kampf um politische Autonomie und tendierten in der Regel dazu, die Juden als solchen zu sehen.<sup>3</sup>

Interessanterweise galt dies offensichtlich auch für die jüdische Einwohnerschaft von Wilna. Bekanntlich machten die Litauer – bzw. die Litauischsprecher – in ihrer alten Hauptstadt nur einen Bruchteil der Bevölkerung aus (1897: 2,1%). Selbst in Städten wie St. Petersburg, Riga oder gar Libau war die litauische Bevölkerung zahlenmäßig größer. Wilna war, wie Staliūnas und Mačiulis in ihrer gemeinsamen Studie „Lithuanian Nationalism and the Vilnius Question“ noch einmal deutlich machen, eine demografisch polnisch-jüdische Stadt, in der jedoch auch die Reichsregierung viel für die Repräsentation des imperialen russischen Elements tat.<sup>4</sup> Es wundert nicht, dass der litauische Nationalismus die Idee von Vilnius als des eigentlichen „Herzens“ des Landes erst wiederbeleben musste: Die Stadt war eigentlich zu Beginn der 1880er Jahre „vergessen“ (S. 8f.). Erst ganz am Ende des 19. Jahrhunderts mehrten sich die kulturellen Aktivitäten in der Stadt, und es begann eine, man kann es nach Lektüre dieses Buches nicht anders nennen, höchst erfolgreiche Imagekampagne, die zumindest der Lituanisierung des Bildes diente, das sich die Litauer von

<sup>3</sup> Siehe hierzu den Sammelband *A Pragmatic Alliance. Jewish-Lithuanian Political Cooperation at the Beginning of the 20<sup>th</sup> Century*, hrsg. von VLADAS SIRUTAVIČIUS und DARIUS STALIŪNAS, Budapest und New York 2011. Vgl. die Besprechung von KARSTEN BRÜGGEMANN, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), S. 305-308.

<sup>4</sup> THEODORE R WEEKS: *Repräsentationen russischer Herrschaft in Vil'na: Rhetorik, Denkmäler und städtischer Wandel in einer Provinzhauptstadt (1864–1914)*, in: *Imperiale Herrschaft in der Provinz. Repräsentationen politischer Macht im späten Zarenreich*, hrsg. von JÖRG BABEROWSKI, DAVID FEEST und CHRISTOPH GUMP, Frankfurt und New York 2008 (*Eigene und fremde Welten*, 11), S. 121-144.



ihrer Hauptstadt machen sollten. Nur in dieser Stadt konnte schließlich der prä-mordiale litauische Nationalismus die für ihn so wichtige Verbindung mit dem Großfürstentum Litauen kräftig visualisieren, hier standen die wesentlichen katholischen Heiligtümer und hier war mit dem Gediminas-Turm auch ein Wahrzeichen erhalten geblieben, das geradezu in die Zukunft zu blicken schien als Symbol der vereinten Nation. Das imaginierte litauische Vilnius wurde so zu einem wesentlichen Argument für die These des historischen Rechts auf das Land, die Umgebung von Wilna, ungeachtet der tatsächlichen demografischen Verhältnisse. Im Zuge dieser mentalen Litauisierung der Stadt erfuhren auch diese eine Umdeutung: Die dortigen Katholiken, die sich (noch) nicht zu ihrem Litauertum bekannten, müssten nur endlich begreifen, dass sie eigentlich polonisierte Litauer seien, die ihrer „Erweckung“ harreten.

Nach Auskunft der Autoren wurde Wilna nach den revolutionären Ereignissen von 1905 auch zu einem organisatorischen Zentrum der Nationalbewegung, denn hier wurden 1904 nach den Jahrzehnten des Verbots die ersten litauischen Bücher mit lateinischen Lettern gedruckt und zahlreiche Organisationen gegründet; schließlich fand hier auch Ende 1905 der „Große Seimas“ statt, der in seiner Resolution die zarische Regierung zum größten Feind Litauens ausrief und nationale Autonomie verlangte. Tatsächlich verdoppelte sich auch die Anzahl der litauischen Einwohner von 1897 bis 1909, was die Statistik aber nicht wesentlich beeinflusste (S. 28, 33).

Die Autoren gehen in ihrer Studie, die die Zeit von den 1880er Jahren bis 1940 erfasst, chronologisch vor, wobei das längste Kapitel der Zwischenkriegszeit gewidmet ist, in der Vilnius bekanntlich zu Polen gehörte. Aufgrund der bereits kurz angerissenen Vorgeschichte wird deutlich, dass der litauische Kampf um die Stadt bereits zwei Jahrzehnte gewährt (und gewirkt) hatte, als General Lucjan Żeligowski im Oktober 1920 vollendete Tatsachen schuf, die auf diplomatischem Wege nicht mehr rückgängig zu machen waren. Seither wurde im litauischen nationalen Diskurs die „Vilnius-Frage“ zu einer Angelegenheit von Leben und Tod des Landes stilisiert, wobei sie von den diversen Regierungen bis hin zum autoritären Regime von Antanas Smetona durchaus bewusst als Mittel zur Konsolidierung der Nation genutzt wurde. Es scheint, als ob eine ganze Gesellschaft „totally obsessed“ (S. 144) von der Idee der Stadt war, deren Besitz das Land erst vervollständigt hätte – man ist anhand der ausführlichen Schilderungen der Autoren über die Maßnahmen zur Erinnerung an die unter der Fremdherrschaft leidende Stadt geneigt zu glauben, dass viele Litauer damals wohl davon ausgegangen sein müssen, der Besitz von Vilnius allein mache den Staat unverwundbar. Selbst in manchen Schulen wurde der Lehrer von den Schülern mit den Worten begrüßt „Vilnius ist gefangen“, woraufhin er antwortete: „Wir müssen es befreien“ (S. 139).

Dass die Stadt und die Region immer noch demografisch alles andere als litauisch waren, tat dieser geradezu zum Lebenselixier der Republik

geratenen Ideologie keinen Abbruch. Warnenden Stimmen wurde reflexartig vorgeworfen, Verrat an der heiligen Sache der Nation zu begehen, auch wenn spätestens in den 1930er Jahren klar gewesen sein dürfte, dass sich das Land dadurch jegliche außenpolitische Flexibilität nahm. Zudem blieb die Frage völlig offen, was denn eigentlich zu tun sei, sollte irgendwann das Wunder geschehen, und Vilnius tatsächlich wieder litauisch werden. Als deutschem Leser kommt einem hier unwillkürlich der Vergleich mit der gesamtdeutschen Agenda der frühen Bundesrepublik unter Konrad Adenauer in den Sinn (Hallstein-Doktrin). Während hier jedoch nach zwei Dekaden ein Umdenken einsetzte (Willy Brandts Ostpolitik) und auch im geschichtspolitischen Bereich Bekenntnisse zur Wiedervereinigung zunehmend bloß rituellen Charakter trugen, scheint die Idee von Vilnius als einziger Hauptstadt des Landes bis 1940 doch recht stark in der Bevölkerung verankert gewesen zu sein. Allerdings bleiben die Autoren in dieser Hinsicht auf Vermutungen angewiesen.

Als Litauen dann tatsächlich im Herbst 1939 das Danaergeschenk Vilnius aus Stalins Händen erhielt – bekanntlich wurden zugleich Basen der Roten Armee auf litauischem Boden eingerichtet –, ging eine Welle der Euphorie durch das Land. Es scheint, als seien die warnenden Stimmen, denen der Verlust der Unabhängigkeit, den das Eingehen auf Moskaus Ultimatum enthielt, nicht verborgen geblieben war, vor lauter Begeisterung schlicht verdrängt worden. Angesichts der in den zwei vorangegangenen Dekaden produzierten Indoktrination in Bezug auf die Bedeutung der Stadt für den Staat kann dies kaum verwundern: Wie sollte nun, da Vilnius endlich wieder Hauptstadt ist, die Existenz des Staates gefährdet sein? Allerdings, und auch dies machen Mačiulis und Staliūnis deutlich, hatte die Regierung kein Rezept dafür, wie aus den überwiegend nicht-litauischen Einwohnern des Vilnius-Gebiets möglichst über Nacht loyale Staatsbürger gemacht werden sollten.<sup>5</sup>

Trotz der Diskussion in der litauischen Presse, in der auch einige mäßige Ansichten geäußert wurden, tat die Regierung das, was der nationale Diskurs in der Vilnius-Frage verlangte. Vor dem Hintergrund der mit dieser Stadt verbundenen Rhetorik stellte sich tatsächlich die Frage, wie man die neuen polnischen Mitbürger, denen zwanzig Jahre lang alle Schuld am traurigen Schicksal des Landes zugeschoben worden war, plötzlich als gleichberechtigte Staatsbürger hätte ansehen können. Die Einführung des Stichtags 12. Juli 1920 für den automatischen Erwerb der Staatsbürgerschaft setzte hier ein deutliches Zeichen dafür, wen Litauen als potential loyal anzusehen bereit war und wen nicht (S. 190). Die offizielle Rhetorik wiederum betonte die Existenz einer großen Zahl von polonisierten ethnischen Litauern in der Region, weshalb es Smetona zufolge ein „Verbrechen gegen

<sup>5</sup> Siehe hierzu auch VIOLETA DAVOLIŪTĖ: *The Making and Breaking of Soviet Lithuania. Memory and Modernity in the Wake of War*, Abingdon und New York 2013, S. 27-32, 56-59.

unsere Nation“ wäre, wenn man es nun unterlasse, die litauische Identität der Menschen wiederzubeleben (S. 187).

Dabei war die politische Elite auf die Polen fokussiert und übersah Juden und Belarussen. Interessanterweise war sich die Führung der Belarussischen SSR hundertprozentig sicher gewesen, dass Vilnius ihr zufallen würde, und es entstanden Gerüchte, dass sie die Hauptstadt von Minsk nach Vilnius verlegen werde (S. 172-174). Diese Gerüchte spielten aber im Endeffekt nur Moskau in die Hände, das den Litauern damit drohen konnte, Vilnius an die Belarussen zu geben. Nimmt man zur Kenntnis, dass das westliche Nachbarland gerade wieder einmal aufgeteilt worden war, kann man nur staunen, mit welcher Konsequenz die Region litauisiert werden sollte, wo die Bedingungen doch alles andere als günstig waren und die Suche nach Kompromissen mit den Nicht-Litauern vielleicht einstweilen angemessen gewesen wäre. Diesen jedoch Autonomie zu versprechen, wäre in der litauischen Öffentlichkeit, da sind sich die Autoren sicher, nicht gut angekommen. Ihr Verdikt, die Außenpolitik Litauens sei „most irrational“ gewesen (S. 92) passt somit fast noch mehr auf die neue Innenpolitik im so heiß ersehnten Vilnius-Gebiet 1939/40. Die Konsequenzen dieser maßlosen Politik musste die Regierung indes nicht mehr tragen – und vielleicht wusste sie das ja auch: Im Juni 1940 war die Zeit der Unabhängigkeit jedenfalls vorbei. Die lang erträumte Litauisierung von Vilnius wiederum geschah dann erst, als die Stadt Hauptstadt der Litauischen SSR war.<sup>6</sup>

Wie schon „Enemies for a Day“ liefert auch dieses Werk spannende und höchst irritierende Einblicke, diesmal bezogen auf die litauische Idealwelt in der Zwischenkriegszeit. Offenbar hatte der Regimewechsel 1926 kaum Konsequenzen für die Behandlung der Vilnius-Frage. Allerdings war nun der bereits im Jahr zuvor gegründete, offiziell nicht-staatliche Bund für die Befreiung von Vilnius für die Agitation zuständig, der finanziell von der Regierung unterstützt wurde. Zu kritisieren wäre höchstens, dass nicht alle Abbildungen im Text auch tatsächlich angesprochen werden. Dass die Qualität der dankenswerterweise sehr zahlreichen Bilder zum Teil zu wünschen übrig lässt, dürfte indes dem Verlag anzulasten sein. Dieser hat es auch versäumt, Informationen über die Autoren abzudrucken; ob das Englisch immer astrein ist, vermag ein Nicht-Muttersprachler nicht mit letzter Gewissheit zu sagen – warum jedoch in einem in Deutschland verlegten Buch der Begriff „Soldatenraten“ (anstelle von „Soldatenräte“) auftaucht, bleibt schleierhaft (S. 63).

Geradezu schaudern macht allerdings der Aktualitätsbezug dieser beiden Bücher. Da ist zunächst einmal ein gewisses Erstaunen, dass einem die geschilderten Praktiken heute weitaus weniger bizarr vorkommen, als

---

<sup>6</sup> Ebenda; siehe auch THEODORE R. WEEKS: Remembering and Forgetting: Creating a Soviet Lithuanian Capital. Vilnius, 1944–1949, in: Journal of Baltic Studies 39 (2008), S. 517-533.

es wohl noch vor einigen Jahren der Fall gewesen wäre. So erfährt man auf dem zweiten Blick trotz aller nur schwer miteinander zu vergleichenden Voraussetzungen manch ein unliebsames Déjà-vu. Das beginnt mit Pilsudskis Deckung von Żeligowskis Besetzung des Vilnius-Gebiets 1920 (S. 79f.), die fatal an die Ereignisse seit 2014 in der Ostukraine und die Haltung des Kremls diesen „Rebellen“ gegenüber erinnert. Die Irritation über die Parallelen zur Gegenwart setzt sich fort, wenn man sich ansieht, auf welche Weise Kaunas in der Zwischenkriegszeit die Litauer im Vilnius-Gebiet unterstützte (S. 155). Zwar war das damals in Ostmitteleuropa gang und gäbe, es sei nur an die Hilfe der Weimarer Republik für die Deutschen in Lettland und Estland erinnert; doch setzt heutzutage die Russländische Föderation mit ihrem Programm zur Unterstützung der „Landsleute“ (*sootečestvenniki*) in den ehemaligen Sowjetrepubliken genau an derselben Stelle an: Kulturpolitische Förderung und die Lieferung von – neutral ausgedrückt – „Informationen“. Diese Irritationen beziehen sich jedoch nicht nur auf die Zwischenkriegszeit. Auch bei der Lektüre von „Enemies for a Day“ gab es ein womöglich noch erschütternderes Déjà-vu (zumindest bei einem Leser, der sich nie ernsthaft mit den Praktiken des Antisemitismus auseinandergesetzt hat): Ona Zajarskaitės erwähnte Version ihres Verschwindens im März 1900, mit der sie das traditionelle antisemitische Narrativ des Blutopfers als Entschuldigung für sich nutzte, lässt Parallelen zu dem Fall des jungen russischen Mädchens Lisa in Berlin erkennen, das im Frühjahr 2016 ihre Abwesenheit durch einen kollektiven sexuellen Gewaltakt von Flüchtlingen zu erklären versuchte – eine Geschichte, die bekanntlich vom russischen Außenministerium dazu benutzt wird, die deutsche Regierung an den Pranger zu stellen, die eigene Klientel in Deutschland zu mobilisieren und schlicht Hass zu schüren.

Diese aktuellen Parallelen mögen für die Autoren an den Haaren herbeigezogen klingen. Mit gutem Grund bemühen sie sich gar nicht darum, ihre Studien durch derartige diachrone Vergleiche zu aktualisieren. Allerdings kreiert jeder Leser seine eigenen Assoziationen; diese Kette von Parallelen soll an dieser Stelle auf das Erstaunen hinweisen, das zumindest dieser Leser bei der Lektüre der beiden Bücher empfand – die (böse) Überraschung, dass wir heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, gar nicht mehr so weit entfernt sind von den Absurditäten und Irrationalitäten, welche die (längst überwunden geglaubte?) Vergangenheit bereithält. Dank solcher seriösen Studien wie den hier angezeigten wird uns jedoch wieder einmal vor Augen geführt, wie zerbrechlich der Firnis der Zivilisation war und ist.

# Amnesie und Protest: Das Jahr 1980 im Palimpsest der estnischen Zeitgeschichte

VON CAROL MARMOR-DREWS

Am 6. November 1980 durchsuchte der sowjetestnische KGB die Wohnung des namhaften Literaten und Lyrikers Jaan Kaplinski. Der Autor eines Protestbriefes von 40 sowjetestnischen Literaten an die Tallinner Regierung und an das Zentralorgan der KPdSU „Pravda“ weigerte sich, Auskunft über den Ursprung des Briefes zu geben. Er könne an seiner Vorgehensweise „nichts Illegales“ erkennen. Schließlich habe er den vom Regime vorgeschriebenen Weg zur Kontaktaufnahme benutzt – mittels Briefen und Eingaben. Der Fall bereitete dem KGB Kopfschmerzen. Nicht so sehr wegen der im Brief erwähnten Schief lagen in der sowjetestnischen Bildungspolitik, sondern vielmehr aufgrund der öffentlichkeitswirksamen Aktion namhafter Vertreter des sowjetestnischen Kulturlebens, einen „offenen Brief“ nicht nur an das ZK der Estländischen Kommunistischen Partei (EKP) und die „Pravda“, sondern auch an die ausländische Presse zu schicken.<sup>1</sup> Nicht zuletzt empfanden es die Mitarbeiter offensichtlich als unangenehm, eine „hervorragende Persönlichkeit“ wie Kaplinski den Maßnahmen der Staatssicherheit zu unterwerfen. Alle Bücher, die sich in dessen Wohnung befanden, wurden durchblättert. Dabei wurde auch ein unveröffentlichtes Manuskript entdeckt, in dem Kaplinski kritisch über die Lebensverhältnisse in der Estnischen SSR berichtete. „Warum schreiben Sie denn darüber, dass bei uns hartes Weißbrot verkauft wird?“ fragte einer der Mitarbeiter. Um dem Schriftsteller das Gegenteil zu beweisen, kaufte die Staatssicherheit ihm demonstrativ sogar weiches Weißbrot. Am Ende des Einsatzes beschlossen die Mitarbeiter, Kaplinskis „Optima“-Schreibmaschine nicht zu konfiszieren, weil diese „eines der hauptsächlichsten Arbeitsmittel eines Schriftstellers“ sei.<sup>2</sup>

Aus Anlass der Jugendunruhen im Herbst 1980 hatten sich die Unterzeichner des Briefes dazu verpflichtet gesehen, die Probleme in der Bildungspolitik und die identitätsstiftende Funktion der estnischen Sprache öffentlich an- bzw. auszusprechen. Als intellektuelle Vermittler wollten

<sup>1</sup> 40 kirja lugu [Die Geschichte des Briefes der 40], hrsg. von SIRJE KIIN, Tallinn 1990; ANDRES TARAND: Kiri ei põle ära [Der Brief verbrennt nicht gänzlich], Tallinn 2005.

<sup>2</sup> TARMO VAHTER: „Karuks istus vangitornis...“ 1980 – aasta, mis raputas Eestit [Karuks saß im Kerker... 1980 – das Jahr, das Estland erschütterte], Tallinn 2015, S. 403f.

sie die entstandene Polarisierung zwischen den Erwachsenen und den Jugendlichen zur Sprache bringen. Die angestaute Aggression gegen die Intensivierung des Russischunterrichts in der estnischen Schule hatte einen Weg in die Öffentlichkeit gefunden, als Jugendliche ihren Protest gegen die Bevormundung der älteren Generation und gegen die herrschende Elite in Flugblättern wie diesen ausdrückte: „Nieder mit der Russifizierung!“ (*Maha venestamine!*), „Russen nach Hause!“ (*Venelased koju!*), „Tod den russischen Okkupanten!“ (*Surm vene okupantidele!*) oder „Kommunist, Dich erwartet eine vielversprechende und lichte Zukunft!“ (*Kommunist, sind ootab ees kõrge ja helge tulevik!*). Die „sowjetestnischen 1968er“<sup>3</sup> waren Schüler und Studenten, Kinder des Regimes, die sich gegen ihre Eltern- generation mit verschiedensten Mitteln und unter Nutzung diverser Protestformen auflehnten: Sie malten blau-schwarz-weiße Flaggen, riefen NS-Losungen wie „Heil Hitler!“ oder „Sieg Heil!“ in aller Öffentlichkeit und verschrieben sich dem Punk (und nicht etwa der von oben sanktionierten sittlichen Discomusik). Eine große Popularität erlangte ein Lied der Band „Propeller“, „Karuks saß im Kerker...“ (*Karuks istus vangitornis...*), das schon während des olympischen Sommers die Jugend begeistert hatte. Die Melodie eines schwedischen Volkslieds in der Punk-Interpretation sollte am 22. September 1980 dem Reporter Tiit Karuks zum Verhängnis werden. Zum Jahrestag der Befreiung Tallinns 1944 hatte dieser über Aufrufe im Radio Jugendliche zu einem Fußballspiel zwischen dem Estnischen Fernsehen und dem Estnischen Radio im „Komsomol“-Stadion eingeladen. Dass mehr als 7 000 Jugendliche anwesend waren, lag aber vor allem an dem angekündigten Auftritt von „Propeller“, die wie geplant in der Halbzeitpause auftraten (S. 330).<sup>4</sup> Während der zweiten Halbzeit wuchs das Aggressionspotential der Jugendlichen, die sich am und auf dem Rasen versammelten und kreischten, sodass die Miliz die Masse der Jugendlichen möglichst rasch unter Kontrolle zu bringen versuchte und den zweiten Auftritt der Band nach dem Spiel absagte. Daraufhin zogen die Jugendlichen in die Stadt, riefen sowjetfeindliche Losungen, die sich gegen die gerade zur Bildungsministerin ernannte Elsa Grečkina richteten – „Nieder mit

<sup>3</sup> Im Vergleich zu der jugendlichen Protestbewegung des Jahres 1968 in der Bundesrepublik Deutschland, in Italien, Japan und der CSSR zeichnete sich die um zwölf Jahre verspätete gegenkulturelle Bewegung in der Estnischen SSR weniger durch Linksorientierung und Terror aus, als vielmehr durch die Vorliebe für all das, was das Regime verboten hatte: die nationalen Farben, Punkmusik und Nazi-Symbolik. Vgl. NORBERT FREI: 1968. Jugendrevolte und globaler Protest, München 2008; siehe auch das Interview mit TARMO VAHTER: Värviliste kilekottide ja Vigriga mässusügis [Der Herbst des Aufstandes mit bunten Plastiktüten und Vigri] (13.10.2015), einsehbar unter dem URL: <http://kes-kus.ee/varviliste-kilekottide-ja-vigriga-massusugis> (letzter Zugriff 29.3.2016).

<sup>4</sup> Alle Seitenzahlen im Text beziehen sich auf VAHTER, Karuks istus vangitornis...“ (wie Anm. 2).

Elsa Grečkinal“ (*Elsa Grečkina maha!*) und reagierten ihre Frustration an einem Straßenbahnwagen ab.<sup>5</sup>

Der zweimal mit dem estnischen Bonnier-Preis ausgezeichnete Journalist Tarmo Vahter (geb. 1970) vom „Eesti Ekspress“ beschreibt in seiner jüngst erschienenen Monografie, deren Titel das Lied von „Propeller“ zitiert, die Ereignisse rund um das Jahr 1980, welches dem Untertitel gemäß Estland zerrüttete. Dem investigativen Journalist gelingt es dabei, eine Schicht der estnischen Zeitgeschichte zu überschreiben; dabei kann man sich diese Schichtung ähnlich wie bei einem wertvollen Pergament, einem Palimpsest vorstellen, das mehrfach beschrieben wurde, wobei durch geeignete Mittel die älteren Schichten wieder lesbar gemacht und neu interpretiert werden können.<sup>6</sup> Das Jahr 1980 stellt gewiss eine der bedeutungsvollen Schichten der estnischen Zeitgeschichte dar, dessen Eigenschaft als „Palimpsest“ insbesondere durch aktuelle Verdrängungsprozesse (dazu weiter unten) noch verstärkt wird.

In seiner „Dokumentalerzählung“ (*dokumentaaljutustus*) möchte Vahter hinter die Kulissen einer Zeit schauen, an die er persönlich keine aktive Erinnerung hat. Somit überbückt der Journalist die von den Geschichtswissenschaften kaum zu meisternde Lücke zwischen einer faktenorientierten dichten Beschreibung und einer wertungsfreien romanähnlichen Darstellung ohne Fiktion. Seine Fakten bezieht der Autor aus einem reichhaltigen Fundus von staatlichen Archiven (Estnisches Staatsarchiv, Tallinner Stadtarchiv, Archiv des Estnischen Rundfunks, Archiv des Estnischen Staatsgerichts, Estnisches Filmarchiv) sowie aus einer Vielzahl von privaten Sammlungen von Zeitzeugen. Gerade die Kombination von Archivstudien mit der wortnahen Wiedergabe von Quellen, Zeitungsberichten und Zeitzeugenaussagen lassen Vahters Darstellung als „realitätsnah“ erscheinen.<sup>7</sup> Wohl aufgrund seines journalistischen Hintergrunds verzichtet der Autor jedoch auf eine durchgängige Zitation, sodass die Unterscheidung zwischen Fakten und Fiktionen von historisch interessierten Lesern erst nach weiterführenden Archivstudien nachvollzogen werden kann. Dadurch büßt die Monografie ihren historischen Aussagewert etwas ein, wenngleich die Publikation eines populärwissenschaftlichen Werks, das sich nicht um die normativen Schranken estnischer Zeitgeschichtsschreibung kümmert, allein schon lobenswert ist. Die verschwommene Grenze zwischen Fakten und Fiktionen mögen Zeitzeugen zwar zumindest zum Teil erkennen, doch bleibt der jüngeren Generation nur, das Puzzle „1980“ aus

<sup>5</sup> Siehe hierzu auch (jedoch wie Vahter ohne Fußnoten) KARSTEN BRÜGGEMANN, RALPH TUCHTENHAGEN: Tallinn. Kleine Geschichte der Stadt, Köln, Weimar und Wien 2011, S. 299-302.

<sup>6</sup> ALEIDA ASSMANN: Geschichte im Gedächtnis. Von der individuellen Erfahrung zur öffentlichen Inszenierung, München 2007, S. 111f.

<sup>7</sup> Siehe das Video von MART JUUR unter dem Titel „Mart Juur arvab [Mart Juur meint]“ (21.9.2015) zu Vahters Buch, einsehbar unter dem URL, <http://www.rahvaraamat.ee/note/view/et?id=412&ctype=news> (letzter Zugriff 27.3.2016).

der journalistischen, notgedrungen bruchstückhaften Darstellung Vahters Stück für Stück zu rekonstruieren, ohne sie aber überprüfen zu können – es sei denn, sie wiederholt Vahters Recherche.

Vahter setzt ein mit dem Amtseintritt von Karl Vaino als estnischer Parteichef im Jahre 1978 und endet mit einem KGB-Bericht aus dem Jahre 1984, in dem es darum ging, dass vielerorts am Tag der Oktoberrevolution die Staatsfahne nicht gehisst wurde. In 20 Kurzkapiteln geht Vahter chronologisch vor und thematisiert die prägenden Ereignisse, die im September 1980 in die Jugendunruhen mündeten: das Sprachengesetz von 1980, die Amtseinführung Grečkinas, die Verurteilung der Dissidenten Jüri Kukk und Mart Niklus, die olympischen Segelwettbewerbe in Tallinn und die Entstehungshintergründe des „Briefs der 40“. Im Gegensatz zur Zeitgeschichtsschreibung, die oft zwischen Extremen (Moskau/Tallinn, Opfer/Täter, Esten/Russen etc.) laviert, gelingt es Vahter, die Narrative des „Entweder-oder“ bzw. des „Sowohl-als auch“ der staatssozialistischen Erzählung aufzubrechen.<sup>8</sup> Seine „Dokumentalerzählung“ bietet somit eine Vielzahl von Situationsbeschreibungen an, die mittels mündlicher Überlieferung auf die Zwischentöne staatssozialistischer Herrschaftsbeziehungen aufmerksam macht. Das Verhältnis zwischen den Herrschenden und den Beherrschten gestaltete sich je nach Situation komplex und je nach dem Einzelfall verschieden: Opfer- und Täterperspektiven befanden sich im Wandel und waren in Ton und Stärke abgestuft. Wie das eingangs erwähnte Beispiel Kaplinskis verdeutlicht, übte der estnische KGB seine Pflicht aus und durchsuchte trotz des Widerwillens mancher Mitarbeiter die Wohnung des bekannten Schriftstellers. In seinem Fall griff der KGB jedoch nicht vollständig durch (und beließ dem Schriftsteller die Schreibmaschine, obwohl man bei ihm kritische Manuskripte fand). Der „sowjetische Maßnahmenstaat“ (Stefan Plaggenborg)<sup>9</sup> räumte die Möglichkeit ein, die Methoden der Staatssicherheitsorgane in ihrer Schärfe zu dosieren und, wenn notwendig, auch zurückzunehmen. So durfte Kaplinski seine „Optima“ behalten, obwohl sie zunächst auf der Liste der verbotenen Gegenstände gestanden hatte.

---

<sup>8</sup> Vgl. Eesti NSV aastatel 1940–1953: Sovetiseerimise mehhanismid ja tagajärjed Nõukogude Liidu ja Ida-Euroopa arengute kontekstis [Die Estnische SSR in den Jahren 1940–1953: Mechanismen der Sowjetisierung und die Konsequenzen im Kontext der Entwicklungen in der Sowjetunion und Osteuropa], hrsg. von Tõnu Tannberg, Tartu 2007 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 15 [22]); Indrek Paavle: „Kes tööd ei tee, ei pea ka sööma!“ Ühe lootusetu võitluse lugu: Nõukogude töökohustus ja parasiitide vaenamine Eesti NSVs [„Wer nicht arbeitet, der darf nicht essen!“ Die Geschichte eines hoffnungslosen Kampfes: Die sowjetische Arbeitspflicht und die Anfeindung der Parasiten in der Estnischen SSR], in: Tuna 2015, Nr. 3, S. 76–90; Nõukogude Eesti Külma sõja ajal [Sowjetestland in der Zeit des Kalten Krieges], hrsg. von Tõnu Tannberg, Tartu 2015 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised, 23 [30]).

<sup>9</sup> Stefan Plaggenborg: Experiment Moderne. Der sowjetische Weg, Frankfurt am Main und New York 2005, S. 202.



Die Beziehung zwischen dem Zentrum und der Peripherie innerhalb des „sowjetischen Imperiums der Nationen“ (Francine Hirsch)<sup>10</sup> gestaltete sich auch im Spätsozialismus nicht allein als eine vom Zentrum aus indoktrinierte Gewaltbeziehung, vulgo: Russifizierung. In Vahters Darstellung zeigt sich das Unverständnis des Zentrums gegenüber der sowjetestnischen Forderung nach einsprachiger Erziehung, während andere Sowjetrepubliken schon längst auf zweisprachige Modelle übergegangen waren. Der Autor weist nach, dass diese Haltung aus der sogenannten „slawischen Peripherie“, d.h. aus den slawischen Sowjetrepubliken kam (S. 45). Der Wandel der sowjetischen Nationalitätenpolitik verhakete sich mit dem „institutionalisierenden Nationalitätenkonflikt“, der über die „Ethnisierung des Anderen“ die Titularnationen in den Sowjetrepubliken noch bis zum Sprachenerlass von 1978 förderte. Stand Ende der 1970er Jahre „Russianness als unsichtbare Norm“ (Jan Zofka)<sup>11</sup> im Vordergrund, so waren in den Sowjetrepubliken Nationalitätenkonflikte zwischen der Mehrheitsbevölkerung und der russischsprachigen Bevölkerung programmiert. Die Aufforderung der estnischen Schüler, mit den russischsprachigen Schülern gleichberechtigt behandelt zu werden, stieß bei den russischsprachigen Lehrern auf Unverständnis: „Was fehlt denn denen? Was genügt ihnen nicht?“ (S. 35). Gleichzeitig lieferten sich die Schüler untereinander Schlägereien, insbesondere weil die „russischen Jungs die estnischen Jugendlichen für die Ausschreitungen bestrafen wollten“ (S. 359). Der Widerstand in den estnischen Schulen richtete sich nicht nur gegen die russische Sprache, sondern auch gegen die Klassiker der russischen Literatur: Die Lehrer protestierten gegen Cechov und Gogol' im neuen Lehrprogramm, das der Lotmansche Lehrstuhl für russische Sprache und Literatur der Staatlichen Universität Tartu vorgelegt hatte (S. 35).

Die Komplexität der Zentrum-Peripherie-Beziehungen äußerte sich nicht zuletzt darin, dass nicht im Zentrum nach den Ursachen für die Krisensituation im Herbst 1980 gesucht wurde, sondern bei der republikanischen Führungselite. Die 40 estnischen Literaten schickten ihren „offenen Brief aus der ESSR“ unter anderem auch deshalb an die „Pravda“, weil sie tatsächlich darauf hofften, dass das Zentralorgan ihn abdruckt (S. 394). Im Brief vermittelten sie den Eindruck, als ob einzig die republikanische Elite die Lage vor Ort falsch einschätzt und damit gegen die Prinzipien der leninistischen Nationalitätenpolitik verstößt. Vahter gelingt es hier, die internen Diskussionen in der Estnischen SSR im unionsweiten Kontext zu verorten. Mittels der zentralen Dokumentation des ZK der KPdSU

<sup>10</sup> FRANCINE HIRSCH: *The Soviet Empire of Nations: Ethnographic Knowledge and the Making of the Soviet Union*, Ithaca u.a. 2005.

<sup>11</sup> JAN ZOFKA: „Russianness“ als unsichtbare Norm. Mobilisierungsdiskurse des pro-russländischen Separatismus in Transnistrien im Zerfall der UdSSR, in: *Kampf um Wort und Schrift. Russifizierung in Osteuropa im 19.–20. Jahrhundert*, hrsg. von ZAUR GERASIMOV, Göttingen 2012 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte, 90), S. 105-121.

über den Zustand des Russischunterrichts in den Sowjetrepubliken vom Mai 1978 – woher Vahter diese Dokumente hat, bleibt leider unklar – entzaubert der Autor zumindest in Bezug auf die Estnische SSR die „Russifizierungsthese“. Indem er auf die Situation der russischen Sprache in den Sowjetrepubliken aufmerksam macht und baltische wie georgische Erfahrungen einfließen lässt, erlangt seine Darstellung eine unionsweite Dimension (S. 44f.).

Die von Vahter beschriebenen Sphären parteistaatlicher Öffentlichkeit waren poröser und flexibler als in der Geschichtsschreibung beschrieben. Regimefeindliche Ideen konnten nicht nur am Küchentisch in der privaten Sphäre ausformuliert werden, sondern auch in Form von Flugblättern und konkreten Handlungen in der Öffentlichkeit demonstriert werden. Die „privat-öffentliche Sphäre“<sup>12</sup> gab es in der spätsozialistischen Estnischen SSR nicht allein in den geschlossenen Räumen einer *suvila* bzw. einer *dača*, sondern drückte sich auch über eigensinniges Verhalten beim Nichthissen der Unionsfahne an den Jahrestagen der Oktoberrevolution oder in der Nutzung der Farben der estnischen Trikolore auf Titelblättern von Zeitungen oder auch bei einfachen Gebrauchsgegenständen aus. So markierten die 1980 begangenen Feierlichkeiten aus Anlass des 40. Jahrestags der Estnischen SSR zugleich, wieviel Raum die öffentliche Sphäre bereits an die „privat-öffentliche Sphäre“ verloren hatte. Während die Feierlichkeiten einzig auf Russisch kommuniziert wurden, prangten auf dem Jubiläums-Titelblatt der sowjetestnischen Kulturzeitung „Sirp ja Vasar“ (Hammer und Sichel) die Farben blau, schwarz und weiß. Als Alarmzeichen konnte die sinkende Parteimitgliedschaft unterhalb der mittleren Funktionärselite und insbesondere bei den Angestellten der Sicherheitsstrukturen wahrgenommen werden.

Auch die im Zentrum kanonisierten Jahrestage wie der Geburtstag Lenins am 22. April erhielten in der sowjetestnischen Öffentlichkeit ironisierende Wertungen. Die sowjetestnische Satirezeitschrift „Pikker“ druckte Ende 1979 zu Ehren des internationalen Jahres des Kindes 1980 eine Karikatur der Familie Uljanov auf der Grundlage eines Fotos aus dem Jahre 1879 ab. In der Mitte einer typisch sowjetischen Familie stand das mit dem Gütezeichen „SSSR“ ausgezeichnete, bärtige Oberhaupt, das in die Innentasche seines Anzugs greift. Ähnlich dem Originalfoto der Uljanovs stützten sich die anderen Mitglieder der Familie auf den wohlwollend dreinblickenden Vater. Ganz symbolisch hinterfragte der Karikaturist Heiki Ernits so die scheinbare Zufriedenheit innerhalb der sowjetischen Vielvölkerfamilie: Genügten denn 40 Jahre Sowjetherrschaft, um sich mit den sowjetischen Verhältnissen zu arrangieren? Gehörten die Esten

<sup>12</sup> INGRID OSWALD, VIKTOR VORONKOV: Licht an, Licht aus! „Öffentlichkeit“ in der (post-)sowjetischen Gesellschaft, in: Sphären von Öffentlichkeit in Gesellschaften sowjetischen Typs. Zwischen parteistaatlicher Selbstinszenierung und kirchlichen Gegenwelten, hrsg. von GÁBOR RITTERSPORN, MALTE ROLF und JAN C. BEHREND, Frankfurt am Main 2003, S. 37-61.

tatsächlich zur gleichberechtigten Großfamilie, wie es bereits 1951 das Buch *Iljitsi lapsepõlve- ja kooliaastad* („Die Kindheits- und Schuljahre von Ilić [Lenin; C.M.-D.]“)<sup>13</sup> inszeniert hatte? (S. 329).

Die zu Ehren des internationalen Jahres des Kindes erschienene Karikatur sprach nicht zuletzt die Konformität der sowjetestnischen Jugend an. Stützte sich einer der Buben im olympischen Sportanzug auf das Knie des Familienvaters, so kritisierte Ernits damit die scheinbare Zufriedenheit der estnischen Jugend mit der sowjetischen Lebensweise. In seiner „Dokumentalerzählung“ konzentriert sich Vahter dagegen auf die Jugend als Träger des Protests im Herbst 1980. Denn sie war es, die – ob bewusst oder unbewusst – die Grenzen des Regimes in Frage stellte. Erwischte die Miliz Schulkinder wie z.B. Raivo E. Tamm beim Ankleben von Plakaten mit den Zeilen „Kaffee billiger!“ (*Kohvi odavamaks!*), „Zucker billiger!“ (*Subkur odavamaks!*) oder „Russen raus aus Estland!“ (*Venelased Eestist välja!*), so machte das Regime aus Zwölfjährigen keine Freiheitskämpfer. Kinder waren für die Herrschenden eine unkontrollierbare und schwer einordbare Gruppe, die eigentlich in den Pionierlagern unter Aufsicht erzogen werden sollte. Sowjetfeindliche Statements und schwarz-weiß-blaue Flaggen, davon ging das Regime aus, mussten ihren Ursprung bei den Erwachsenen haben. Die Jugend wiederum nutzte genau diese Unsicherheit des Regimes aus – sie protestierte gegen die Elterngeneration und nutzte dabei eine verbotene Bildsprache, in welcher die verschwiegene Misstände thematisiert wurden. Dabei reagierte die Jugend auf den in den estnischen Schulen voranschreitenden Prozess der sogenannten Internationalisierung am empfindlichsten. Da aber der Elterngeneration eine Teilhabe am System ermöglicht wurde, hatten die Jugendlichen die Entscheidungen der Erwachsenen mitzutragen. Die spätsozialistische „Schweigekultur“ stellte sich insbesondere als eine Kultur des Verzichts und der Verbote dar, wogegen Jugendliche Auswege im Punk, in einer Art Protest-Nazismus oder im Neonationalismus suchten.<sup>14</sup>

Umso bemerkenswerter gestaltete sich die Reaktion des Regimes auf die Jugendunruhen im Herbst 1980. Die Miliz verhaftete, verhörte und übte Gewalt aus. Schüler wurden ohne Rücksicht auf der Straße verhaftet, geschlagen und eingeschüchert. Als jedoch am Ende der Untersuchungen festgestellt werden musste, dass keine (von Erwachsenen getragene) Untergrundorganisation die öffentlichen Versammlungen organisiert hatte, wurde der Fall nach einer intensiven ideologischen Bearbeitung von Eltern und Lehrern ad acta gelegt. Das Regime war nicht daran interessiert, ihre Jugend als dissident abzustempeln und die eigene Erziehungsaufgabe als gescheitert anzusehen. Die Gerontokratie der Ära Brežnev distanzierte

<sup>13</sup> ANNA I. ULJANOVA: *Iljitsi lapsepõlve- ja kooliaastad* [Die Kindheits- und Schuljahre von Ilić], Tallinn 1951 (Nachdruck Tallinn 1983).

<sup>14</sup> Zu einer weiteren Form des Ausbruchs aus dem sowjetestnischen Alltag siehe den Beitrag von AIRI UUNA in diesem Band (Anm. d. Red.).

sich von der Jugend, die rebellisch und mutig gegen die eigene Eltern- generation auftrat. Die Ereignisse vom Herbst 1980 sollten tunlichst verges- sen und aus dem kollektiven Gedächtnis gelöscht werden.

Interessanterweise stellen sich manche Zeitzeugen von damals dieser Aufgabe auch noch fast 40 Jahre später. Keiner der in den Staats- und Par- teistrukturen Beschäftigten, mit denen Vahter sprach, erinnert sich heute noch an die verfassten Berichte, an die Gewaltausübung und an das Schei- tern des Regimes bei seiner akribisch formulierten und begründeten Erzie- hungsaufgabe. Die Erwachsenengeneration ignorierte die Jugendunruhen und kehrte sie unter den Teppich, anstatt nach den Gründen zu suchen, aufgrund derer fast die Zukunft einer ganzen Generation ruiniert wor- den wäre. Denn die Gefängnisse waren nach Zeitzeugenberichten damals „brechend voll“ (S. 345). Vahter führt auf der Grundlage seiner Interviews überzeugend vor, dass weder der Vorsitzende der Tallinner Miliz Marko Tibar noch der „Richter für besonders schwierige Aufgaben“ Rein Jaup Bereitschaft zeigen, den Verlauf der Ereignisse zu kommentieren. Dass damals niemand auf die Jugend zuing und, um weitere Ausschreitungen zu verhindern, weiterführende Partizipationsangebote machte, raubte dann 1987 der Führungselite jegliche Glaubwürdigkeit: Denn es war die Jugend von 1980, die auch im Frühjahr 1987 protestierte.

Die Erwachsenen dagegen nutzten andere Formen, um ihre Unzufrie- denheit mit dem Regime zu kommunizieren. Der gängigste Weg war die Abwahl von Kandidaten während der Wahlen zum Obersten Rat der UdSSR. Die Estnische SSR stach unionsweit dadurch heraus, dass sie die meisten Gegenstimmen lieferte. Bei den Wahlen 1979 hatte sich diese Form des Protestes sehr deutlich gezeigt: Insgesamt 9 411 Stimmen votier- ten gegen die Kandidaten für den Obersten Rat der UdSSR, was eine Ver- dreifachung im Vergleich zu den Wahlen von 1970 und 1974 bedeutete. Die Estnische SSR befand sich damit in der Statistik der Gegenstimmen uni- onsweit an erster Stelle. Eifrig wurden auch Briefe und Eingaben genutzt, die bevorzugt nach Moskau verschickt wurden, um über „mafiose Struk- turen“, „Fehlideologien“ und „Bereicherung der bürgerlichen Nationalis- ten auf Staatskosten“ zu klagen. Zählen „Briefe an die Macht“ zu den am schwierigsten zugänglichen Quellen der Geschichte des Staatssozialismus in der Estnischen SSR, so hat Vahter den Zugang zu dieser Quellenart anhand von Einzelbeispielen zumindest erleichtert (S. 144-146).

Ein interessantes Beispiel, auf das er dabei hinweist, war die sich 1979 abzeichnende Dürre, welche die Ernte gefährdete. Trotzdem forderte das Zentrum die Erfüllung der Milch- und Fleischabgaben gemäß des Zehnten Fünfjahresplans. Ungeachtet der Briefe an KGB-Chef Jurij V. Andropov, weniger Fleisch und Milch zu fordern, entließ das Zentrum die estnischen Bauern nicht aus ihren Verpflichtungen. Nach Vahters Anga- ben, die jedoch nicht belegt werden, sollen sowjetestnische Funktionäre

die finanzielle Lücke von 84 Millionen Rubeln mithilfe von Lieferungen aus den USA und Frankreich geschlossen haben.

Jenseits der protesthaften Kommunikation mit dem Regime berührt Vahter nur recht knapp die Integrationsangebote der Herrschenden an die Beherrschten. Um die Bürger an das Regime zu binden, wurden den Vorbildlichsten von ihnen Auslandsreisen in die kapitalistischen Staaten angeboten. Hier führt Vahter beispielhaft die privilegierte Stellung der Estnischen SSR vor, da sie dreimal so viele Bürger ins kapitalistische Ausland schickten konnte als die lettischen und litauischen Genossen (S. 311). Vahter sucht in seiner Monografie dankenswerterweise auch die Perspektive „von unten“, wenn er z.B. die Produkteinführung von Pepsi-Cola oder die der neuen Delikatesse „Valgumari“ (Ersatzkaviar) beschreibt. Zur Geltung kommen in seiner Schilderung daher auch die Bürgerfragen auf den routinemäßig organisierten Polittagen der EKP (S. 229f.):

„Warum wurde im Jahr 1979 so viel Getreide aus dem Ausland eingekauft? Wie viel Milch und Fleisch sollten in den unionsweiten Fond übergeben werden? Womit sollen die Mängel im Fernverkehr erklärt werden? War es notwendig, die sowjetische Armee nach Afghanistan zu schicken? Ist es wahr, dass der Dirigent Neeme Järvi ins Ausland gegangen ist? Werden die Olympischen Spiele stattfinden?“

Im Kapitel über die olympische Segelregatta verschweigt Vahter indes den systemstabilisierenden Aspekt einer Veranstaltung, an der fast 10 000 Menschen teilnahmen. Er verbleibt auf einer ironisierenden Ebene bezüglich des unbequemen Kontakts mit den ausländischen Touristen, insbesondere mit den Auslandsesten. Geschildert werden die städtischen Renovierungs- und Verschönerungsarbeiten sowie die Säuberung der Stadt vom „asozialen Element“ der Dissidenten, Prostituierten, Kleindiebe und *farcovšičiki*, d.h. der Schwarzhändler. Vahter versäumt dabei, den Faktor der Integration Estlands in die UdSSR im Spätsozialismus zu thematisieren. Weder werden die enormen Anstrengungen für die Aufnahme von 3000 Touristen behandelt noch die integrative Wirkung des olympischen Feuers in der Hand des estnischen Olympiasiegers Johannes Kotkas oder des olympischen Sieges des Dreispringers Jaak Uudmäe angesprochen.

Allerdings ist Vahters Buch für das bessere Verständnis der Ursprünge der sogenannten Singenden Revolution nach 1987 unverzichtbar. Die Situationsbeschreibungen lassen die jeweiligen Akteure zur Geltung kommen, deren Handlungen jenseits des normativen Wertmaßstabs einer aufgezwungenen Okkupation beschrieben werden. Weniger leistet Vahter indes, wie bereits erwähnt, in Hinblick auf ein besseres Verständnis der Integrationsmechanismen der staatssozialistischen Regime; dieser Aspekt hätte verdeutlichen können, warum der Sowjetstaat auch im Spätsozialismus breite Unterstützung genoss und noch weitere sieben Jahre Bestand hatte, bevor er während der Singenden Revolution dann nicht nur von den ohnehin wenigen Dissidenten grundsätzlich in Frage gestellt wurde. Ersichtlich werden in Vahters Schilderungen aber die ersten Brüche im Gebäude der

sowjetischen Herrschaftsausübung, die insbesondere auf die Zentralisierungsvorhaben aus Moskau wie der angestrebten „Internationalisierung“ der Sowjetrepubliken zurückzuführen sind.

Unmissverständlich bringt Vahter die „kollektive Amnesie“ unter den ehemaligen Beschäftigten im Innenministerium der Estnischen SSR zur Sprache, die bis in die Gegenwart reicht. Seine Interviewpartner haben nicht einmal ihre eigenen Unterschriften unter den Berichten an das ZK der KPdSU erkennen wollen und behaupteten kollektiv, diese seien gefälscht. Somit wirft Vahter mit Recht den Akteuren der gefallenen Diktatur kollektives Verschweigen vor.

Aus geschichtswissenschaftlicher Sicht bleibt jedoch die eine bereits angesprochene wesentliche Kritik an Vahters Buch. So willkommen seine Situationsbeschreibungen und die dafür herangezogenen Quellen sind, werden sich professionelle Historiker schwertun. Denn ihr methodisches Bestreben ist es, stets kontrollierbare Aussagen über die Vergangenheit zu treffen. Um Vahters Werk den Eingang in die Geschichtswissenschaften zu ermöglichen, wären durchgehende Quellenangaben wünschenswert und notwendig gewesen. Dieses Manko tritt noch deutlicher bei den aus Privatarchive stammenden Quellen hervor, da diese für Dritte ohnehin nicht ohne weiteres zugänglich sind. Vielleicht wäre es endlich an der Zeit, dass die zahlreichen Privatsammlungen von Zeitzeugen unter dem Dach eines Nationalen Museums für die Geschichte des Staatssozialismus in der Estnischen SSR zusammenkommen.

# Dissertationen aus dem Fachbereich Geschichte der Universität Tartu 2006–2015

---

VON ANTI SELART

In den zehn Jahren, die seit dem Erscheinen des ersten Chronikberichts<sup>1</sup> über die historischen Dissertationen an der Universität Tartu in den „Forschungen zur baltischen Geschichte“ vergangen sind, haben sich bedeutende Veränderungen ereignet. Sie hängen zunächst mit den allgemeinen Entwicklungen in der Hochschul- und Wissenschaftspolitik zusammen, mit denen formelle und quantitativ messbare Merkmale Einzug gehalten haben. Die nicht selten recht ausgedehnte Dauer des Doktorstudiums ist allerdings wirklich ein Problem, das eine wirksame Lösung braucht. Dabei sind die Ursachen dafür, dass besonders in den Geisteswissenschaften ein Dissertationsvorhaben abgebrochen wird oder statt der vorgesehenen vier Jahre bedeutend mehr Zeit in Anspruch nimmt, wenigstens zum Teil außerhalb der Universität zu suchen. Ein Doktorgrad wird in Estland eindeutig unterschätzt, denn er hat nur im akademischen Leben karrierefördernde Wirkung. In dem Moment, wo die Doktoranden eine nichtuniversitäre Stelle mit Zukunftsaussichten finden, haben sie keine Motivation mehr, ihre Forschungen weiterzuführen, denn das Promotionsstipendium ist knapp bemessen und auf die Normstudienzeit begrenzt.

Auch in den geisteswissenschaftlichen Fächern werden immer mehr Dissertationen kumulativ verteidigt, d.h. als eine Sammlung von Aufsätzen. Die Tartuer Promotionsordnung, die für alle Fächer gleich ist, lässt dieses Verfahren zu, das etwas schneller läuft, da die Vorverteidigung entfällt, und daher für das Institut auch kostengünstiger ist. Also ist der Trend verständlich, der aber nichts daran ändert, dass wirtschaftliche Effektivität und fächerübergreifender, quantitativ gemessener Wettbewerb anstelle der inhaltlichen Qualität des Doktorstudiums immer mehr in den Vordergrund rücken. Diesen Rahmenbedingungen muss sich auch das Institut stellen.

Die seit 2008 verabschiedeten Promotionsordnungen der Universität Tartu schließen die früher oft genutzte Möglichkeit, eine bereits gedruckt vorliegende Monografie als Dissertation zu verteidigen, grundsätzlich nicht aus. Gleichzeitig werden aber dem Verlag der potentiellen, selbständig

---

<sup>1</sup> MATI LAUR: Dissertationen aus dem Fachbereich Geschichte der Universität Tartu seit 1991, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 1 (2006), S. 184-190. Vgl. INESIS FELDMANIS: Im Fachbereich Geschichte verteidigte Promotions- und Habilitationsarbeiten in Lettland 1991–2006, in: Forschungen zur baltischen Geschichte 2 (2007), S. 208-217.

publizierten Dissertation formelle Anforderungen an die internationale Sichtbarkeit gestellt, denen wohl kein Verlag in Estland entspricht. Also werden faktisch alle Doktorarbeiten seitdem entsprechend der in der Promotionsordnung vorgeschriebenen Prozedur von *Tartu University Press / Tartu Ülikooli Kirjastus* verlegt.

Die Auflage der Doktorarbeiten liegt bei ca. 50 bis 70 Exemplaren, die für das Verteidigungsverfahren und zum Austausch zwischen den Universitätsbibliotheken vorgesehen und im Handel nicht erhältlich sind. Zusätzlich werden die Dissertationen vollständig im Internet unter dem URL <http://dspace.ut.ee/> frei zugänglich gemacht (ausgenommen freilich die Aufsätze der kumulativen Dissertationen, deren Publikationsrechte bei anderen Verlagen liegen). Die Verfasser der verteidigten Monografien publizieren nach der Disputation ihre gegebenenfalls umgearbeiteten Texte in der Regel als „normale“, an das professionelle und allgemeine Publikum gerichtete Bücher, die dann als endgültige Fassung der wissenschaftlichen Arbeit anzusehen sind. Die Frage, ob es in dieser Situation überhaupt sinnvoll ist, die kleine und kostenintensive Universitätsversion noch auf Papier drucken zu lassen, wird momentan intensiv erörtert.

Nicht alle Doktorarbeiten über historische Themen werden an der Universität Tartu im Institut für Geschichte und Archäologie verteidigt. Besonders ist hier die Theologische Fakultät zu erwähnen, an der die Kirchengeschichte und altorientalische Studien stark vertreten sind.<sup>2</sup>

<sup>2</sup> Auswahl der Dissertationen der Theologischen Fakultät aus der Zeit von 2006 bis 2015: AIRA VÕSA: Johann Georg Gichtel – teosoofiline idee kandja varauusaegses Euroopas [Johann Georg Gichtel – ein Träger der theosophischen Idee im frühneuzeitlichen Europa], Tartu 2006 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 10); VEIKO VIHURI: Hugo Bernhard Rahamägi, Eesti Evangeelse Luterliku Kiriku teine piiskop 1934–1939 [Hugo Bernhard Rahamägi, the second bishop of the Estonian Evangelical Lutheran Church 1934–1939], Tartu 2007 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 11); MEELIS FRIEDENTHAL: Tallinna Linnaarhiivi *Tractatus moralis de oculo* [The *Tractatus moralis de oculo* of the Tallinn City Archives], Tartu 2008 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 13); ANDREI SÕTŠOV: Eesti õigeusu piiskopkond nõukogude religioonipoliitika mõjuväljas 1954–1964 [The Estonian Orthodox eparchy under the influence of the Soviet religious policies in 1954–1964], Tartu 2008 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 14); JAAN LAHE: Gnosis und Judentum. Alttestamentliche und jüdische Motive in der gnostischen Literatur und das Ursprungsproblem der Gnosis, Tartu 2009 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 15); PEETER ESPAK: The god Enki in Sumerian royal ideology and mythology, Tartu 2010 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 19); PIRET LOTMAN: Heinrich Stahli pastoraalne tegevus Rootsi Läänemere provintside 17. sajandi esimesel poolel [Heinrich Stahl's activities in the Swedish Baltic provinces in the first half of the seventeenth century], Tartu 2010 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 20); KAARINA REIN: Arstiteadus rootsiaegses Tartu gümnaasiumis ja ülikoolis aastatel 1630–1656. Meditsiinialased disputatsioonid ja oratsioonid ning nende autorid [Medicine at the Gymnasium and University of Tartu from 1630 to 1656. Medical disputations, orations and their authors], Tartu 2011 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 21); ATKO REMMEL: Religioonivastane võitlus Eesti NSV-s aastail 1957–1990. Tähtsamad institutsioonid ja nende tegevus [Anti-religious struggle in



Die Mehrzahl der historischen Doktorarbeiten wird (noch) auf Estnisch verfasst. In den kumulativen Dissertationen dominieren immer stärker englischsprachige Aufsätze, doch treten auch vereinzelt noch deutschsprachige Publikationen auf. Deutsch als Wissenschaftssprache hat seine Rolle wenigstens in einzelnen Fällen als die Sprache des Resümees bewahrt.<sup>3</sup>

---

ANHANG:

---

Liste der am Institut für Geschichte und Archäologie der Universität Tartu in den Jahren 2006 bis 2015 verteidigten Dissertationen

2006

LEA LEPPIK (geb. 1962): Tartu Ülikooli teenistujate sotsiaalne mobiilsus 1802–1918, Tartu 2006 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 11). Social mobility of the employees of the Tartu University (1802–1918). Summary S. 233–250.<sup>4</sup>

KARIN HIEMAA (geb. 1963): Aafrika retseptioon eestikeelses trükisõnas (kuni 1917), Tartu 2006 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 12). The reception of Africa in Estonian printed word (until 1917). Summary S. 161–169.<sup>5</sup>

LUDMILA DUBJEVA (geb. 1954): Istoričeskaja nauka v Tartuskom universitete v konce XIX – načale XX vv. [Geschichtswissenschaft an der Universität Dorpat Ende des 19. – Anfang des 20. Jahrhunderts], Tartu 2006 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 13). Kokkuvõte S. 334–340.\*<sup>6</sup>

---

Estonian SSR in 1957–1990. Main institutions and their activities], Tartu 2011 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 24); ANU PÕLDSAM: Lazar Gulko-witsch – eine vergessene Stimme der Wissenschaft des Judentums. Seine Tätigkeit, sein Werk und seine Wirkung im zeitgeschichtlichen Kontext, Tartu 2011 (Dissertationes theologiae Universitatis Tartuensis, 25).

<sup>3</sup> Vgl. JUHAN KREEM: Wissenschaftssprachen in Estland, in: Deutsch als Wissenschaftssprache im Ostseeraum – Geschichte und Gegenwart, hrsg. von MICHAEL PRINZ und JARMO KORHONEN, Frankfurt am Main 2011 (Finnische Beiträge zur Germanistik, 27), S. 55–65.

<sup>4</sup> Vgl. LEA LEPPIK: Kalefaktoripojast professoriks. Tartu Ülikooli teenistujate sotsiaalne mobiilsus 1802–1918 [Vom Kalfaktorsohn zum Professor. Die soziale Mobilität der Bediensteten der Universität Dorpat 1802–1918], Tartu 2011. Vgl. die Rezension von BRADLEY D. WOODWORTH in: Forschungen zur baltischen Geschichte 8 (2013), S. 299–304.

<sup>5</sup> Vgl. KARIN HIEMAA: Aafrika imago eestikeelses trükisõnas [Das Bild von Afrika in den estnischsprachigen Drucksachen], Tartu 2009 (Tartu Ülikooli doktoritööid).

<sup>6</sup> Das Sternchen (\*) bezeichnet die kumulativen Dissertationen.

VILJAR PEEP (geb. 1970): Eesti sotsiaalpoliitilise õigusloome arengujooned esimesel omariiklusajal [The development trends of Estonian sociopolitical legislation during the first period of independence], Tallinn 2005. Summary S. 236-239.

**2007**

ERKI RUSSOW (geb. 1974): Importkeraamika Lääne-Eesti linnades 13.–17. sajandil. Imported pottery in West Estonian towns between the 13<sup>th</sup> and 17<sup>th</sup> centuries, Tallinn 2006.

SIRJE TAMUL (geb. 1951): Eraalgatuslikest stipendiumidest Tartu Ülikoolis 1802–1918, Tartu, 2007 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 14). Die privaten Studienstiftungen an der Kaiserlichen Universität Tartu [Dorpat]. Zusammenfassung S. 317-326.

**2008**

MARTEN SEPPEL (geb. 1979): Näljaabi Liivi- ja Eestimaal 17. sajandist 19. sajandi alguseni, Tartu 2008 (Dissertationes historiae universitatis Tartuensis, 15). Hunger relief in Livland and Estland from the seventeenth century to the beginning of the nineteenth century. Summary S. 392-405.

**2009**

MATI KRÖÖNSTRÖM (geb. 1965): Eesti sõjaväe juhtivkoosseis Vabadussõjas 1918–1920, Tartu 2008 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 16). The Officer Corps of the Estonian Army in the War of Independence in 1918–1920. Summary S. 303-309.<sup>7</sup>

TÕNNO JONUKS (geb. 1974): Eesti muinasusund, Tartu 2009 (Dissertationes archaeologiae Universitatis Tartuensis, 2). Prehistoric religions in Estonia (9600 BC – 1220 AD). Summary S. 387-426.

MÄRT LÄÄNEMETS (geb. 1962): Gandavyüha-sütra kui ajalooallikas. The Gandavyüha-sütra as a historical source, Tartu 2009 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 17).\*

EPI TOHVRI (geb. 1970): Valgustusideede mõju Tartu arhitektuurikultuurile 19. sajandi alguses, Tartu 2009 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 18). Intellectual history of the architecture in the early 19<sup>th</sup> century Tartu. Summary S. 293-312.

INDREK PAAVLE (1970–2015): Kohaliku halduse sovetiseerimine Eestis 1940–1950, Tartu 2009 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis,

<sup>7</sup> Vgl. MATI KRÖÖNSTRÖM: Kaptenite ja leitnantide sõda. Eesti sõjaväe juhtkoosseis Vabadussõjas 1918–1920 [Der Krieg der Kapitäne und Leutnants. Das Offizierskorps der estnischen Armee im Freiheitskrieg 1918–1920], Tallinn 2010.

19). Sovietisation of local administration in Estonia 1940–1950. Summary S. 281–292.

**2010**

AIVAR PÖLDVEE (geb. 1962): Bengt Gottfried Forselius ja rahvahariduse lätted Eesti- ja Liivimaal, Tartu 2010 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 20). Bengt Gottfried Forselius und die Quellen der Volksbildung in Est- und Livland. Zusammenfassung S. 340–349.\*

VLADIMIR SAZONOV (geb. 1979): Die Königstitel und -epitheta in Assyrien, im Hethiterreich und in Nordsyrien (Ugarit, Emar, Karkemiš) in der mittellassyrischen Zeit: Strukturelle Gemeinsamkeiten, Unterschiede und gegenseitige Beeinflussung, Tartu 2010 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 21).

**2011**

GURLY VEDRU (geb. 1970): Põhja-Eesti arheoloogilised maastikud. Archaeological landscapes of North-Estonia, Tartu 2011 (Dissertationes archaeologiae Universitatis Tartuensis, 3).\*

LJUDMILA JAMURZINA (geb. 1982): Obrjady semejnogo cikla mari v kontekste teorii obrjadov perehoda (na primere vostočnych mari), Tartu 2011 (Dissertationes ethnologiae Universitatis Tartuensis, 3). The Rituals Connected to the Mari Family Cycle (based on the Example of the Eastern Mari) in the Context of the Ritual Transition Theory. Summary S. 214–216.

ANDRES SEENE (geb. 1973): Eesti sõjaväe ohvitseride ettevalmistamise süsteemi kujunemine ja areng 1919–1940, Tartu 2011 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 22). Formation and development of the Estonian officer training system 1919–1940. Summary S. 351–357.\*

PIRET ÕUNAPUU (geb. 1955): Eesti Rahva Muuseumi loomine ja väljakujunemine, Tartu 2011 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 23). Foundation and evolution of the Estonian National Museum. Summary S. 213–222.

ILMAR ROOTSI (geb. 1937): Hunt ja inimene: suhted Eestis XVIII sajandi keskpaigast XIX sajandi lõpuni, Tartu 2011 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 24). Relationship between the Wolf and Man from the middle of the 18<sup>th</sup> century until the end of 19<sup>th</sup> century. Summary S. 264–275.

**2012**

KAJA KUMER-HAUKANÕMM (geb. 1975): Teisest maailmasõjast tingitud Balti pagulaste problemaatika aastatel 1945–1952 Eesti pagulaste näitel,

- Tartu 2012 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 25<sup>8</sup>). The Fate of Baltic Refugees and Dispalced Persons in 1945–1952: the Example of Estonian Refugees and Displaced Persons. Summary S. 192–198.\*
- MEELIS MARIPUU (geb. 1966): Omavalitsuseta omavalitsused. Halduskorraldus Eestis Saksa okupatsiooni ajal 1941–1944, Tartu 2012 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 26). Administrative Order in Estonia during the German Occupation in 1941–1944. Summary S. 284–294.
- KAAREL VANAMÖLDER (geb. 1981): Kommunikatsiooniväli Rootsi Läänemere-provintside 17. sajandi lõpul – Reval(i)sche Post-Zeitung varuusaegse informatsioonikandjana, Tartu 2012 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 27). Der Kommunikationsraum in den schwedischen Ostseeprovinzen am Ende des 17. Jahrhunderts. Die Revalsche Post-Zeitung als frühneuzeitliches Informationsmedium. Zusammenfassung S. 210–217.\*

### 2013

- MEELIS SAUEAUK (geb. 1971): Nõukogude julgeolekuorganite ja Eestimaa Kommunistliku Partei koostöö Eesti sovetiseerimisel aastatel 1944–1953, Tartu 2013 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis, 29). Cooperation between Soviet State Security Organs and the Estonian Communist Party in Sovietising Estonia in 1944–1953. Summary S. 299–310.<sup>9</sup>
- IVO JUURVEE (geb. 1979): Riigisaladuse kaitse Eesti Vabariigis 1918–1940, Tartu 2013 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis, 30). The protection of classified information in Estonia (1918–1940). Summary S. 264–278.<sup>10</sup>
- MARI NÖMMELA (geb. 1950): Stiiliajaloolise ja marksistliku käsitluse konflikt Voldemar Vaga kunstiajalookirjutuses 20. sajandi II poolel, Tartu 2013 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 31). Conflict between the style-historical and marxist treatments in Voldemar Vaga's writings on art in the second half of the 20<sup>th</sup> century. Summary S. 187–209.

<sup>8</sup> Im gedruckten Buch (ein Teil der Auflage) fälschlicherweise 24.

<sup>9</sup> Vgl. MEELIS SAUEAUK: Propaganda ja terror. Nõukogude julgeolekuorganid ja Eestimaa Kommunistlik Partei Eesti sovetiseerimisel 1944–1953 [Propaganda und Terror. Die sowjetischen Sicherheitsbehörden und die Estländische Kommunistische Partei bei der Sowjetisierung Estlands 1944–1953], Tallinn 2015. Siehe die Rezension von OLAF MERTELSMANN in dieser Nummer der Forschungen zur baltischen Geschichte.

<sup>10</sup> Vgl. IVO JUURVEE: Rääkimine hõbe, vaikimine kuld. Riigisaladuse kaitse Eesti Vabariigis 1918–1940 [Reden ist Silber, Schweigen ist Gold. Der Schutz des Staatsgeheimnisses in der Republik Estland 1918–1940], Tallinn 2013. Vgl. die Rezension von TOOMAS HIIO in: Forschungen zur baltischen Geschichte 10 (2015), S. 413–416.

KRISTI KUKK (geb. 1979): Väikerahvuste ajalookäsitluste genes ja narratiivid: Eesti võrdluses teiste Põhjala ja Baltikumi mittedominantsete rahvustega 19. sajandist kuni Teise maailmasõjani, Tartu 2013 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 32). The genesis and narratives of national history writing from the beginning of the 19<sup>th</sup> century up until World War II. Estonia in comparison with other non-dominant Nordic and Baltic nations. Summary S. 157-162.

**2014**

HELEN ROHTMETS-AASA (geb. 1977): Eesti Vabariigi sisserändepoliitika aastatel 1920–1923, Tartu 2014 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 33). Immigration policy of the Republic of Estonia in 1920–1923. Summary S. 158-160.\*

OLEV LIIVIK (geb. 1975): Eesti NSV Ministrite Nõukogu institutsionaalne areng ja kaadrid 1940–1953, Tartu 2014 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 34). Institutional development and the cadres of the Council of Ministers of the Estonian SSR, 1940–1953. Summary S. 253-266.

**2015**

REIGO LOKK (geb. 1980): Sepistades natsiooni: taasiseseisvunud Eesti etnopolitilised konfliktid, Tartu 2015 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 35). Forging the Nation: Ethnopolitical Conflicts in Post-Communist Estonia. Summary S. 452-461.

TÖNIS TATAR (geb. 1980): Kolmas tee Eesti NSV kunstis: avangardi ja võimumeelsuse vahel, Tartu 2015 (Dissertationes historiae Universitatis Tartuensis, 36). The Third Discourse in Estonian Art in the Soviet Period: Between Collaboration and Avant-garde. Summary S. 275-280.

RIINA RAMMO (geb. 1981): Tekstiilileiud Tartu keskaegsetest jäätmekastidest: tehnoloogia, kaubandus ja tarbimine. Textile finds from medieval cesspits in Tartu: technology, trade and consumption, Tartu 2015 (Dissertationes archaeologiae Universitatis Tartuensis, 4).\*



# BESPRECHUNGEN

*Beyond the Sea. Reviewing the Manifold Dimensions of Water as Barrier and Bridge.* Hrsg. von MARTA GRZECHNIK und HETA HURSKAINEN. Böhlau Verlag. Köln, Weimar und Wien 2015. 269 S. ISBN 9783412222932.

In der Tat, es gibt nur wenige „narratives about European societies“, die aus der Perspektive des Meeres und der Küste geschrieben worden sind, wie die Herausgeberinnen Marta Grzechnik und Heta Hurskainen sowie Alexander Drost in der Einleitung zu diesem Band erläutern (S. 9). Da Menschen nun mal auf dem Lande lebten, sei dies ja auch verständlich. Dieser Sammelband, der vor allem auf den Vorträgen einer Konferenz aus dem Jahre 2012 beruht und im Rahmen des Greifswalder Internationalen Graduiertenkollegs „Baltic Borderlands“ erscheint, sei jedoch ein bescheidender Versuch, unsere Sichtweise entsprechend zu ändern. Wahrscheinlich ist es ein Problem von Rezensenten, solche vollmundigen Versprechen allzu ernst zu nehmen, denn gemessen daran, muss das Vorhaben wohl zwangsläufig scheitern. Der Perspektivenwechsel, den die Artikel dieses Bandes liefern, ist höchstens ein gradueller, kein prinzipieller, wie schon der Untertitel verdeutlicht. Unsere Vorstellungen vom Meer stehen im Mittelpunkt dieses Bandes. Wir bleiben alle schön auf dem Trockenen.

Dies gilt auch für den einzigen Text, in dem das Meer als etwas Physisches (und nicht etwa als etwas sozial, kulturell oder medial Konstruiertes) eine Rolle spielt. Die Idee, Manganknollen vom Tiefseeboden zur Eisenerzgewinnung abzubauen, machte Ende der 1960er Jahre Furore, wie Ole Sparenberg zu berichten weiß. Für eine kurze Zeit blitzte sogar die Vision auf, diese Ressource zu internationalisieren, um sie für die ganze Menschheit nutzbar zu machen. Doch blieben die Metallpreise über die nächste Dekade niedrig, weshalb der Tiefseeabbau gar nicht erst in Angriff genommen wurde. Zudem hatte man nun erkannt, dass auch die Tiefsee ein schützenswertes Habitat darstellte. Sparenbergs umwelthistorischer Ansatz entspricht vielleicht noch am ehesten dem vorgestellten Konzept des Bandes, doch bleibt er methodisch die Ausnahme und ist letztlich ebenso der Perspektive des Festlandes auf das Meer verhaftet wie alle anderen Texte.

Acht der insgesamt elf Beiträge beschäftigen sich mit der Vergangenheit – von Bildern des Meeres in der griechischen und römischen Poesie (Boris Dunsch) bis hin zu mehr oder weniger utopischen Regionalkonzepten für den Öresund in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (Magdalena

Schönweitz). Bis auf Dunsch und Sparenberg konzentrieren sich die Autorinnen und Autoren auf den Ostseeraum. Allein diese kurze Charakteristik zeigt bereits, wie wenig die einzelnen Beiträge aufeinander abgestimmt sind. Das Meer spielt überall eine Rolle, doch was das „Beyond the Sea“ des Titels eigentlich soll, bleibt ziemlich in der Schwebe.

Was bieten nun die einzelnen Beiträge? Schon die drei Texte, die sich mit Nordosteuropa und dem weiteren Ostseeraum bis zum 16. Jahrhundert beschäftigen, zeigen die Spannweite der hier versammelten Arbeiten. Der Mittelalterhistoriker Alexander Filiuschkin aus St. Petersburg beschäftigt sich mit der Frage, welche Rolle das Meer im russischen Mittelalter gespielt habe, wobei neben der Ostsee auch das Schwarze Meer zur Sprache kommt. Kaum überraschend meint Filiuschkin, dass in der Sicht der russischen mittelalterlichen Eliten bis zum Ende des 16. Jahrhunderts das Meer eher Grenze als *frontier* gewesen und – ungeachtet aller späteren Projektionen – als politisches Ziel (Handel! Beherrschung!) von geringer Bedeutung gewesen sei. Lehti Mairike Keelmann untersucht den von den Revaler Schwarzenhäuptern am Ende des 15. Jahrhunderts in Brügge in Auftrag gegebenen Marienaltar, der heute in der Niguliste-Kirche besichtigt werden kann. Dabei behandelt die Autorin – neben dem interessanten Versuch der Betrachtung des Werkes mit zeitgenössischen Augen („period eye“) – den handelspolitischen Kontext dieser transnationalen Kunstaktion (schließlich kann sie auch nur so das Meer in diesem Text einbeziehen). Was der Erwerb des Altars eines niederländischen Meisters für die Stadt Reval, aber auch und gerade für die Position der Schwarzenhäupter als Organisation bedeutet haben mag, erfahren wir nicht.

Schließlich informiert uns Magnus Ressel über die Ambitionen des Georg Johann I. von Pfalz-Veldenz, der in den 1570er und frühen 1580er Jahren erfolglos versuchte, eine „Reichs-Admiralität“ zu schaffen, um nicht zuletzt das Heilige Römische Reich (HRR) an der Seite Polen-Litauens, des Krim-Khanats und Schwedens in den Livländischen Krieg hineinzuziehen. Nach konzisen Abschnitten zur Hanse, dem HRR und seiner Politik im Norden sowie dem Verhältnis zwischen der Hanse, dem Reich und Livland diskutiert er Georg Johanns Aktionen, zu denen den Pfalzgraf vor allem seine 1563 geschlossene Ehe mit Anna Maria, der Tochter des schwedischen Königs Gustav Vasa, ermächtigte. Der Autor entwirft ein gelungenes Portrait dieses agilen Netzwerkers, für den die Ostsee nicht nur mit wirtschaftlichem Potential, sondern auch mit einem Traum aufgeladen gewesen sei: Der Vereinigung des Reiches. Dieser Traum jedoch habe seine tatsächlichen Möglichkeiten, überschuldet und in kleine Nachbarschaftskonflikte verstrickt, wie er war, bei weitem überstiegen: „the northern oceans became für him an object of escapism“ (S. 116).

Tilman Plath entführt uns mit seinem Artikel über die Gründung St. Petersburgs und Russlands Bemühungen, in das Geschehen auf der Ostsee einzugreifen, in das frühe 18. Jahrhundert. Der Autor ist offensichtlich



noch am Beginn seiner Beschäftigung mit diesem Thema. Denn es ist natürlich nicht unbekannt, dass Peter I. den Aufbau einer Handelsflotte in den Jahren des Nordischen Krieges nicht weiter verfolgte und es der russländischen Gesellschaft seiner Zeit an vielerlei Voraussetzungen für die Herausbildung einer international konkurrenzfähigen Kaufmannschaft mangelte, selbst wenn der Flottenbau in militärischer Hinsicht ja durchaus längerfristig wirksam blieb. Letztlich bleibt auch Plath damit die Einlösung des Versprechens schuldig, neue maritime Perspektiven aufzuzeigen.

In dem letzten der die Vergangenheit thematisierenden Texte beschäftigt sich Marta Grzechnik mit Schwedens Sicht der Ostsee und legt dar, dass die Vorstellung eines trennenden Grabens weit älter sei als der Kalte Krieg. Allerdings ist dieser Umstand wahrscheinlich auch nur für solche kurzsichtigen Zeitgenossen überraschend, die nach dem Ende des Kalten Krieges davon ausgingen, nun werde die Ostsee wieder ihren natürlichen Aggregatzustand als verbindendes Meer einnehmen. Jede Idee einer vereinigenden „nordischen“ Identität, wie sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts und vor allem in der Zwischenkriegszeit virulent war, musste zwangsläufig dazu führen, die südliche und östliche Ostseeküste als fremd zu betrachten – und den Graben des trennenden Meeres zu spüren. Im Falle Schwedens konnte auch das transbaltische Erbe der einstigen Großmacht daran nichts ändern. Zwar sind die Bemerkungen der Autorin zur nachlassenden Bedeutung dieser historischen Vergangenheit für die schwedische Selbstverortung in der Zwischenkriegszeit durchaus richtig, und bei Besuchen in den baltischen Staaten mag manch ein Schwede tatsächlich „Oriental“ Einflüsse gespürt haben (S. 138), was zur wachsenden Entfremdung nur beitrug. Andererseits hat Torkel Jansson kürzlich darauf hingewiesen, dass gerade Estland Ende der 1930er Jahre zum schwedischen Mallorca geworden sei, wo für viele Touristen unter anderem eben auch die alte Großmachtzeit wieder erlebbar wurde.<sup>1</sup>

Auch die drei abschließenden Beiträge tragen zu dem etwas willkürlichen Eindruck, den die Zusammenstellung dieses Bandes hinterlässt, bei. Hier geht es um „governance“ im Ostseeraum im Bereich der Hochschulkooperation (Stefan Ewert) sowie im Bereich der grenzüberschreitenden, von der EU ins Leben gerufenen „Maritime spacial plans“ (Tim-Åke Pentz, Daria Gritsenko), und um die Auswirkungen der logistischen Revolution im Ostseeraum (Jan Henrik Nilsson).

So fällt das Fazit zwiespältig aus. Kaum jemand wird sich für alle Beiträge interessieren, selbst wenn sie durchaus wichtige Akzente setzen. Sie sind aber zu wenig miteinander verbunden, um in ihrer Gesamtheit zu wirken. Das ambitionierte Programm, unsere Sehweise auf die Meere zu ändern,

---

<sup>1</sup> TORTEL JANSSON: Estland – Schwedens erstes Mallorca in den 1930er Jahren, in: *Tourismus in der Ostseeregion = Tourism in the Baltic Sea Region*, hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN, Lüneburg 2012 (Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte XX/2011), S. 111-145.

sieht zumindest dieser Rezensent als gescheitert an. Schade eigentlich. Die einleitend versprochene Perspektive des Meeres zu erfahren, dürfte zwar an unüberwindlichen Quellenproblemen scheitern. Die Perspektive der Küsten(bewohner) jedoch dürfte in vielen Fällen durchaus rekonstruierbar sein und vor allem neue Einsichten z.B. in den narrativ vor allem mit dem Land verbundenen Nationsbildungsprozess etwa der Esten und Letten bieten. Aber auch diesem Band geht es doch immer wieder in erster Linie um die Sicht der Zentren auf das Meer.

KARSTEN BRÜGGEMANN

MARIKA MÄGI: *Rafala. Idateest ja Tallinna algusest* [Rafala. Über den Ostweg und die Anfänge Tallinns]. Verlag Argo. Tallinn 2015. 198 S. ISBN 9789949527458.

Das Buch von Marika Mägi, wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Tallinn, entwirft ein Bild von der Entwicklung der Küstengebiete der Tallinner Bucht als einem Handelsplatz vom 8. bis zum 13. Jahrhundert. Die Autorin stützt sich auf eine breite Basis sowohl archäologischer als auch schriftlicher Quellen und betrachtet das Material in komplexer und interdisziplinärer Weise. In einzelnen Kapiteln bezieht das Buch auch Texte anderer Wissenschaftler mit ein – so von Krista Karro zu den natürlichen Voraussetzungen Tallinns, von Edvards Puciriuss vergleichend zu ähnlichen Entwicklungen in Riga und von Eerik-Niiles Kross zu relevanten Einzelinformationen aus den späteren mittelalterlichen Urkunden. Das Ergebnis ist eine komplette Abhandlung über die Vorgeschichte der Region Tallinn als Handelszentrum.

Die wesentlichen Thesen des Buches können wie folgt zusammengefasst werden: Wenn man die Logik des wikingerzeitlichen Überseehandels in ganz Nordeuropa berücksichtigt, war die Tallinner Bucht aus logistischen und seefahrttechnischen Gründen sehr gut als Handelsplatz geeignet. In der Wikingerzeit (8.–10. Jahrhundert) befanden sich an der Küste der Tallinner Bucht zwei Handelsplätze, die ihre je eigene Funktion hatten. Der eine von ihnen lag im Ostteil der heutigen Stadt Tallinn (mehrere Kilometer östlich der mittelalterlichen Hansestadt, der heutigen Altstadt), bei der Burg Iru am Fluss Pirita. Dieser Handelsplatz befand sich beim lokalen politischen Zentrum und war vor allem für die lokale Bevölkerung der Knotenpunkt für den Warenaustausch. Der andere Handelsplatz, der

etwas später entstand, aber parallel betrieben wurde, befand sich an der Stelle der heutigen Tallinner Innenstadt, an der Vorstadt der mittelalterlichen Hansestadt, am Ufer des Härjapea-Flusses, der am Anfang des 20. Jahrhunderts unter die Erde verlegt wurde. Dieser, laut Mägis Terminologie der Handelsplatz Rävåla, war ein Knotenpunkt für den die Tallinner Bucht passierenden Fernhandel. Im 11. Jahrhundert verschwand das Handelszentrum Iru, der Handelsplatz Rävåla blieb aber vermutlich in der einen oder anderen Form bis zum 13. Jahrhundert erhalten. Zur Beibehaltung des Handelsplatzes könnte die Kultstätte Tallinn, die sich auf dem (späteren) Domberg (*Toompea*) befand, beigetragen haben. Der Handelsplatz Rävåla wurde auch durch eine Burg gesichert, die sich aber nicht wie allgemein behauptet auf dem Domberg, sondern auf dem Tõnismägi (einem Hügel in der Innenstadt des heutigen Tallinn) befand.

Das Erscheinen dieses Buches muss aus Sicht der estnischen Geschichtswissenschaft sicher begrüßt werden. Dafür gibt es zwei Gründe, einen konkreteren und einen allgemeineren. Erstens zweifelt Mägi mehrere Thesen über diese Periode an, die in der Forschung zu liebgewonnenen Wahrheiten geworden sind, und belebt damit eine Diskussion, die sonst in der estnischen, zwangsläufig kleinen Wissenschaftsgemeinde leicht an Schwung zu verlieren droht. Beispielsweise argumentiert Mägi überzeugend, dass die Bedeutung Estlands und die Rolle der Esten im nordeuropaweiten Handel der Wikingerzeit nicht unbedingt kleiner war als in der Zeit vom 11. bis zum 13. Jahrhundert, vielleicht sogar umgekehrt. Es stellt sich auch die Frage, ob nicht die Angaben in den schriftlichen Quellen zur späteren Periode hinsichtlich ihres Grades an Genauigkeit und ihrer Emotionalität bei den Wissenschaftlern einen tieferen Eindruck hinterlassen und ihre Bewertungen beeinflusst haben. Beim archäologischen Material bedeutet die Vielfalt an Material nicht unbedingt einen höheren Lebensstandard der betreffenden Zeit, denn die Unterschiede können sich auch aus Veränderungen in der Kultur ergeben haben.

Gleichzeitig ist Mägi die erste, die behauptet, dass sich die frühzeitliche Burg nicht auf dem Domberg befand (man hat sie dort wegen der bis heute erhaltenen mittelalterlichen Burg vermutet), sondern auf dem Tõnismägi. In der Umgebung des Tõnismägi befanden sich noch im 13. Jahrhundert die Überreste der einstigen Befestigung. Dank seiner natürlichen Voraussetzungen war er für den Schutz des in der Nähe liegenden Handelsplatzes geeigneter und er war durch einen Höhenrücken mit dem Domberg verbunden, der den einzigen Zugang zum Toompea – dem vermutlichen Heiligtum – mit seinen steilen Kalksteinhängen darstellte. Mägi argumentiert zudem schlüssig, dass der frühzeitliche Name des Tõnismägi oder aber der des durch den Höhenrücken verbundenen Tandems aus Tõnismägi und Domberg *Harye(n)pe* war (estnisch „Haupt des Gebirgskamms“), so wie es in den Urkunden des 13./14. Jahrhunderts zu finden ist.

Zweitens vertritt Mägi als Wissenschaftlerin der Universität Tallinn in ihrem Werk hinsichtlich der letzten Jahrhunderte der estnischen Frühzeit eine sozusagen maritime Position, d.h. eine Perspektive, die Skandinavien einige Bedeutung beimisst. Heute dominieren in der Forschung zur estnischen Frühzeit eher Wissenschaftler der Universität Tartu, die das archäologische Material vor allem anhand von innergesellschaftlichen sozialen Prozessen und Konflikten deuten und den Einfluss des europaweiten Handels und der Kontakte als eher gering einschätzen. Auch ist der Fokus der Forscher der Universität Tartu in letzter Zeit vor allem auf Südestland gerichtet gewesen. So gesehen nähert sich Mägi der untersuchten Periode aus einem neuen Blickwinkel. Sie stellt die estnische Küstenregion, d.h. die Gebiete des estnischen Festlands entlang der langen Küstenlinie sowie die Inseln, ins Rampenlicht und lenkt die Aufmerksamkeit darauf, dass Estland an einer Wegekreuzung des internationalen Handels lag, was zur Folge hatte, dass wenigstens die Küste zum skandinavischen Kulturraum gehört haben dürfte.

Ein Mangel dieses Buches ist seine fragmentarische Struktur. Wie Mägi selbst im Vorwort erwähnt, waren die Hauptthesen des Buches ursprünglich für die Veröffentlichung eines Artikels gedacht, doch ließen die Rückmeldungen und Gedanken von Kollegen den Umfang so anwachsen, dass er sich zur Veröffentlichung als Buch eignete. So besteht das Buch aus mehr oder weniger für sich stehenden Gedankenfolgen, die alle unterschiedlich detailliert sind und die zwar alle durch Verweise miteinander verknüpft sind, doch hätte die Zusammenführung zu einem einheitlichen Narrativ besser gelingen können. Für denjenigen Leser, der mit dem Thema und dem bisherigen Forschungsstand vertraut ist, ist das Buch informativ, doch würden Leser, die mit der Frühgeschichte Tallinns vielleicht das erste Mal in Berührung kommen, wahrscheinlich an manchen Stellen in Verlegenheit geraten. Die guten Seiten des Buches – originelle Gedankengänge, die Belebung der Diskussion und die Tatsache, dass die Autorin die estnische Geschichte dieser Epoche in einen weiteren nordeuropäischen Kontext stellt – wiegen diesen Mangel jedoch mit Sicherheit auf.

Zusammenfassend kann man sagen, dass „Rafala“ einen frischen Beitrag mit vielen originellen Gedanken sowohl über die Vorgeschichte Tallinns als auch – in einem weiteren Kontext – über die letzten Jahrhunderte der frühzeitlichen Küstengebiete Estlands liefert. Obwohl die Darstellungsweise und Gliederung des Materials nicht sehr einheitlich sind, belebt und bereichert das Buch die akademische Diskussion über eine der umwälzenden Perioden der estnischen Geschichte, indem es diese Ereignisse klarer als bisher in einen größeren nordeuropäischen Zusammenhang einbettet.

KRISTJAN OAD

DARIUS BARONAS, STEPHEN C. ROWELL: *The Conversion of Lithuania. From Pagan Barbarians to Late Medieval Christians*. The Institute of Lithuanian Literature and Folklore. Vilnius [2015]. xi + 627 S. ISBN 9786094251528.

Obwohl der anzuzeigende Band mit der Erwähnung der *aestiorum gentes* von Tacitus beginnt und dank zahlreicher historiografischer Exkurse inhaltlich bis zum heutigen Tage reicht, geht es eigentlich um die Jahrhunderte unmittelbar vor und nach der Taufe Litauens (1387) und Schemaitens (1416/17). Insgesamt beinhaltet die Publikation von Darius Baronas (geb. 1973) und Stephen C. Rowell (geb. 1964) somit viel mehr als der Titel verspricht. Sie bietet eine politische Geschichte Litauens vom 13. bis zum 15. Jahrhundert, sie behandelt die Mission und die katholischen bzw. orthodoxen Kirchenorganisationen im Großfürstentum, die Geschichte Schemaitens um die Wende vom 14. zum 15. Jahrhundert und schließlich das Schicksal der Kirchenunion in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Nach der wohl zutreffenden Feststellung „moderation in pride was not the strongest side of East European nations“ (S. ix) wird gezeigt, wie die frühneuzeitliche Polemik besonders zwischen Katholiken und Protestanten um den Erfolg und Misserfolg der katholischen Missionierung das Bild der mittelalterlichen Religion in Litauen bis heute prägt – von der protestantischen Behauptung, dass die katholischen Missionare gescheitert seien bis hin zur Heroisierung des baltischen Heidentums als Grundpfeiler der modernen nationalen Ideologie. Eine zentrale Frage des Buches lautet dagegen, was das litauische Heidentum im 13. und 14. Jahrhundert eigentlich bedeutete und wie die gängigen Vorstellungen über das Wesen der altlitauischen Religion quellenmäßig fundiert sind. Insgesamt basiert die Studie im Wesentlichen auf den zahlreichen früheren kleineren Publikationen der Verfasser, die nun zu einer englischsprachigen Synthese vereinigt wurden.

Mit einigen für die Verfasser offenbar wesentlichen Aspekten, die jedoch nicht unbedingt mit dem Hauptthema des Bandes verbunden sind, wenden sich Baronas und Rowell wahrscheinlich vor allem an die nicht-litauische Leserschaft. In dieser Hinsicht geht es z.B. um den bekannten litauisch-weißrussischen Streit darüber, ob das mittelalterliche Großfürstentum ein „litauischer“ oder „weißrussischer“ Staat gewesen war bzw. welche Sprache am großfürstlichen Hof gesprochen wurde. Dazu gehört aber auch der sicher richtige Vorwurf der „westlichen“ Geschichtsschreibung (S. 84), dass hier immer noch Vermutungen wiederholt werden, die um 1990 aus dem litauischen nationalen Eifer heraus geboren und später widerlegt wurden.

Immer wieder kommen die Verfasser zum Schluss, dass die Trennlinie zwischen heidnisch und christlich nicht so scharf war, wie es sich die zeitgenössischen christlichen und oft polemischen Texte, aber vor allem auch die moderne Geschichtsschreibung ausgemalt haben. So erzählt die

Behauptung von der Apostasie des Königs Mindaugas vor seinem Tod wenig über seine Religion, sondern viel mehr über politische Entscheidungen: Etwa dreißig Jahre später stellte der Verfasser der Livländischen Reimchronik das Ende der politischen Kooperation mit dem Deutschen Orden als Abfall des Königs vom Christentum dar. Ebenso wird verneint, dass es eine heidnische oder orthodoxe Reaktion hätte gewesen sein können, welche Gediminas' angebliche Entscheidung, den christlichen Glauben anzunehmen, verhindert habe. Es ging, wie immer, um weltliche Politik.

Die Initiativen zu Christianisierung Litauens während der Herrschaft von Algirdas kamen nicht aus Litauen. Gleichzeitig unterschied sich die litauische Elite im 14. Jahrhundert in kultureller Hinsicht gar nicht so sehr von der kriegerischen Adelsgesellschaft des mittelalterlichen katholischen Europa: Die ständigen Kämpfe mit dem Deutschen Orden stellten kein Hindernis für persönliche Kontakte zwischen litauischen *nobiles* und Ordensrittern dar. Die litauische Expansion in die Rus' brachte die Konversion mehrerer Vertreter der regierenden Dynastie zur Orthodoxie mit sich. Das Festhalten der Großfürsten am Heidentum wird in dieser Studie als ein Instrument angesehen, um die Vormacht in den Händen der litauischen Elite zu halten.

Die Legende von den drei orthodoxen Märtyrern von Wilna, die um 1347 hingerichtet worden sein sollen, behandelt Baronas nicht als spätere Erfindung, sondern folgt der seit den 1980er Jahren maßgeblichen Ansicht, die dahinter ein reales Ereignis vermutet. Bei den Märtyrern handelte es sich wahrscheinlich um konvertierte Personen aus der näheren Umgebung des Großfürsten Algirdas. Als Hintergrund der Hinrichtungen gilt Baronas weniger die Religion als vielmehr ein „Loyalitätskonflikt“ der Elite des Hofes zwischen dem Großfürsten und dem christlichen Gott. Aus der Sicht von Algirdas, der hinsichtlich seiner Ehre sehr empfindlich gewesen sein soll, wurden seine Diener wegen eines säkular verstandenen Ungehorsams umgebracht, es handelte sich keineswegs um eine religiös begründete Christenverfolgung.

Die katholischen Märtyrer, d.h. die Franziskaner – mehrere Brüder wurden in den Jahren 1341, 1369 und 1378 hingerichtet – waren demgegenüber Fremde, die nicht nur aktiv den christlichen Glauben verkündeten, sondern den gesellschaftlichen Frieden dadurch bedrohten, dass sie die litauischen Sitten und den alten Glauben öffentlich verurteilten. Also ging es auch hier weniger um allgemeine Fragen der Toleranz in Glaubensfragen, sondern vielmehr um die Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Wichtig ist die These, dass die heidnische litauische Gesellschaft im 14. Jahrhundert „much more porous and diversified, we may even say more pluralistic“ gewesen sei (S. 218).

Das litauische Heidentum des späteren 14. Jahrhunderts wird ohnehin als sich allmählich auflösende Religion dargestellt. Es habe eher einen „way of life“ (S. 228) dargestellt, der weder institutionalisiert gewesen sei noch

über eine kompakte Lehre oder einen einheitlichen Kult verfügt habe. Für die Großfürsten war die traditionelle Lebensart des Kriegers wesentlich, aber auch die für sie angenehme Tatsache, dass sie – anders als in einer christlichen Gesellschaft – keine geistliche Autorität neben sich dulden mussten, die ihre Taten hätte beurteilen können. Die Gesellschaft aber sei für den wachsenden Einfluss des Christentums offen gewesen. In dieser Sicht war die Taufe Jogailas der logische Abschluss einer längerfristigen Entwicklung.

Die russischen Quellen, die von einem angeblichen Plan der orthodoxen Taufe Jogailas um 1384 berichten, werden als Moskauer Fälschung einer sehr viel späteren Zeit dargestellt. Wertvoll ist die Bemerkung, die Existenz der heidnischen Tempel und Priester in Litauen sei als literarischer Topos der späteren Quellen anzusehen. Daher habe es sich bei der „Einführung“ des Christentums in Litauen um ein sehr viel weniger spektakuläres Ereignis gehandelt, als es z.B. in der Chronik von Jan Długosz geschildert wird: „There was no (organized) paganism left“ (S. 276). Die Christianisierung des Landes brachte zunächst eine Veränderung der Lebensweise mit sich: Die neuen Regelungen betrafen das Fasten, das Eherecht, den Umgang mit den Verstorbenen und die Absonderung des Kirchenguts von der Allmende. Die heidnische Gesellschaft hatte ohnehin keine Schriftlichkeit und keine schriftlich fixierten Gesetze gekannt.

Die Verfasser betonen zudem, dass die Beziehungen zwischen der katholischen und der orthodoxen Kirche, die ja im gesamten Großreich zahlenmäßig dominierte, kaum so konfliktträchtig war, wie es zuweilen angenommen wird. Im alltäglichen Leben entwickelte sich eher eine Symbiose der Konfessionen. Die Rolle von Jogaila und Vytautas als Befürworter der Kirchenunion zwischen den orthodoxen und katholischen Kirchen erhöhte die internationale Bedeutung Litauens und führte letztendlich dazu, dass gerade das Großfürstentum und nicht der konkurrierende Deutsche Orden das Recht erwarb, Schemaiten zu christianisieren.

Ein eigenes Kapitel ist den litauischen Supplikationen bei der apostolischen Pönitentiarie und den Indulgenzen der litauischen Kirchen gewidmet, ein anderes dem geistlichen Gerichtswesen. Letzten Endes sei die litauische Gesellschaft im 15. Jahrhundert katholisch geworden, obwohl die volkstümliche Religion – wie auch im „altchristlichen“ Europa – synkretistische Elemente einbezog. Dagegen könnte man zwar einwenden, dass Quellen wie die an die römische Kurie gerichteten Suppliken hinsichtlich der sozialen Gruppen doch ziemlich selektiv sind. Aber die eigentliche Aussage des Buches ist vollkommen plausibel: Im Alltag waren die Grenzen zwischen heidnisch und christlich, zwischen katholisch und orthodox eher fließend und unscharf. Die Geschichte der Christianisierung Litauens ist eine Geschichte der (allmählichen) Adaption und Anpassung, sie ist keine Geschichte der raschen, von Konflikt oder Ignoranz begleiteten Wende.

Zu bemängeln wären einige Einzelheiten, die über die Grenzen Litauens hinausweisen. Die im Buch erwähnte Geschichte der Landung deutscher Kaufleute an der Düna 1159 ist nicht bloß halb legendär (S. 57), sie ist sozusagen voll legendär. Die Behauptung, dass auch die Novgoroder an der Schlacht von Saule 1236 teilnahmen (S. 62), basiert einzig auf nach-mittelalterlichen Quellen. Dass Polock um 1305 ins Großfürstentum Litauen eingegliedert worden sei (S. 150), ist ein oft wiederholter Fehler; tatsächlich fand der Anschluss schon viel früher statt. Die Interessen des Erzbischofs und der Stadt Riga in der Geschichte der Gediminasbriefe hätten wohl eine größere Aufmerksamkeit verdient. Zudem bietet dieses von zwei Autoren stammende Buch einzelne Wiederholungen, und die zuweilen unterschiedliche Darstellungsweise ist deutlich erkennbar.

Im Personen- und Ortsnamenverzeichnis, das Elemente eines Sachregisters enthält, stehen nebeneinander der faktisch anonyme, kommentarlose Name „Anna“ und „Stalin, Iosif“, der – wohl um jede Verwechslung zu vermeiden – als „mass murderer and tyrant“ identifiziert wird. „Tamerlan“ hingegen gilt dem Register wohl als eine allgemein bekannte Person der Geschichte, während bei den litauischen Großfürsten der Titel stets angeführt wird.

Und *last but not least*: Vom einstigen Ministerpräsidenten der Russländischen Föderation Viktor Černomyrdin stammt der mittlerweile zum geflügelten Wort gewordene Ausdruck – *choteli kak luše, a vyšlo kak vseгда*: man wollte ja nur das Beste, aber am Ende war alles wie immer. Dass die Veröffentlichungen der Resultate der vom Europäischen Sozialfond finanzierten Projekte kein zweites Mal verkauft werden dürfen, da sie ja schon von den Steuerzahlern bezahlt wurden, klingt ja eigentlich schön und vernünftig. Faktisch bedeutet es aber, dass man sich das Buch nicht besorgen kann, es sei denn, man erhält es von litauischen Kollegen als Geschenk. Der Buchhandel kann mit einem kostenlosen Band verständlicherweise wenig anfangen. Da das Buch nur in einer Auflage von 200 Exemplaren erschienen ist, hat eigentlich niemand, der außerhalb von Vilnius lebt, die Möglichkeit, dieses wirklich sehr lesenswerte, an ein internationales Publikum gerichtete Buch zu erstehen.

ANTI SELART



TOBIAS KÄMPF: *Das Revaler Ratsurteilsbuch. Grundsätze und Regeln des Prozessverfahrens in der frühneuzeitlichen Hansestadt* (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte. Neue Folge, 66). Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien 2013. 253 S. ISBN 9783412209643.

Das im Stadtarchiv Tallinn (*Tallinna Linnaarhiiv*) unter der Signatur f. 230, nim. 1, Aa 16 aufbewahrte Ratsurteilsbuch der Stadt Reval enthält auf 590 beschriebenen Seiten 1102 niederdeutsche Einträge aus der Zeit von 1515 bis 1554. Ihre chronologische Reihenfolge ist zunächst gewahrt, gegen Ende des Bandes springt sie mehrfach. An der Anlage beteiligt war eine Vielzahl von Schreibern, die der Revaler Ratskanzlei angehörten. Die Gestalt der Einträge ist aufgrund dessen inhomogen. All dies erfährt der Leser aus dem Vorwort der provisorischen, bis heute heranzuziehenden Edition des Bandes, die Wilhelm Ebel 1952 unter den schwierigen Bedingungen der Nachkriegszeit publiziert hat,<sup>1</sup> nicht aber aus der hier zu besprechenden Frankfurter rechtsgeschichtlichen Dissertation, die sich explizit mit diesem Band auseinandersetzt. Dies verwundert, denn Tobias Kämpf verfolgt mit seiner Arbeit einen immanenten Ansatz, indem er das Ratsurteilsbuch als einzige Quelle heranzieht und daran seine detaillierten Analysen anstellt. Das Urteilsbuch, so wird einleitend erklärt, „bietet (...) Gelegenheit, die Revaler Verfahrenspraxis über einen sich über vier Jahrzehnte erstreckenden Zeitraum zu verfolgen“ (S. 11); beschrieben werden „die verfahrensrechtlichen Einzelheiten des Revaler Rechtsgangs“ (S. 15). Mehr ist nicht in Erfahrung zu bringen, weder wie der Autor seine leitende Fragestellung sieht, noch wie er sich methodisch verortet. Der Orientierung dient darüber hinaus lediglich das Inhaltsverzeichnis, in dem – befremdlich zu konstatieren – an etlichen Stellen Kapitelüberschriften fehlen.

Anschauliche Informationen erhält der Leser hingegen über die Revaler Gerichtsorganisation, innerhalb derer das Ratsurteilsbuch seinen Platz hatte. Verknüpft mit einem wenig kundigen, teilweise von überholter Literatur und Nachschlagewerken getragenen stadtgeschichtlichen Abriss, werden die Organisation und Zuständigkeit des Revaler Ratsgerichts abgehandelt, die in vieler Hinsicht vom dort gültigen Lübischen Recht bestimmt waren. Spruchkörper war der Rat, seine Rechtsprechung wurde von allen Ratsmitgliedern wahrgenommen, wenn auch nicht innerhalb eines festgefügteten Kollegiums. Keine Belege existieren für eine reguläre strafrechtliche Tätigkeit des Rats. Die Strafgerichtsbarkeit oblag in Reval dem Vogt, der allerdings vom Rat abhängig war und dessen Gericht zur Zeit des Urteilsbuches als ein Untergericht des Rats anzusehen ist. Bei zivilrechtlichen Fällen konkurrierten in erster Instanz die Zuständigkeiten von Vogtgericht und Ratsgericht. Für dieses von herausragender Bedeutung war seine Funktion als Appellationsinstanz für die zivilrechtlichen Urteile des Vogtgerichts.

<sup>1</sup> Das Revaler Ratsurteilsbuch (Register van affsproken) 1515–1554, hrsg. von WILHELM EBEL, Göttingen 1952, S. VI, dabei Faksimile von S. 3 des Stadtbuchs.

Weiterhin war das Revaler Ratsgericht Oberhof für Narva und Wesenberg, neben Reval die beiden einzigen Städte Livlands, in denen Lübisches Recht galt. Allerdings ist speziell dieser Bereich nur spärlich im Ratsurteilbuch enthalten, für Wesenberg fast gar nicht. Für die Revaler Gilden, die über eine eigene Gerichtsbarkeit verfügten, war das Ratsgericht in erster Instanz nicht zuständig. Auch weil die Argumentation immer wieder durch Auszüge aus dem Ratsurteilbuchs unterstützt wird, liegt in diesen Kapiteln ein wesentlicher Erkenntniswert des Buches (S. 37-41, 47-60).

Erkenntniswert darf auch der Hauptteil zum Rechtsgang des Revaler Rats beanspruchen, seine Lektüre freilich ist mühsam. Ziel des Autors ist es, anhand einer immanenten Analyse ausschließlich des Urteilsbuches die Verfahrenspraxis des Ratsgerichts und ihre begleitenden Grundsätze aufzuzeigen. Angeführt von zwei Kapiteln über die privatrechtlichen Verfahrensgegenstände und die Verfahrensbeteiligten, werden nachfolgend die verschiedenen Schritte des Rechtsverfahrens abgehandelt, die Prozesseinleitung, das Prozesshindernis der „affgerichteden zake“, die Klageantwort, die „Bejahwortung“, die Prozessbürgschaften, der Beweis und die Urteile. Am Ende stehen Ausführungen über den lübisches Rechtsgang zwischen Schelte und Appellation. Insgesamt gibt die Gliederung dieses Teils eine sehr detaillierte Systematik der Verfahrenspraxis wieder. In der Darstellung werden den einzelnen Gliederungspunkten die Einträge des Gerichtsbuches zugeordnet. Dabei ist die Methode stets gleich: Ein bestimmter Sachverhalt der Verfahrenspraxis wird zunächst anhand von einem oder mehreren Einträgen ausgeführt. Sodann folgt die wörtliche Wiedergabe eines einschlägigen Eintrags. Abgeschlossen wird die Sequenz vielfach durch eine interpretierende Bemerkung. Auf diese Weise ist ein umfassendes Tableau entstanden, das die Arbeitsweise des Ratsgerichtes zu erkennen gibt, durch seine allzu schematische Anlage aber statisch bleibt und jegliche Lebensnähe vermissen lässt.

Die Arbeit krankt nicht zuletzt daran, dass sie sich ganz auf die rechtsgeschichtliche Materie beschränkt und den Band selbst, das Revaler Ratsurteilbuch, der die einzige Textgrundlage darstellt, völlig vernachlässigt. Kaum ein Wort wird über ihn verloren. Eine Autopsie oder wenigstens eine Beschäftigung mit Reproduktionen ist unterblieben, so dass keine amtsbuchkundliche Beschreibung geliefert wird. Seriöse Quellenkritik ist unter diesen Umständen bei einem fortlaufend angelegten, in sich inhomogenen Band im Grunde nicht möglich. Die heute weithin anerkannten und für selbstverständlich erachteten Ansätze der pragmatischen Schriftlichkeit und der Schriftkultur kommen gar nicht zum Zuge. Tobias Kämpf bringt sich dadurch um die Möglichkeit, die Erkenntnisse zur Verfahrenspraxis abzusichern und zu kontextualisieren. Seine Dissertation ist von der strikten Konzentration auf ein Amtsbuch und zugleich von dessen Missachtung gekennzeichnet.

MATTHIAS THUMSER

*Die baltischen Länder und Europa in der Frühen Neuzeit* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 26). Hrsg. von NORBERT ANGERMANN, KARSTEN BRÜGGEMANN und INNA PÖLTSAM-JÜRJO. Böhlau Verlag, Köln, Weimar und Wien 2015. VI, 416 S. ISBN 9783412501181.

Der vorliegende Band geht auf die Jahrestagung der Baltischen Historischen Kommission im Frühjahr 2009 zurück, welche als Schwerpunkt die Frühneuzeit behandelte und einen Überblick über die aktuellen Forschungsaktivitäten in diesem Bereich präsentierte. Der vorliegende Sammelband konnte durch mehrere Beiträge erweitert werden. Vergleicht man die Tagung mit dem vorliegenden Band, fällt auf, dass sich die Vorträge in Göttingen fest an den Rahmen der zwei Kriegsperioden, des Livländischen ab 1558 und des Nordischen Kriegs bis 1710 hielten, die in der baltischen Geschichtsschreibung traditionell als Epochengrenzen betrachtet werden. Der zeitliche Rahmen des Bandes reicht demgegenüber vom Ende des 15. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, was sich in der Tat sehr viel besser in das internationale Konzept der europäischen Frühneuzeit einfügt.

Schon allein daraus ist ersichtlich, dass es auf die Frage, was die Frühneuzeit im Baltikum eigentlich sein soll, keineswegs eine selbstverständliche Antwort gibt. Auf dieses Problem weist auch der einleitende Beitrag von Erwin Oberländer hin. Oberländer zeigt, dass sich die westeuropäische Frühneuzeit mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Erneuerungen nur ansatzweise in Osteuropa wiederfinden lässt. Dieser Befund könnte noch dahingehend erweitert werden, indem man dieses Osteuropa selbst differenziert, unterscheidet sich doch z.B. die Frühneuzeit im Baltikum sehr von der im ungarischen oder polnischen Raum. Mit Recht betont Oberländer die Gutswirtschaft als eine der konstituierenden Merkmale der Wirtschaft im ostbaltischen Raum, doch waren für das ehemalige Livland auch die Interventionen der Nachbarreiche Polen-Litauen und Schweden maßgebend. Für Oberländer ist das Herzogtum Kurland ein Musterbeispiel des frühneuzeitlichen Staates in der Region, durch dessen Anfangs- und Endjahre – 1561 und 1795 – er auch in der Überschrift seines Aufsatzes die Frühneuzeit definiert. Der Zusammenbruch des mittelalterlichen Livland im Jahre 1561 bleibt somit in vielerlei Hinsicht eine Epochenwende, doch ist es zugleich klar, dass auch die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts im Kontext der Frühneuzeitforschung behandelt werden kann. Sie passt nur mit Schwierigkeiten in einen mediävistischen Kontext, wie u.a. auch die Auswahl der Beiträge des vorliegenden Bandes zeigt.

Der zweite Grundsatzbeitrag von Martin Klöker beschäftigt sich mit der Modellierung des frühneuzeitlichen kulturellen Milieus des Baltikums, wobei sich die Hauptkritik des Autors gegen das koloniale Modell der baltischen Literaturgeschichte richtet. Klöker zeigt überzeugend die Probleme dieses Modells in Hinblick auf die Untersuchung und Interpretation der Frühneuzeit. Das von der deutschen Kultur geprägte Livland

war ja damals eine Kolonie nicht-deutscher Reiche. Zwar waren die Kontakte der baltischen Literatur mit den deutschen Ländern rege, doch liegt einer der Nachteile des kolonialen Modells darin, dass es ein zu pauschales Bild der Verhältnisse zeigt und ein einseitiges und vor allem einspuriges Mutterland-Kolonie-Schema die livländische Literatur nicht in all ihren Facetten verstehen lässt. Klöker plädiert dafür, die baltische Literatur als eine eigenständige Regionalliteratur zu behandeln, die eben keine passive, von der Metropole abhängige Kolonialliteratur war. Aus diesem Ansatz erwächst eigentlich ein weiterführendes Programm, die Geschichte der Region nicht als deutsche Kolonialgeschichte zu untersuchen, sondern als eine Landesgeschichte unter anderen.

Die übrigen Beiträge des Bandes wenden sich Einzelthemen zu. Es bilden sich thematische Schwerpunkte heraus, die mehrheitlich im Bereich der politischen Geschichte liegen, während die Kulturgeschichte meistens im Hintergrund der Betrachtungen bleibt. In zahlreichen Aufsätzen werden die so genannten Außenbeziehungen Livlands (und der Livländer) analysiert, sei es mit Russland, Preußen, Polen, den Niederlanden oder England. Die Wirtschaftsgeschichte wird anhand der Münzverhältnisse, mit Hilfe von Narvaer Manufakturen und baltischen Glashütten sowie am Beispiel von nach Russland ausgewanderten Kaufleuten dargestellt. Kirchengeschichtliche Fragen werden in zwei Beiträgen diskutiert. Insgesamt fällt ins Auge, dass das 16. Jahrhundert mit sieben Beiträgen gegenüber dem 17. und 18. Jahrhundert mit jeweils vier Beiträgen etwas überrepräsentiert ist.

Unterschiede im Aufbau, Gehalt und in der Originalität der Aufsätze sind wohl bei jedem Sammelband unvermeidlich, allerdings ist die Spannweite in diesem Fall recht groß. Um diesen Befund zu belegen, reicht es, den recht knappen, den letzten Forschungsstand nicht rezipierenden Beitrag von Gvido Straube über die Gegenreformation in Livland mit dem eng an unveröffentlichten Quellen erarbeiteten umfangreichen Beitrag von Lea Kõiv über die Revaler Kirchenorganisation zur Schwedenzeit zu vergleichen.<sup>1</sup> Dirk-Gerd Erpenbeck liefert eine sorgfältige genealogische Zusammenstellung der livländischen Glasmacher, die einerseits sehr wertvoll, aber andererseits auch eine sehr mühsame Lektüre ist. Bei solchen Texten besteht stets die Gefahr, dass sie angesichts all der anderen Artikel der Sammelbände untergehen. Stefan Hartmann wiederum, der mit seinen Regesten aus dem Herzoglich Preussischen Archiv eine Fundgrube

<sup>1</sup> Straube hat im Gegensatz zu Kõiv die Publikationen der folgenden Reihe für seinen Aufsatz nicht berücksichtigt: Die baltischen Lande im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Livland, Estland, Ösel, Ingermanland, Kurland und Lettgallen. Stadt, Land und Konfession 1500–1721, Teil I–IV, hrsg. von MATTHIAS ASCHE, WERNER BUCHHOLZ und ANTON SCHINDLING, Münster 2009–2012 (Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung, 69–72). Straube hat sich an anderer Stelle durchaus mit diesen Bänden auseinandergesetzt. Siehe seine Rezension in: Francia-Recensio 2015/1, einsehbar unter der URL: [http://www.perspectivia.net/publikationen/francia/francia-recensio/2015-1/FN/asche-buchholz-schindling\\_straube](http://www.perspectivia.net/publikationen/francia/francia-recensio/2015-1/FN/asche-buchholz-schindling_straube) (letzter Zugriff 5.2.2016).

für die Forschung geschaffen hat, wiederholt hier weitestgehend die Ergebnisse einer bereits erschienen Zusammenfassung.<sup>2</sup>

Insgesamt überzeugt der Band sein Publikum darin, dass die Frühneuzeit in der Geschichte des Baltikums ein interessantes und zudem auch aktiv betriebenes Forschungsfeld darstellt. Die Baltische Historische Kommission ist wiederum für die deutschsprachige Regionalforschung eine zentrale Adresse und ist in der Lage, Forscherinnen und Forscher aus unterschiedlichen Ländern an sich zu ziehen. So findet sich unter den Autoren des vorliegenden Bandes eine repräsentative Palette von Historikern aus Deutschland, Estland, Russland, Lettland und Polen. Für die Zukunft ist zu hoffen, dass der diesmal ausgebliebene Einbezug von skandinavischen, niederländischen oder sonstigen, eher auf englischsprachige Publikationen ausgerichteten Kollegen nachgeholt wird, damit auch sie den Weg in diese produktive Gemeinschaft finden können.

JUHAN KREEM

*Wandel und Anpassung in der Geschichte Estlands. 16.–20. Jahrhundert = Change and Adaptation in Estonian History. 16<sup>th</sup>–20<sup>th</sup> Century.* Nordost-Archiv. Zeitschrift für Regionalgeschichte 22 (2013). Hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN. Nordost-Institut. Lüneburg 2014. 344 S. ISSN 00291595.

Der Jahrgangsband 2013 des Nordost-Archivs dokumentiert die Ergebnisse eines sechsjährigen Forschungsprojekts, das am Historischen Institut der Universität Tallinn durchgeführt wurde. In dem von Karsten Brüggemann herausgegebenen umfangreichen Band findet man noch vieles mehr – um genau zu sein, insgesamt neun Abhandlungen (davon zwei auf Englisch), 22 Rezensionen und einen Forschungsbericht. Die Abhandlungen befassen sich mit der Geschichte Estlands im 16. bis 20. Jahrhundert – eine davon allerdings auch mit den anderen baltischen Staaten – und die meisten der Rezensionen konzentrieren sich auf die Geschehnisse Estlands.

Dem regelmäßigen Leser estnischsprachiger Publikationen wird ein Teil der Abhandlungen von ihrer Thematik und ihrem Inhalt her mitunter aus den früher auf Estnisch erschienen Veröffentlichungen der Autoren

---

<sup>2</sup> STEFAN HARTMANN: Herzog Albrecht von Preußen und Livland 1525–1570. Analyse und Ergebnisse der Regestierung der Abt. D Livland des Herzoglichen Briefarchivs im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, in: Preußenland 1 (2010), S. 34–88.

bekannt sein. Die nun auf Deutsch und Englisch erschienenen Artikel werden in dieser Ausgabe verdientermaßen einer breiteren Leserschaft vorgestellt.

Ich hebe im Folgenden nur einige der Abhandlungen aus diesem Band hervor. Die umfangreichste darunter ist „Gewalt in Estland im Jahre 1905: emotionale Anomalie oder ein Faktor der Modernisierung?“ von Toomas Karjahärm, der unbestrittenen Autorität auf dem Gebiet der russischen Revolution von 1905 in den Ostseeprovinzen. Karjahärm untersucht den Aufstand der estnischen Arbeiter und Bauern und die dadurch verursachte weitreichende Verwüstung des Eigentums der lokalen Oberklasse, der deutschbaltischen Gutsherren. Der Autor geht die Hauptbereiche seines Themas systematisch durch, darunter beispielsweise die Haltung der Sozialdemokraten zur Gewalt, die Feindseligkeiten gegen die Gutsherren, die Bewaffnung der Arbeiter und die Motive der Plünderer.

Karjahärm analysiert darüber hinaus auch die Interpretationen der Vorfälle durch die Zeitgenossen. Einer der Führer der estnischen Sozialdemokraten z.B., Mihkel Martna, betonte im Nachhinein, es sei unbegründet, die „Rächer“, also die Plünderer, für Sozialdemokraten zu halten. Zwar hätten sich auch einige von ihnen darunter befunden, doch handele es sich dabei auch nur um „Menschen – mit menschlichen Gefühlen und menschlicher Gesinnung“ (S. 169). Die konservativen Zeitungen hingegen, die auf der Seite der Gutsherren und der Regierung standen, hoben die kriminelle und destruktive Seite der Ereignisse hervor und verwendeten für die Aufständischen solche Begriffe wie „Räuber“, „Verbrecher“, „Halsabschneider“, „Wilde“ und dergleichen.

Was die Intensität der Zerstörungen anbelangt, so standen Estland, Livland und Kurland an erster Stelle innerhalb des russischen Imperiums. Auf dem Gebiet Estlands wurden 161 Gutshäuser, also 16,4 Prozent des gesamten Bestandes, in irgendeiner Weise beschädigt, hundert davon besonders schwer. Über die Hälfte der größten Schäden betraf die Anwesen im Landkreis Harrien in Nordestland. Der faktische Bürgerkrieg der Jahre 1905/06 und die Gewalt auf beiden Seiten war für die baltischen Oberschichten eine Katastrophe, „der endgültige Zerfall des patriarchalischen und idyllischen Weltbildes“, wie Karjahärm schreibt.

Aivar Jürgensons Artikel ist mit „Vaterlandsliebe und rollende Steine. Die öffentliche Rezeption der Auswanderung in Estland (zweite Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts)“ überschrieben. Zu Beginn war die öffentliche Meinung über die Auswanderung ausgesprochen negativ. Die Zeitung „Eesti Postimees“ beispielsweise gebrauchte im Jahr 1869 Begriffe wie „Krankheit Auswanderung“ und „Auswanderungsfieber“. Der Terminus „Krankheit“ und seine Analogien, wie z.B. „Massenpsychose“, waren weit verbreitet. Erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts begann sich diese Einstellung zu ändern.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde in der Presse mehr und mehr über das wirtschaftliche und kulturelle Verkümmern der Esten geschrieben. Als Schuldige dafür waren zuvor die Landbewohner abgestempelt worden, die in die Städte gezogen waren, sowie jene, die die deutsche Staatsbürgerschaft angenommen hatten; nun aber wurden auch die Auswanderer zu dieser Gruppe gezählt. Sozialdarwinistische Ansichten von der biologischen und geistigen Verkümmern eines Volkes wurden durch die Theorie der „Kontraselektion“ verstärkt. Dieser zufolge verlor das estnische Volk seine Identität durch Germanisierung und Auswanderung. „Infolgedessen wurden die Auswanderer nicht allein des Verrats an der Heimat beschuldigt, sondern schlimmer noch: des Untergangs der Heimat“ (S. 190), schreibt Jürgenson.

Das Thema der Untersuchung „Administrative Shakeup in Industry and Construction: The 1957–1965 ‚Sovnarkhoz‘ Reform in the Estonian SSR“ von Maie Pihlamägi ist die im Zuge der wirtschaftspolitischen Liberalisierung in der Sowjetunion ab 1957 durchgeführte Neuorganisation von Industrie und Bauwesen durch die Gründung lokaler Volkswirtschaftsräte (*Sovnarchoz*). Im April 1957 bestätigte das fünfte Plenum des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Estlands das Vorhaben, und für seine Umsetzung wurde eine aus hochrangigen Vertretern von Partei und Regierung bestehende Kommission gebildet. Leiter des *Sovnarchoz* der Estnischen Sozialistischen Sowjetrepublik wurde Arnold Veimer.

Die aus den vorangegangenen Fünfjahresplänen bekannten Probleme bestanden jedoch weiterhin, weil das Wirtschaftssystem nicht grundlegend verändert wurde und administrative Methoden den Vorzug vor wirtschaftlichen bekamen. Pihlamägi zählt jedoch auch eine Reihe positiver Auswirkungen des 1965 beendeten *Sovnarchoz*-Systems auf.

In seinem Artikel „Ein Fall von ‚Verschmelzung‘ mit Russland? Zur nationalen Frage in der Orthodoxen Kirche der Ostseeprovinzen im späten Zarenreich“ fragt Karsten Brüggemann, ob die Orthodoxie die baltischen Provinzen „russifizierte“, also Esten und Letten näher an Russland heranzuführte. Vor dem Hintergrund dieser Frage analysiert der Autor unter anderem die orthodoxen Bevölkerungsteile des Baltikums und die Konversionsbewegung der 1840er Jahre, wobei er mehrere Wellen unterscheidet.

Der nationale Faktor begann auch in der orthodoxen Kirche der Ostseeprovinzen eine größere Rolle zu spielen, und die ethnisch konstruierte Konfrontation wurde nicht zuletzt deswegen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ihre Reihen getragen. Die Frage betraf ausdrücklich auch die Machtverhältnisse in der „deutschen“ Region.

Die Untersuchung schenkt den sogenannten Rekonvertiten große Aufmerksamkeit, die zum lutherischen Glauben zurückkehrten, aber Brüggemann lenkt den Fokus auf jene, die der Staatskirche treu blieben. Eine zentrale Rolle in dem Artikel erhält das 1850 für die Ausbildung der orthodoxen Priesterschaft gegründete geistliche Seminar in Riga, das für Russen

ebenso wie Esten und Letten gedacht war. Innerhalb des Seminars spitzte sich die Auseinandersetzung zwischen den estnisch- und lettischstämmigen Priestern und ihren aus Russland stammenden Kollegen zu. 1882 erschien eine russischsprachige anonyme Schrift, die die russischen orthodoxen Priester kritisierte und eine estnische und lettische Priesterschaft befürwortete. Der Autor behauptete unter anderem, dass niemals eine von einem estnischen oder lettischen Priester geführte Gemeinde um einen russischen Geistlichen als Nachfolger gebeten habe.

Aivar Põldvee schreibt über „Die langsame Reformation: Luthertum, Schrifttum und die estnischen Bauern im 16.–17. Jahrhundert“. Einer der Faktoren, der die Umsetzung der Reformation in Estland verlangsamte, war das Sprachenproblem. Im Vergleich zu jenen Gesellschaften, in denen die gebildeten Schichten und die Unterschichten die gleiche Muttersprache hatten, behinderten gerade soziolinguistische Unterschiede die Ausbreitung der Reformation unter Esten und Letten. „Die Vertreter der lutherischen Reformation führten lange Zeit einen von obenherab [sic!] gerichteten Monolog mit den Esten“ (S. 83), stellt Põldvee fest.

Inna Põltsam-Jürjos Artikel „Die estländische Kleinstadt Neu-Pernau unter polnischer Herrschaft und zur Zeit der Gegenreformation (1582–1617)“ zeigt, dass die polnische Regierung die Beziehungen zwischen den Vertretern der lutherischen, katholischen und anderer Glaubensrichtungen in Neu-Pernau nicht verschärfen wollte. Daher war der Rekatholisierungsdruck in dieser Stadt nicht zu spüren. Die Autorin hebt hervor, dass man die keineswegs einfache Lage der katholischen Priesterschaft vergisst, wenn man in der Geschichtsschreibung vor allem die schwierige Situation der Lutheraner während der Zeit der Gegenreformation betont. Der Widerstand der deutschstämmigen protestantischen Bevölkerung und die materielle Armut erschwerten der katholischen Geistlichkeit das Leben und ihre Arbeit.

Alles in allem gewährt dieser Jahrgangsband des Nordost-Archivs einen interessanten und vielseitigen Blick auf die Geschichte Estlands in der Neuzeit. Deutsch ist eine uralte Kultursprache des Baltikums, und daher ist ein Band, in dem die meisten Abhandlungen und Rezensionen auf Deutsch erscheinen, ganz besonders zu begrüßen.

SEPPO ZETTERBERG



AIJA TAIMIŅA, KASPARS KĻAVIŅŠ: *Ticība un neticība Livonijā. Mārtiņš Luters & Matīass Knutsens* [Glaube und Unglaube in Livland. Martin Luther und Matthias Knutzen]. Verlag Kaspars Kļaviņš. Salzburg 2013. 144 S. ISBN 9789984499062.

Das hier anzuzweigende Werk zweier Autoren, Aija Taimiņa und Kaspars Kļaviņš, richtet sich an den an der Geschichte des alten Livland interessierten Leser. Es ist zwei einst schriftstellerisch sehr fruchtbaren Männern und ihren Texten gewidmet: Martin Luther (1483–1546) und Matthias Knutzen (1646–1675). Was diese Querdenker aus verschiedenen Jahrhunderten verband, soll das Publikum wohl aus diesem Buch erfahren, zumindest darf man sich mit dieser Erwartung an die Lektüre machen.

Schon auf den ersten Seiten wird ersichtlich, dass sich dieses Buch nicht an ein breites, historisch interessiertes Publikum richtet. Es ist ein Fachbuch, für das sich nur ein relativ kleiner Leserkreis gewinnen lassen wird. Das schmale Werk besteht aus zwei Teilen: Der erste, von Taimiņa verfasste Abschnitt handelt vom „Glauben“ und Martin Luther, der zweite aus der Feder von Kļaviņš dreht sich um den „Unglauben“ und Matthias Knutzen. Es handelt sich dabei um zwei stilistisch und thematisch sehr unterschiedliche Texte, die von den Autoren nicht vereinheitlicht worden sind, so dass sich unwillkürlich die Frage stellt, warum diese beiden kleinen Studien überhaupt gemeinsam unter einem Buchdeckel erschienen sind. Eine Einleitung, in der die Autoren ihr Konzept erläutern, sucht man leider vergebens. Es ist ziemlich offensichtlich, dass es zwischen den Autoren keinerlei Absprachen gab. Beide gingen mit jeweils eigenen Absichten an ihr Thema heran, an ihre Protagonisten, deren Wirkungszeit überdies mehr als hundert Jahre trennen. Auf diesen Umstand weisen schon die Überschriften der beiden Teile hin: „Luthers Briefe an die Rigenser und die Quellen der Reformationszeit in Riga“ (Taimiņa) sowie „Die Spuren von Matthias Knutzen (1646 – ca. 1675) in der intellektuellen Vergangenheit Europas und Lettlands“ (Kļaviņš). Wollten die Autoren nun einzelne Texte ihrer Protagonisten beschreiben und in Übersetzungen und Abbildungen vorstellen oder eine neue Sicht auf deren Biografie präsentieren? Das Buch endet ohne ein Schlusswort, so dass die Möglichkeit, irgendeine Verbindung zwischen den Ideen- und Textwelten Luthers und Knutzens zu ziehen, ungenutzt bleibt.

Im Mittelpunkt des von Taimiņa verfassten Teils stehen vier „Briefe“ Luthers, die im Einzelnen vorgestellt werden (S. 38–69). Diese Texte schrieb Luther in den Jahren 1534, 1537 und 1540 aus unterschiedlichem Anlass; sie waren an bestimmte Menschen u.a. auch in Riga gerichtet. Schaut man genauer hin, entpuppen sich die Texte als drei Briefe und ein von Luther in Wittenberg am 10. Juli 1534 abgefasster „Erbvertrag“ zwischen ihm, seinem Bruder und seinem Schwager (S. 39f., Nr. 1). Bei diesem letzten Schriftstück handelt es sich um ein Original, das 1873 aus der Privatsammlung von

August Wilhelm Buchholtz (1803–1875) in die Bestände der Akademischen Bibliothek der Universität Lettlands (*Latvijas Universitātes Akadēmiskā bibliotēka*), also der ehemaligen Rigaer Stadtbibliothek, gelangte (S. 42–44). Von den drei Briefen schrieb Luther nur einen eigenhändig: Am 26. August 1540 fertigte er in Wittenberg ein erbauliches Schreiben an die „Erbarn fur-sichtigen Herrn Burgermeister vnd Ratmanne der Stadt Riga yn Liffland“ an (S. 62f., Nr. 4). Demgegenüber sind die beiden anderen Briefe keinesfalls als Originale im engeren Sinne zu betrachten. Der Brief, den Luther Ende 1537 an den Rigaer Rat schrieb, welcher ihn offensichtlich um eine Aussage in einer Ehescheidung gebeten hatte, ist nur in einer Abschrift erhalten (S. 48f., Nr. 2), die von Ratssekretär Johann Witte (?–1657) Mitte des 17. Jahrhunderts angefertigt wurde. Der Empfänger des anderen, in Hannover auf den Februar 1540 datierten Briefes war Georg Scharnekau (ca. 1503–1558), ein evangelischer Prediger und Superintendent in Hannover (S. 55f., Nr. 3). Und eben diese, einst für ein Original gehaltene Kopie aus der zweiten Hälfte des 16. oder der Mitte des 17. Jahrhunderts (S. 56) schenkte, wie eine handschriftliche Notiz auf der Rückseite des Briefs bezeugt, am 15. März 1670 Matthias Knutzen der Rigaer Stadtbibliothek (S. 56f.). Mit dem Abdruck dieser Texte wird jedoch keinesfalls Neuland betreten, da sie schon in zahlreichen Drucken erschienen sind. Zwar bietet deren Übersetzung ins Lettische für einige Leser den Zugang zu diesen kulturgeschichtlich wichtigen Texten, begleitet von ausführlichen Informationen zur Überlieferung und Provenienz. Doch ist damit noch nicht garantiert, dass diese Zusammenstellung tatsächlich den neuesten Forschungsstand abbildet.

Taimiņas Text ist thematisch untergliedert, doch lassen die jeweiligen Überschriften den Inhalt nicht recht deutlich zum Ausdruck kommen. So etwa ist die Überschrift „Die Verortung der vier Briefe Luthers in ihrer Wirkung“ (S. 8–14) schon deshalb irreführend, weil erstens nicht alle hier diskutierten Texte „Briefe“ sind und zweitens von irgendeiner „Verortung“ überhaupt keine Rede sein kann. Auch die Formulierung der Kapitelüberschrift „Historiografie der Briefe Luthers“ (S. 14–24) ist nicht gelungen, denn was dieser Abschnitt bietet, ist ein sehr detaillierter Überblick über die Rezeption dieser kleinen Texte seit dem 17. Jahrhundert bis heute. Etwas verwirrend wirkt im Kontext von Taimiņas Darstellung der kaum eine Seite lange Einschub mit der Überschrift „Ausstellungen“ (S. 24f.). In den „Abschließenden Gedanken“ (S. 25–37) über das Wesen der lutherischen Reformation und der Aufklärung in Livland versucht die Autorin eine eigenartige Brücke zu schlagen, doch scheint mir, dass dieser „philosophische“ Versuch aufgrund der doch eher verwirrenden und viel zu weit aufgefächerten Betrachtungen über die Historiografie, Gott und die Welt leider misslungen ist.

Die Lebensgeschichte von Matthias Knutzen, des aus Oldenswort in Nordfriesland stammenden „radikalsten Atheisten“ des 17. Jahrhunderts,

besteht nicht nur aus Irrtümern, sondern auch aus einer Unzahl von Lügengeschichten. Seine Rigaer Zeit ist nach Auskunft von Kļaviņš den „Wissenschaftlern in Europa völlig unbekannt“ (S. 73). Die Absicht des Autors ist es, eine Neubewertung der intellektuellen Leistung Knutzens zu bieten, vor allem aber möchte er Konkretes über den Einfluss von dessen Aufenthalt in Riga sowohl auf das geistige Leben in Livland als auch auf dessen weiteres Schaffen liefern (S. 78f.). Der „unruhige Denker“ hielt sich angeblich eine Zeitlang im Herzogtum Kurland-Semgallen auf, von dort soll er vor 1670 nach Riga gereist sein (S. 78). Sicher kann man nur in Bezug auf seinen Aufenthalt in Riga am 15. März 1670 sein, da er an diesem Tag, wie bereits erwähnt, der Stadtbibliothek Riga eine Abschrift des Luther-Briefes schenkte (S. 80). Livland dürfte Knutzen spätestens 1673 verlassen haben, weil er in diesem Jahr schon in Holstein nachweisbar ist (S. 74). Wie lange sich dieser Unruhegeist tatsächlich in Riga aufhielt, wird indes nicht so recht deutlich, weil sich seine Spuren gerade zu dieser Zeit auch an anderen Orten in Europa feststellen lassen. Daher erscheint Knutzens Verbindung zu Riga insbesondere im Hinblick auf deren tiefere Auswirkung auf die regionale Kulturgeschichte recht spekulativ. Für die These, dass dieser Zeit ein gewissermaßen tieferer Sinn sowohl für Knutzens weitere Entwicklung als auch für Riga und Livland beizumessen sei, liefert der Verfasser keinerlei Anhaltspunkte oder gar Argumente. Es wird auch nicht klar, auf welche methodische Weise Kļaviņš das Neue und Besondere im Wirken Knutzens wissenschaftlich zu erschließen erhofft. Er bietet in der für ihn typischen erzählerischen Leichtigkeit ein sehr buntes Bild des intellektuellen Europa im 17. Jahrhundert, in dem er Knutzen recht hemmungslos von hierhin nach dorthin schickt. So habe dieser mal an der Universität Nürnberg gewirkt, sei gelehrten Spekulationen über Mohammed gefolgt, habe dann wieder am herzoglichen Hof in Mitau geweilt, Gelegenheits- und Lobgedichte für Gelehrte und für den schwedischen König verfasst, sich der schwarzen Magie gewidmet und sich schließlich auch mit Kalendern befasst. Das Ganze wirkt aber zumindest scheinbar überzeugend, weil der Autor sich in den Anmerkungen auf Autoritäten aus alter und neuer Zeit stützt.

Weil sich die Nachwelt von Knutzen ein langlebiges Bild als eines Atheisten und radikalen Kritikers der Kirche geformt hat, möchte auch Kļaviņš seiner eigenen Meinung dazu Gehör verschaffen. Er verknüpft dabei gedanklich allerdings historisch verschiedene, ja sogar wesensfremde Erscheinungen: Knutzens Atheismus und die religionsfeindliche Ideologie in der Sowjetunion und der DDR (S. 72, 81). In diesem Kontext jedoch besteht die Gefahr, Knutzens Atheismus und Unglauben falsch wahrzunehmen, verschleiert dieser Hintergrund doch das Verständnis der Gedankenwelt dieses Menschen. Knutzen bezeichnete sich selbst in seinen Texten mehrfach als Gläubigen und gottesfürchtigen Katholiken, wie auch Kļaviņš zu berichten weiß (S. 80).

An dieser Stelle sei auch auf weitere Mängel verwiesen, welche die Lektüre des Bandes begleiten. Viele Sätze sind schlecht formuliert, so dass der Leser den Gedanken der Autoren manchmal nicht folgen und ihre Absicht kaum erkennen kann. Es entsteht sogar der Eindruck, dass man es eigentlich mit dem Entwurf eines Buches zu tun hat. Zuweilen treibt die extrem breite und weit ausholende Gedankensammlung in Kļaviņš' Text den Leser sogar in ziemliche Verwirrung, da es oft einfach unklar ist, wovon bzw. von wem der Autor gerade spricht. So erwähnt er z.B. Friedrich Kasimir von Kettler (1650–1698), den Thronfolger im Herzogtum Kurland-Semgallen (ab 1682), für den Knutzen 1670 ein Lobgedicht verfasste (S. 99). Wenige Seiten später erscheint erneut ein gewisser Friedrich Kasimir (S. 131), doch erfährt der Leser nicht, ob es sich um dieselbe Person handelt oder nicht. Dieser und andere Mängel bestätigen das Gefühl, dass es dem Buch leider an einer sorgfältigen redaktionellen Betreuung, welche sich um das Leseverständnis gekümmert hätte, gefehlt hat. Dieses Werk ist somit nicht ausgereift in die Welt gekommen.

Gewiss verfolgten die Autoren bei der Abfassung ihrer Texte ein gut gemeintes Ziel. Die zahlreichen Abbildungen und Quellentexte in Auszügen oder im ganzen Umfang, die hier präsentiert werden, sind nur zu loben. Tatsächlich widmen sich beide Autoren einem wichtigen Kapitel der europäischen und baltischen Geistesgeschichte in der Frühneuzeit – der Strahlkraft der protestantischen Reformation auf den Absolutismus. Es ist daher sehr bedauerlich, dass dieses Vorhaben misslungen ist.

GUIDO STRAUBE

ALEKSANDR ILIČ FILJUŠKIN: *Izobretaja pervuju vojnu Rossii i Evropy. Baltijskie vojny vtoroj poloviny XVI v. glazami sovremennikov i potomkov* [Die Erfindung des ersten Krieges zwischen Russland und Europa. Die baltischen Kriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Augen der Zeitgenossen und der Nachwelt] (Studiorum slavicae orbis, 6). Verlag Dmitrij Bulanin. St. Petersburg 2013. 846 S., zahlr. farb. u. s/w. Abb. ISBN 9785860077263.

Der große Livländische Krieg (1558–1583), der verhängnisvolle Nachwirkungen auf alle seine Teilnehmer hatte, ist bis heute ein kontroverses Thema in der Geschichtswissenschaft. Als Beispiele für die aktuellen Kontroversen

können der „Dorpatener Zins“<sup>1</sup>, die historische und historiografische Legitimierung des Krieges<sup>2</sup>, die Frage des „lebenswichtigen Zugangs Russlands zur Ostsee“<sup>3</sup> oder die Periodisierung dieser langen Auseinandersetzungen um Livland<sup>4</sup> genannt werden. Das neue umfangreiche Buch des russischen Historikers Aleksandr Filjuškin schließt dessen langjährige Studien zu diversen „Diskursen“ und zur Wahrnehmung des Krieges in den Quellen und in der Historiografie ab.

Das Werk ist in vier Teile gegliedert: Im ersten Teil (S. 15–288) werden die Darstellung und die Rezeption des Livländischen Krieges in den russischen Quellen und in der russisch-sowjetischen Historiografie behandelt. Filjuškin analysiert vielfältige Quellengattungen, einschließlich der Darstellung des Krieges in der handschriftlichen Miniatur- oder Ikonenmalerei, in der russischen Malerei des 19. Jahrhunderts sowie in russischen bzw. sowjetischen literarischen Werken. Im zweiten Teil (S. 289–598) thematisiert er die „europäischen“, darunter in erster Linie die deutschen, livländischen und polnischen Quellen über den Krieg, wobei der Schwerpunkt der Analyse auf narrativen Texten des 16. Jahrhunderts liegt (wie z.B. die Werke von Johannes Schmiedt, Johannes Renner, Tilman Bredenbach, Marcin Bielski, Johannes Löwenklau, Balthasar Rüssow, Maciej Strykowski, Salomon Henning sowie zahlreiche Flugblätter aus dieser Zeit). In einem Exkurs (S. 302–314) behandelt der Autor verschiedene Karten vor allem des 16. Jahrhunderts und die geografische Verortung „Moskowiens“

<sup>1</sup> ANTI SELART: Der „Dorpatener Zins“ und die Dorpat-Pleskauer Beziehungen im Mittelalter, in: *Aus der Geschichte Alt-Livlands: Festschrift für Heinz von zur Mühlen zum 90. Geburtstag*, hrsg. von BERNHART JÄHNIG, Münster 2004 (Schriften der Baltischen Historischen Kommission, 12), S. 11–37.

<sup>2</sup> DERS.: Livland – ein russisches Erbland?, in: *Russland an der Ostsee. Imperiale Strategien der Macht und kulturelle Wahrnehmungsmuster (16. bis 20. Jahrhundert)*, hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN und BRADLEY WOODWORTH, Wien, Köln und Weimar 2012 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 22), S. 29–65; DERS.: Die Reformation in Livland und konfessionelle Aspekte des livländischen Krieges, in: Leonid Arbusow (1882–1951) und die Erforschung des mittelalterlichen Livland, hrsg. von ILGVARS MISĀNS und KLAUS NEITMANN, Köln, Weimar und Wien 2014 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 24), S. 339–358; ALEKSANDR FILJUŠKIN: Der Livländische Krieg ist der „Heilige Krieg“. Die europäische und die russische Perspektive, in: *Russland an der Ostsee*, S. 67–88.

<sup>3</sup> ALEKSANDR FILJUŠKIN: Diskursy Livonskoj vojny [Diskurse des Livländischen Krieges], in: *Ab Imperio* 2001, Nr. 4, S. 43–80; DERS.: Der Diskurs von der Notwendigkeit des Durchbruchs zur Ostsee in der russischen Geschichte und Historiographie, in: *Narva und die Ostseeregion. Beiträge der II. Internationalen Konferenz über die politischen und kulturellen Beziehungen zwischen Russland und der Ostseeregion (Narva, 1.–3. Mai 2003)*, hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN, Narva 2004 (Studia humaniora et paedagogica Collegii Narovensis, 1), S. 171–183.

<sup>4</sup> MARGUS LAIDRE: Der Hundertjährige Krieg (1558–1660/61) in Estland, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte 1* (2006), S. 68–81; ALEKSANDR FILJUŠKIN: Livonskaja vojna ili baltijskie vojny? K voprosu o periodizacii Livonskoj vojny [Livländischer Krieg oder baltische Kriege? Zur Frage der Periodisierung des Livländischen Krieges], in: *Baltijskij vopros v konce XV–XVI vv. Sbornik naučnych statej*, Moskau 2010, S. 80–94.

im Rahmen der „europäischen“ Wahrnehmung Russlands. Die Darstellung bricht indes mit der Erwähnung der Chroniken von Thomas Hiärn und Christian Kelch vergleichsweise abrupt ab. Im dritten Teil (S. 599-622) behandelt Filjuškin den „Hauptdiskurs“ des Livländischen Krieges, d.h. die in den Quellen und in der Historiografie verbreitete Deutung dieser Auseinandersetzung als „Durchbruch Russlands zur Ostsee“. Der ironische Titel eines Kapitels lautet: „Wie man 400 Jahre lang offene Türen einrennen kann oder der verzweifelte Kampf Russlands um einen Zugang zur Ostsee“ – womit Filjuškin schon recht deutlich seine These formuliert. Nach einer kurzen Zusammenfassung (S. 623-629) folgt der vierte Teil des Buches – der Anhang (S. 630-771), worin mehrere bisher unveröffentlichte Quellen bzw. -übersetzungen zur Geschichte des Livländischen Krieges (verschiedene Verträge, Urkunden, Geleite, Gesandtschaftsberichte, Briefe usw.) von 1554 bis 1578 präsentiert werden. Der Band wird mit einem Abkürzungsverzeichnis (S. 772-774), einem Personen- (S. 775-824) und einem Ortsregister (S. 825-845) abgeschlossen. Erstaunlicherweise findet sich hier jedoch kein Quellen- und Literaturverzeichnis.

Die wissenschaftliche Leistung der Studie steht außer Zweifel. Besonders gelungen ist der erste Teil des Werks, in dem Filjuškin einen sachlichen Überblick über die Konzeptualisierung und Ideologisierung des Livländischen Krieges in den russischen Quellen bzw. der Literatur vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart liefert. Im zweiten Teil des Buches werden mehrere Quellen vorgestellt, die gerade für den russischsprachigen Leser bislang nahezu unbekannt waren. Die Chroniken von Balthasar Rüssow und Franz Nyenstede, die im 19. Jahrhundert von Evgraf Vasiljevič Češichin (1824-1888) ins Russische übersetzt worden waren, bilden bis heute den Grundstock an livländischen Quellen, die in der russischen Forschungsliteratur oder in den populären Darstellungen über den Livländischen Krieg herangezogen werden. Mit dieser bedauerlichen Tradition bricht Filjuškin endgültig.

Einige kritische Anmerkungen zu den Vorstellungen des Autors über Livland seien jedoch erlaubt. So ist z.B. die Wahl der auf Livland bezogenen Formulierungen nicht immer glücklich. Der Titel eines Kapitels lautet: „Die unfertigen Monarchien: Schweden und Livland“ (S. 136). Das Wort „unfertig“ (*nedodelannyj*) besitzt im Russischen eine umgangssprachliche und obszöne Bedeutung, die in einem wissenschaftlichen Werk solchen Ranges eigentlich nichts zu suchen hat. Die Livländer bzw. die livländischen Landesherrn werden zudem immer wieder als leichtsinnige, hab-süchtige und – milde ausgedrückt – nicht besonders schlaue Protagonisten dargestellt. Als Beispiel seien folgende Passagen genannt: Im Jahr 1557, also am Vorabend des Livländischen Krieges, habe in der livländischen Korrespondenz und in Livland ein trügerischer Optimismus vorgeherrscht (S. 349f.). Als Quellenzitat, das den livländischen Leichtsinn illustrieren soll, wird der Ausspruch „Wir werden noch das kalte Bier

trinken“ angeführt. Die Überprüfung des zitierten Briefes von Antonius Wagner, einem Diener Erzbischof Wilhelms, an einen Freund in Preußen zeigt jedoch, dass Antonius am Anfang dieses Schreibens hofft, dass es seinem Freund gut geht und dass er „das kalte Bier noch trinken“ kann.<sup>5</sup> Es ist klar, dass ein alter Freund begrüßt wird, was nichts mit der politischen Lage Livlands oder mit dem angeblichen allgemeinen livländischen Leichtsinn zu tun hat. Lesen wir diesen Brief – nach dem Regest aus der Edition Stefan Hartmanns –, können wir auch die Einstellung des erzbischöflichen Dieners zur allgemeinen Situation erfahren:

„Der Erzbischof und der Meister werden sich in Kürze vergleichen; letzterer hat eine Gesandtschaft nach Russland geschickt, um den Abschluss eines Friedens zu bewirken; die Zeit wird zeigen, ob das gelingt; es kann hier nach dem Sprichwort gehen, wenn sich zwei Hunde um einen Knochen beißen, kommt ein dritter und trägt ihn weg“.<sup>6</sup>

Dies ist eine durchaus scharfsinnige Aussage, die keinen Platz für Illusionen lässt. Von Leichtsinn findet sich hier keine Spur.

Für Filjuškin befanden sich die von diesem kalten Bier berauschten Livländer in einem süßen Schlaf und träumten von künftigen Siegen der nördlichen Kreuzfahrer (S. 349f.). Zwar ist die Bezeichnung des Deutschen Ordens als „Kreuzfahrer“ terminologisch falsch, doch findet sie recht häufig Verwendung in der russischen Historiografie. Wesentlich ist in diesem Zusammenhang, dass Filjuškin seine Interpretation mit den „Livländischen Historien“ von Johannes Renner begründet und behauptet, 1557 habe Ordensmeister Wilhelm von Fürstenberg einen Angriff auf Russland und damit die Plünderung der russischen Länder geplant, während andere Ordensbeamte zunächst die an Polen gefallen Gebiete zu erobern suchten. Diese Aussage führt Filjuškin als weiteres Beispiel für die wenig gescheiterten Livländer an. Die entsprechende Stelle in der Chronik Renners zeigt jedoch, dass es hier nur um eine allgemeine Erklärung dafür geht, warum die livländischen Landesherren die Auseinandersetzung mit Russland verloren hätten: „Wen ein Herr das eine Wolde, so Wolde dyer ander ein anders“.<sup>7</sup>

Nach Renners Darstellung wünschte der Ordensmeister zudem, den Feind in Russland, also auf feindlichem Boden, zu bekämpfen, während die anderen Landesherren die verlorenen Gebiete wiederzugewinnen trachteten. Weil keine Einigkeit zwischen ihnen bestanden habe, hätten sie

<sup>5</sup> Herzog Albrecht von Preußen und Livland (1551–1557). Regesten aus dem Herzoglichen Briefarchiv und den Ostpreußischen Folianten, hrsg. von STEFAN HARTMANN, Köln, Weimar und Wien 2005 (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 57), Nr. 2112, S. 39.

<sup>6</sup> Ebenda.

<sup>7</sup> JOHANNES RENNER: Livländische Historien 1556–1561 zum ersten Mal nach der Urschrift hrsg. von PETER KARSTEDT, Lübeck 1953 (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Lübeck, 2), S. 2.

Renner zufolge nacheinander besiegt werden können. Diese Passage hat sicher nichts mit angeblichen livländischen Planungen zur Eroberung Russlands oder Polens im Jahr 1557 zu tun. Filjuškin betont jedoch auch in seinem Resümee, dass es allen (!) in Livland gefallen habe, von künftigen Siegen zu träumen. Derartig weltfremde politische Illusionen auf livländischer Seite finden allerdings keinerlei Bestätigung in den zitierten Quellen.

Ein weiterer problematischer Aspekt der benutzten Terminologie ist die sehr unspezifische Verwendung des Begriffs „Livland“, der nahezu als Synonym für den livländischen Zweig des Deutschen Ordens auftritt. So schreibt Filjuškin, der Deutsche Orden in Preußen (oder der „Preußische Orden“ an einer anderen Stelle) sei im Jahr 1525 liquidiert worden (S. 8), und auf die Säkularisierung Preußens habe „logischerweise“ die Säkularisierung Livlands, „als dem jüngeren Zweig des gestürzten Deutschen Ordens“ folgen müssen (S. 623). Mit dieser terminologischen Verwirrung ignoriert der Autor den Zweig des Deutschen Ordens im Reich und die Tatsache, dass nach 1525 die Deutschmeister die Führung des gesamten Ordens übernahmen. Zugleich gab es keine „logische“ Säkularisierungspflicht für den livländischen Ordenszweig, da die rechtliche Position der Ordensfilialen in Preußen und Livland unterschiedlich war. Filjuškin versucht an keiner Stelle, die innerlivländischen Auseinandersetzungen zu verstehen und führt sie stattdessen als zusätzliche Beispiele für die livländische Beschränktheit an. Die livländischen „Politiker“ beschäftigten sich nur mit ihren „Machenschaften“ und „drängten einander in die Schmutzdecke“ (S. 339, Anm. 25). Auf solche Vereinfachungen und Generalisierungen sollte künftig besser verzichtet werden.

Insgesamt erscheint die Monografie von Filjuškin als beachtenswerte und solide Arbeit, die als Ausgangspunkt und Anregung für weitere Studien zum Livländischen Krieg dienen kann. In seiner Einleitung kündigt der Vf. eine ereignisgeschichtliche Darstellung des Krieges an (S. 13). Der Rezensent teilt diese Hoffnung, erinnert aber daran, dass eine vertiefte Kenntnis der recht komplexen innerlivländischen Verhältnisse und Auseinandersetzungen für diese künftige Arbeit unverzichtbar sein dürfte.

ALEXANDER BARANOV



*Album amicorum. Piemīņas albumu kolekcija (16.–19. gs.) Latvijas Universitātes Akadēmiskajā bibliotēkā. Rokrakstu katalogs = Die Stammbücher der Akademischen Bibliothek der Universität Lettlands (16.–19. Jh.). Handschriftenkatalog.* Hrsg. von AIJA TAIMIŅA. LU Akadēmiskais apgāds = Akademischer Verlag der Universität Lettlands. Riga 2013. XC, 366 S. ISBN 9789984455891.

Die Bearbeiterin Aija Taimiņa liefert mit ihrem Buch „Album Amicorum“ eine detaillierte Verzeichnung und Beschreibung der in der Akademischen Bibliothek der Universität Lettlands vorhandenen Stammbücher und Stammbuchblätter. Es handelt sich mit 28 Büchern und 110 Einzelblättern um eine zwar nicht große, aber doch durchaus beachtliche Kollektion, die Einträge aus dem Zeitraum von 1563 bis 1894 enthält.

Eine vorhandene Stammbuchsammlung zu verzeichnen und damit der Öffentlichkeit einen genaueren Nachweis über das jeweils am Ort Bewahrte zu liefern, gehört seit langer Zeit zu den Gepflogenheiten in Archiven, Bibliotheken und Museen. Denn obwohl häufig ein regionales Interesse im Bestand erkennbar ist, verweisen gerade Stammbücher auf den überregionalen, nicht selten auch mit ganz anderen Ländern und Regionen viel stärker in Verbindung stehenden Charakter. Insofern ist die Mitteilung eines Stammbuch-Bestandes zwar für die besitzende Institution als Nachweis eines wertvollen Teilbestandes immer von Bedeutung. Wichtiger ist jedoch, dass der Bestand damit für die Forschung insgesamt bekannt gemacht wird.

Stammbücher genießen in der kulturgeschichtlichen Forschung ein hohes Ansehen, denn sie stellen eine Quelle ersten Ranges für unzählige Fragestellungen dar. Neben den direkten personenkundlichen Daten, die sich aus den Einträgen ergeben, sind vielfältige Aufschlüsse zur Gelehrtengeschichte, zu Netzwerken und Migrationsbewegungen sowie zur Studenten- und Bildungsgeschichte erhältlich, ganz zu schweigen von den vielen Aspekten literatur- und kunstgeschichtlicher Forschungen, zu denen Stammbücher reiches Material liefern. Und die Reihe ließe sich noch um einiges fortsetzen. Das herausragende Merkmal dieser Bücher ist dabei die Individualität jedes einzelnen Stückes, denn Stammbücher sind einem individuellen Besitzer zuzuschreiben, der wiederum sein mit handschriftlichen Einträgen gespicktes Büchlein als einzigartiges und einziges Exemplar besaß. Was hier hinein eingetragen oder auch gedruckt wurde, stammte von Beiträgern, die in einer qualitativ sehr variablen Beziehung zum Besitzer standen. War also schon die jeweilige Zusammenstellung von Beiträgen ein Produkt der Lebensgeschichte des Besitzers und insofern einzigartig, so machten die handschriftlichen Einträge selbst das Buch ebenfalls zu einem Unikat.

Für die Frühe Neuzeit kann davon ausgegangen werden, dass mit der Zeit nahezu jeder Student mindestens ein, zuweilen auch mehrere Stammbücher

fürte und besaß. Vor diesem Hintergrund ist die Überlieferungslage geradezu verheerend. Zwar sind in der Menge immer noch viele Stammbücher vorhanden, doch im Verhältnis zu den einstigen Beständen dürfte es sich nur um einen kleinen Bruchteil handeln. Deshalb muss der Versuch einer internationalen Verzeichnung aller nachgewiesenen Stammbücher im Repertorium Alborum Amicorum (RAA), das 1998 an der Universität Erlangen gestartet wurde und sich zum wertvollen und unumgänglichen Instrument entwickelt hat, mit größter Anerkennung gewürdigt werden.<sup>1</sup> Hier sind die einzelnen Stammbücher mit allen ihren wichtigen Daten und mit der jeweils einschlägigen Literatur versammelt. Und so findet sich selbstverständlich auch das hier vorzustellende Werk unter den Nachweisen, während die in Riga bewahrten Stammbücher in der Datenbank recherchierbar sind.<sup>2</sup>

Dass Taimiņa in ihrem Buch sämtliche Texte, also nicht nur die Einleitung, sondern gerade auch den verzeichnenden und erschließenden Teil, auf Lettisch und Deutsch bietet, befördert die Rezeption erheblich und verdient Anerkennung.<sup>3</sup> Denn es veranschaulicht das historische Zusammenspiel von Deutschen und Letten, das immer wieder in den heutigen Bibliotheksbeständen greifbar wird. Ein großer Vorspann von 90 Seiten mit einer umfassenden Einleitung zeigt genau dies auf, indem zunächst die Gattungsgeschichte und der geschichtliche Hintergrund erläutert werden. Im 16. Jahrhundert kamen Stammbücher auf, das älteste wurde ab 1542 geführt. Im 17. Jahrhundert fanden sie große Verbreitung, hier setzt das älteste Rigaer Stammbuch (geführt ab 1625) ein. Im 18. Jahrhundert erlebten Stammbücher dann ihre Blütezeit, zugleich kam Kritik an der Massenerscheinung auf; und der Übergang aus dem akademischen und adligen Milieu in die Mittelschicht bis hin zu dem heute noch bekannten Poesiealbum der Schulmädchen vollzog sich, wie anhand des Bestandes aufgezeigt wird. Taimiņa stellt dann die formale Differenzierung der Stammbücher

<sup>1</sup> Repertorium Alborum Amicorum. Internationales Verzeichnis von Stammbüchern und Stammbuchfragmenten in öffentlichen und privaten Sammlungen. URL: <http://www.raa.phil.uni-erlangen.de/> (letzter Zugriff 15.1.2016). Nachgewiesen sind „knapp 23 000 Alben in öffentlichem und privatem Besitz sowie im Auktions- und Antiquariatshandel“, zusätzlich „rund 180 000 Einzelskriptionen aus über 2700 Alben“. Enthalten ist auch eine „Bibliographie von rund 2300 Büchern und Aufsätzen, die für das RAA bisher autopsiert und ausgewertet wurden“ und ein Bibliotheksverzeichnis („rund 736 Bibliotheken und Archive in 27 europäischen und überseeischen Ländern, aus denen Stammbücher erfaßt sind“).

<sup>2</sup> Konnte Taimiņa die Rigaer Stammbücher in der Datenbank noch nicht finden (vgl. S. LXI, Anm. 10), so sind sie mittlerweile eingetragen. Eine Recherche nach dem Standort „Riga“ ergab am 15.1.2016 insgesamt 61 Einträge zu Stammbüchern und Einzelblättern, großteils nach dem Katalog von Taimiņa. Einige Einträge mit der Sign. Fonds 4038 beziehen sich offenbar auf den Bestand des Lettischen Historischen Staatsarchivs (LVVA) in Riga (fälschlich der Akademischen Bibliothek der Universität zugeschrieben), andere sind den Publikationen Vello Helks entnommen.

<sup>3</sup> Leider ist der deutsche Text nicht immer ganz fehlerfrei, insbesondere am Ende der Einleitung scheint der Text etwas durcheinander geraten zu sein.

von Studenten und Gelehrten, jungen Damen und Schulmädchen über Kommersbücher der Korpsbrüder, Skizzenalben von Künstlern oder wandernden Malergesellen bis hin zu Gästebüchern vor und erläutert die Struktur der Einträge. Abschließend wird anhand der einschlägigen Literatur über andere baltische Stammbücher berichtet (teils heute nicht mehr nachweisbar!), die das Bild für die Region deutlich bereichern.

In prägnanter Kürze wird der leicht verständliche Aufbau des Katalogs erläutert; die Auflösung der Kürzel für die Institutionen, ein Abkürzungsverzeichnis und das Quellen- und Literaturverzeichnis bilden den Abschluss des Vorspanns. Es folgt der ausführlich beschreibende Katalog mit Einträgen in chronologischer Reihenfolge, zunächst die Stammbücher, dann die Einzelblätter. Umfangreiche Register, insgesamt acht an der Zahl, liefern diverse Zugänge zum Katalogteil: Die Personenregister sind aufgegliedert in (1.) die Autoren der Einträge, (2.) die in Einleitung und Beschreibungen genannten Personen sowie (3.) die Besitzer der Stammbücher. Orte werden differenziert nach den Entstehungsorten der Einträge und nach den in Einleitung und Beschreibungen genannten Orten. Ein weiteres Autorenregister erschließt die Einträge nach zitierten Dichtern und Schriftstellern, während im „Thematischen Register“ ein sachlicher Zugang ermöglicht wird. Schließlich wird ein Verzeichnis der enthaltenen Radierungen geboten. Das Inhaltsverzeichnis beschließt den Band.

Es handelt sich hier nicht lediglich um ein wissenschaftliches Verzeichnis, sondern vielmehr um ein Buch, das in seiner ganzen Gestalt den verzeichneten Gegenstand angemessen würdigt und präsentiert. Dazu trägt die ansprechende Buchgestaltung mit aufwendiger Typographie und vielen farbigen Abbildungen von durchgängig hervorragender Qualität erheblich bei. Sie vermitteln einen Eindruck von der Vielfalt des Vorhandenen und machen das Buch zu einem ästhetischen Genuss. In alter bibliothekarischer Tradition hat Aija Taimiņa in mühevoller Kleinarbeit und mit exzellentem Wissen über die regionale Kulturgeschichte sowie die eigenen Bestände genaue Beschreibungen verfasst, kleine Porträts der Stammbuchbesitzer zusammengestellt und darüber hinaus ganz wesentlich – so weit heute noch möglich – die Überlieferungsgeschichte erschlossen. So ist das Buch gerade hier in der regionalen Perspektive sehr stark und von unschätzbarem Wert für die Arbeit mit diesen Quellen.

MARTIN KLÖKER

TÕNU RAID: *Tartu ajaloolistel linnaplaanidel 1600–2010 = Historical maps of the city of Tartu = Tartu auf den historischen Stadtplänen = Istoričeskie plany goroda Tartu*. Verlag Grenader. Tallinn 2015. 191 S. ISBN 9789949512515.

Das von dem bekannten Kartografen Tõnu Raid zusammengestellte Buch ist ein dankenswertes Vorhaben, das jeder, der sich für die Geschichte der Stadt Tartu interessiert, bestimmt schätzen wird. Der Band versammelt bereits bekannte und auch seltene Pläne und Karten, die in ausländischen Archiven und Bibliotheken gefunden wurden und dem Autor zufolge in Estland bislang unbekannt waren. Im Vorwort wird eine kurze Zusammenfassung der Geschichte Tartus vorgelegt und eine kompakte Übersicht über die Geschichte der Kartografie der Stadt geliefert.

Ein Großteil der im Sammelwerk präsentierten Karten von Tartu stammt aus Estland. Der zahlenmäßig größte Teil, 48 der insgesamt 150 Karten, stammt aus dem Estnischen Historischen Archiv (*Eesti Ajalooarhiiv*). Diese Karten sind zum großen Teil im Karteninformationssystem des estnischen Nationalarchivs (*Eesti Rahvusarhiiv*) digital zugänglich.<sup>1</sup> Diese Karten auch in Buchform zu veröffentlichen, darf jedoch keineswegs als irrationale Entscheidung angesehen werden. Der Band bietet dem Leser neben der gelungenen Auswahl an Karten auch informative Kommentare. Die Texte sind in estnischer, englischer, deutscher und russischer Sprache abgefasst. Von den übrigen Karten stammen 17 aus den Sammlungen der Estnischen Nationalbibliothek (*Eesti Rahvusraamatukogu*) und 12 aus der Akademischen Bibliothek der Universität Tallinn (*Tallinna Ülikooli Akadeemiline Raamatukogu*). Daneben finden sich Karten auch aus Archiven und Privatsammlungen Deutschlands, Russlands, Lettlands, Schwedens und der Ukraine.

Ein Großteil der im Buch vorgestellten Pläne von Tartu stammt aus dem 19. und 20. Jahrhundert (jeweils 59 und 55). Die Zahl der Karten aus dem 16. bis 18. Jahrhundert beläuft sich auf insgesamt 34 und derjenigen aus dem 21. Jahrhundert auf zwei. Die Auswahl ist durchaus vielfältig: Unter den älteren Karten gibt es eine große Anzahl, die für militärische Zwecke erstellt wurden, außerdem gibt es Pläne der Straßennetze und der Stadtgrenzen. Unter den neueren Karten findet man Karten, die für Zwecke der Stadtplanung angefertigt wurden, aber auch Tourismuskarten und solche Pläne, die eine allgemeine Übersicht über die Stadt bieten. Es gibt sowohl einfachere schematische Karten als auch äußerst detaillierte Pläne; auf einigen Karten sind auch Landschaftsformen angegeben. In vielen Fällen erkennt man auch die nähere Umgebung der Stadt. Unter den Druckereien seien die von Laakman und Höflinger hervorgehoben, welche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verschiedene Karten herstellten.

<sup>1</sup> Siehe unter dem URL: <http://www.ra.ee/kaardid> (letzter Zugriff 1.3.2016).

Die drei neuesten Karten wurden unter Anwendung moderner Geoinformationssysteme erstellt.

Dem Format des Buches (30 x 24 cm) ist es geschuldet, dass nicht alle Karten in ausreichender Detailliertheit dargestellt werden konnten. Viele Karten wurden daher so stark verkleinert, dass die Inschriften unleserlich sind oder das Verständnis der Karte erschwert wird. Die einzige zwei Seiten umfassende Karte im besprochenen Sammelband ist der Plan der Grundstücke des Stadtteils Karlova aus dem Jahre 1915 (S. 128f.). Die Entscheidung, eben diese Karte auf zwei Seiten zu präsentieren, dürfte an ihrer Genauigkeit und an ihrem hohen Grad an textlichen Informationen liegen. Es stellt sich jedoch die Frage, warum nicht mehr Karten in dieser Form präsentiert werden konnten.

Bei der Betrachtung der Pläne, die in verhältnismäßig einheitlicher chronologischer Reihenfolge vorgestellt sind, lässt sich sehr leicht feststellen, wie sich das künstlerische und technische Niveau der Darstellung mit der Zeit verändert hat. Auch können das Wachstum der Stadt und die Veränderungen im Hinblick auf kartografische Aspekte (die Verwendung verschiedener Maßeinheiten und Koordinaten, die Kartenschriften, die Legenden usw.) gut nachvollzogen werden. Etwas störend wirkt der Umstand, dass der Autor in vielen Fällen die Maßeinheiten der Karten nicht in standardisierter Form „eine Einheit auf der Karte entspricht x Einheiten in der Natur“ (z.B. der sehr verbreitete Maßstab 1:5200) angegeben hat. Angaben wie „Dörptsches Stadts Ruthen Maass“ (S. 71) oder „1000 Schritt = 5,2 cm“ (S. 69) dürften dem Durchschnittsleser nicht allzu viel Informationen vermitteln. Darüber hinaus gibt es Karten, bei denen die Maßeinheit überhaupt nicht angeführt ist. Einem professionellen Kartografen hätte ihre annähernde Berechnung in solchen Fällen gewiss keine Schwierigkeiten gemacht. Die Datierung einiger Karten (etwa bei der Beschreibung der 34. Karte auf S. 51) weicht um einige Jahre von den Angaben ab, die in der digitalen Kartensammlung des Nationalarchivs angeführt sind.

Der Einheitlichkeit des Bandes schadet der Umstand, dass auf den Seiten 169 bis 187 18 Pläne abgedruckt sind, die sich nicht auf Tartu, sondern auf Haapsalu, Kuressaare, Rakvere, Viljandi und Võru beziehen. Der Autor begründet dies damit, dass er bei der Suche nach Stadtplänen von Tartu aus „unerklärlichen Gründen“ auch auf andere bisher unbekannte Pläne dieser estnischen Städte gestoßen sei. Es hat den Anschein, als sei es dem Autor daran gelegen, durch sein Buch über Tartu auch seine früheren Kartensammlungen zu ergänzen.<sup>2</sup> Allerdings dürfte es für die Veröffentlichung dieser Karten wohl einen besseren Platz geben – denn wer vermutet Pläne dieser Städte in einem Band zu Tartu?

<sup>2</sup> TÕNU RAID: Tallinn ajaloolistel linnaplaanidel 1634–1989 [Tallinn auf historischen Stadtplänen 1634–1989], Tallinn 2011; DERS.: Eesti ajaloolistel linnaplaanidel. Eesti linnade plaanid 1584–2011 [Estland auf historischen Stadtplänen. Pläne estnischer Städte], Tallinn 2013.

Bei der Vorstellung der Karten hätte der Rezensent längere Texte erwartet. Zugleich kann unter Berücksichtigung des Umstandes, dass es sich um ein viersprachiges Buch handelt, eine minimalistische Herangehensweise bei den Kartenbeschreibungen (jede Karte wird mit durchschnittlich drei Sätzen vorgestellt) auch als gerechtfertigt gelten. Die Überprüfung einiger Behauptungen kann sich als kompliziert erweisen, da der Autor auf Anmerkungen verzichtet hat. Im Textteil konnte der Rezensent keine Fehler feststellen, was zweifelsohne auch der sorgfältigen Arbeit von Enn Küng als Redakteur zu verdanken ist. Die Anmerkungen zu den Karten und ihrer Herkunft sind einwandfrei (S. 190f.).

Alles in allem lässt sich feststellen, dass es sich um eine repräsentative Publikation handelt, welche die gegenwärtig beste Auswahl an historischen Stadtplänen und Karten von Tartu aus der Zeit von 1600 bis 2010 bietet. Der hier anzuzeigende Sammelband hat seine Aufgabe erfüllt – eine übersichtliche und reichlich bebilderte Exkursion in die kartografische Geschichte von Tartu zu ermöglichen.

ANTS SIIM

*Die baltischen Kapitulationen von 1710. Kontext – Wirkungen – Interpretationen* (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, 23). Hrsg. von KARSTEN BRÜGGEMANN, MATI LAUR und PÄRTEL PIIRIMÄE. Böhlau Verlag. Köln, Wien und Weimar 2014. 217 S. ISBN 9783412210090.

Die von Peter dem Großen 1710 abgeschlossenen und im Frieden von Nystadt 1721 bestätigten Kapitulationen der baltischen Ritterschaften waren 2010 Gegenstand einer Tagung in Tartu, auf der Kontext, Wirkungen und Interpretationen dieser für die weitere Entwicklung der Ostseeprovinzen so folgenreichen Texte untersucht wurden. Die im vorliegenden Band zusammengefassten Ergebnisse vermitteln einen guten Überblick über den Stand der Forschung, die offenbar auch weiterhin auf der traditionellen Betonung der Rolle der Ritterschaften basiert – die Kapitulationen der Städte Riga und Reval und deren Folgen werden nicht näher untersucht, von den langfristigen Auswirkungen auf die estnische und lettische Bevölkerung ganz zu schweigen. Letztere spielte allerdings in den Kapitulationen auch keine Rolle, weshalb die Ereignisse von 1710 in der Historiografie der beiden Völker eher am Rande behandelt werden. In

Lettland hat sich offenbar niemand gefunden, der bereit gewesen wäre, in Tartu dazu Stellung zu nehmen.

Für die Ritterschaften und die deutsche Oberschicht der Städte jedoch bildeten die Kapitulationen und deren Bestätigung durch den Zaren die Garantie ihrer auf mittelalterlichen Strukturen beruhenden Vorherrschaft und damit ein durchaus wichtiges Ereignis in der Geschichte der Ostseeprovinzen, ohne jedoch einen tieferen Einschnitt zu markieren. Denn Adel und städtische Oberschicht hatten sich ihre Sonderrechte bereits 1561 beim Übergang unter die Oberherrschaft Polen-Litauens (bzw. Nordostlands unter diejenige Schwedens) und im zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts beim Übergang Livlands unter die Oberherrschaft Schwedens garantieren lassen, was durchaus im Interesse der beiden damaligen Großmächte gelegen hatte. Denn da die Ritterschaften weder 1561 noch in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts und noch weniger 1710 eine Alternative zur Unterwerfung unter die mächtigen Nachbarreiche besaßen, hätten deren Herrscher auch durchaus härtere Bedingungen diktieren können. Doch gelang es den Ritterschaften durch geschickte Politik, Nutzen aus den Rivalitäten der Großmächte zu ziehen. Was 1561 in die Privilegien des Königs von Polen und Großfürsten von Litauen bzw. des Königs von Schweden und in den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Bestätigungen dieser Privilegien gekleidet worden war, ließ Peter der Große in Kapitulationen fassen – ein vor allem in der Frühen Neuzeit im westlichen Europa durchaus gängiges Modell, wenn der militärische Sieger den bestehenden Rechtszustand im neu eroberten Gebiet vorerst oder dauerhaft erhalten wollte, wie Jürgen von Ungern-Sternberg in seinem einleitendem Beitrag anhand zahlreicher Beispiele überzeugend darlegt. Peter versprach die dauerhafte Beibehaltung der Privilegien, was sich aber spätestens am Ende des 18. Jahrhunderts als schwere Hypothek für jede Modernisierung der Reichsverwaltung erweisen sollte.

Diese Erfahrung hatte allerdings bereits der schwedische König Karl XI. am Ende des 17. Jahrhunderts machen müssen, worauf Ralph Tuchtenhagen aufgrund seiner früheren Studien verweist. Demnach galt Karls absolutistische, auf Unifizierung zielende Politik primär dem Erhalt seines Reiches, provozierte jedoch zwangsläufig den vehementen Widerstand der auf ihre Privilegien pochenden Ritterschaften, deren Sonderrechte der König schließlich weitgehend kassierte. Pärtel Piirimäe, der die Motive Peters I. für seine Politik gegenüber den Ostseeprovinzen untersucht, zeigt anschaulich, dass dem Zaren dieser Konflikt nicht entgangen war. Peter kam daher den Ritterschaften und Städten der Ostseeprovinzen in den Kapitulationen weit entgegen, um damit sein Image als „christlicher und gerechter“, mit allen Regeln der europäischen Staatenwelt wohlvertrauter Herrscher zu verbessern sowie Neubürger wie Ausländer für sein Reformwerk zu gewinnen. Zugleich aber schien ihm die in den Kapitulationen dokumentierte „freiwillige Unterwerfung“ von Adel und Städten

unter die russische Herrschaft die Möglichkeit zu bieten, fremde Ansprüche auf diese Territorien dauerhaft auszuschließen.

Es war verständlich, dass die Ritterschaften in Zukunft gegen jede Verletzung ihrer in den Kapitulationen verbrieften Privilegien vehement protestierten und sie als Rechtsbruch anprangerten. Umso interessanter ist es, dass Andres Andresen anhand der Kirchenorganisation in Estland nachweisen kann, dass die dortige Ritterschaft es mit der vielbeschworenen „Rechtskontinuität“ dann nicht allzu genau nahm, wenn es um eine *Erweiterung* der eigenen Rechtsbefugnisse ging, ja dass sie den damit einhergehenden Bruch der geltenden Rechtsakten selbst initiierte. Es gelang ihr so, die Kirchenleitung im Gouvernement Estland in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entgegen den Festlegungen der Kapitulationen und des Friedensvertrags von 1721 wieder unter ihre Botmäßigkeit zu bringen. Andresen schließt daraus, dass dieser Vorgang eine deutliche Korrektur des von der deutschbaltischen Historiographie entwickelten „Paradigmas von der Wiederherstellung der ständischen Selbstverwaltungsordnung auf Basis der Rechtskontinuität“ verlange, ganz abgesehen davon, dass dieser Vorgang ja auch ein bezeichnendes Licht auf die je nach Interessenlage offenbar recht unterschiedliche Wahrnehmung der Kapitulationen durch die Ritterschaft warf.

Mit den absolutistischen Unifizierungstendenzen Katharinas II., der privilegierte Grenzgebiete wie die Ostseeprovinzen mit Blick auf die Neuordnung der Reichsverwaltung ein Dorn im Auge waren, begann die Zeit der Kontroversen um die Kapitulationen. Mati Laur arbeitet klar heraus, dass die Kaiserin die Rechtsordnung der Ostseeprovinzen radikal verändern wollte und in Bezug auf die verwaltungsmäßige Integration der Provinzen auch durchaus erfolgreich war, bei der Umgestaltung der Gesellschaftsstruktur der Region jedoch nicht konsequent genug vorgegangen sei. Zwar machte Paul I. die den Kapitulationen zuwiderlaufenden Maßnahmen seiner Mutter noch einmal rückgängig, doch scheint die Mehrheit der Ritterschaften und der deutschen städtischen Oberschichten aus dieser Erfahrung einer drohenden Einschränkung oder gar Abschaffung ihrer Sonderstellung keine Schlüsse im Sinne erhöhter Reformbereitschaft gezogen zu haben. Im Gegenteil. Gert von Pisto hl k o r s entwirft anhand der Diskussion innerhalb der deutschen Oberschicht, in der es um eine angemessene Politik zur Sicherung der eigenen Privilegien angesichts der durch die Niederlage im Krimkrieg ausgelösten Reformpolitik der St. Petersburger Regierung ging, ein geradezu erschreckendes Bild von Intransigenz und Reformfeindlichkeit der Mehrheit der Livländischen Ritterschaft, die sich auf die strikte Einhaltung der jetzt von Carl Schirren zu „Verträgen unter gleichberechtigten Partnern“ stilisierten Kapitulationen von 1710 versteifte. Unter dem doppelten Druck russischer nationaler Forderungen von oben, wie sie zunächst weniger von der Regierung als von der russischen Öffentlichkeit erhoben wurden, und der Mitwirkungsansprüche



der Esten und Letten von unten wussten jedoch auch die wenigen Liberalen keinen Ausweg, der die Sonderstellung der deutschen Oberschicht nicht an der Wurzel getroffen hätte. Mit anderen Worten gab es selbst im Russländischen Reich im 19. Jahrhundert keinen Platz mehr für die „alte Ruine“ eines „ständisch geprägten Regionalismus“.

Die Kapitulationen waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts ohnehin bereits zu „Steinbrüchen der Gesetzbücher“ dieses Jahrhunderts geworden, wie die Rechtshistorikerin Marju Luts-Sootak in ihrer gründlichen Untersuchung der selektiven Übernahme des Inhalts der Kapitulationen der Ritterschaften in die neuen Gesetzbücher aufzeigt. Diese konnten, wie sie im einzelnen nachweist, sowohl Erweiterungen als auch Einschränkungen der in den Kapitulationen gewährten Privilegien enthalten, die aber nun wie alle anderen Gesetze jederzeit veränderbar wurden, was durch die erstmalige Nichtbestätigung der Kapitulationen durch Kaiser Alexander III. noch unterstrichen wurde. Hatte das Provinzialrecht der Ostseegouvernements von 1845/46 inhaltlich noch größtenteils den Kapitulationen von 1710 entsprochen, setzte im Zuge der forcierten Integrationspolitik seit 1863 dessen weitgehende inhaltliche Entleerung und Umgestaltung ein bis hin zur Durchsetzung der russischen Sprache in allen städtischen Angelegenheiten einschließlich des Schulunterrichts, der betonten Förderung der orthodoxen gegenüber der lutherischen Kirche oder etwa der Justizreform von 1889, durch die die Ritterschaften alle bisherigen Vorrechte in der Justizverwaltung verloren.

Nicht nur in diesem Zusammenhang hätte es sich angeboten, den einen oder anderen vergleichenden Blick auf andere Grenzregionen des Russischen Reiches im Westen und im Süden zu lenken, in denen die Regierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine ganz ähnliche Politik verfolgte. Dass lediglich Finnland ausführliche Erwähnung findet, lag sicher auch daran, dass mit Lars Börne und Robert Schweitzer bewährte Spezialisten zur Verfügung standen. Ihre vergleichenden Untersuchungen ergeben jedoch eindeutig, dass Finnland unter russischer Herrschaft „in einer anderen Liga“ spielte (Schweitzer, S. 204) als die Ostseeprovinzen oder etwa Litauen, Polen oder die Ukraine. Sie sehen die Ursache dafür vor allem darin, dass Alexander I. mit den Finnen keine detaillierten Kapitulationen oder dergleichen abschloss, sondern eher allgemein die Beibehaltung der Rechtsordnung und Standesprivilegien – im finnischen Landtag war nicht nur ein Stand vertreten, sondern deren vier, darunter auch die durchweg freien Bauern! – zusicherte, die alle der schwedischen Vergangenheit Finnlands entsprungen waren; den Finnen sei es dann durch ihre geschickte Politik gelungen, ihren Status auch in der Folgezeit überwiegend nach schwedischen oder westeuropäischen Vorbildern weiterzuentwickeln, weshalb sie beispielsweise die russischen Rechtskodifikationen der 1830er und 1840er Jahre, an denen die Vertreter der Ostseeprovinzen aktiv mitarbeiteten, von vornherein hintertrieben. Kein Wunder,

dass auch viele Russen das in Personalunion mit dem Reich verbundene Großfürstentum Finnland – sehr im Unterschied zu den Ostseeprovinzen – eher als eigenen Staat denn als russische Provinz wahrnahmen. Klar wird auch herausgestellt, dass die Entwicklung in den Ostseeprovinzen von den finnischen Politikern niemals als vorbildlich, sondern viel eher als abschreckend (insbesondere mit Blick auf die Leibeigenschaft der Bauern) wahrgenommen wurde, während die Deutschbalten Finnland erst „entdeckten“, als St. Petersburg im Rahmen seiner Russifizierungspolitik am Ende des 19. Jahrhunderts auch die finnische Autonomie einzuschränken begann. Für die Vorstellung einer „Baltischen Parallele“ zwischen der Entwicklung Finnlands und der Ostseeprovinzen im 19. Jahrhundert gebe es deshalb auch kaum konkrete Anhaltspunkte. Hier wie auch in anderen Zusammenhängen, die die Autoren ansprechen, ergeben sich vielfältige Perspektiven für weitere Forschungen, für die dieser Tagungsband einen verlässlichen Ausgangspunkt bildet.

ERWIN OBERLÄNDER

TÕNU TANNBERG: *Warten auf Napoleon. Die Landmiliz der Jahre 1806–1807 in den baltischen Gouvernements des Zarenreichs* (Tartuer historische Studien, 4). Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2015. 135 S. ISBN 978830082873; ISSN 21937095.

Diesem Buch des estnischen Historikers Tõnu Tannberg liegt eine bereits 1996 in Tartu verteidigte Dissertation über die Entstehung der Landmiliz (Landwehr) in den russischen Ostseegouvernements in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zugrunde.<sup>1</sup> Tannberg ist diesem Forschungsgegenstand treu geblieben und hat sich auch später eingehend mit diesem Thema beschäftigt.<sup>2</sup> Die vorliegende Übersetzung erörtert vorrangig die Fragen, denen sich auch die Promotionsschrift widmete: die Formierung der ersten

<sup>1</sup> TÕNU TANNBERG: *Maakaitseväekohustus Balti kubermangudes 19. sajandi 1. poolel (1806–1856)* [Die Landmilizdienstpflicht in den baltischen Gouvernements in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1806–1856)], Tartu 1996.

<sup>2</sup> Siehe z.B. TÕNU TANNBERG: *Eesti mees Vene kroonus. Uurimusi Baltikumi ja Venemaa sõjaajaloost impeeriumi perioodil 1721–1917* [Der Este in der russischen Armee. Untersuchungen zur Militärgeschichte des Baltikums und Russlands in der imperialen Periode 1721–1917], Tartu 2011; DERS. [TYNU-ANDRUS TANNBERG]: *Komplektovanie rossijskoj armii v pervoj polovine XIX v.* [Die Formierung der russländischen Armee während der ersten Hälfte des 19. Jhs.], in: *Francuzskij ežegodnik 2012: 200-letnij jubilej Otečestvennoj vojny 1812 goda*, S. 148–173.

Landmiliz in den Ostseeprovinzen in den Jahren 1806 und 1807. Tannberg gelingt es dabei, das eher am Rande liegende, aber keineswegs unbedeutende Phänomen der Landmiliz im Kontext größerer historischer Abläufe zu erkunden, d.h. vor dem Hintergrund der Entwicklung des Militärwesens im Russländischen Imperium, der Napoleonischen Kriege und der Geschichte der Ostseeprovinzen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Auch wenn der Autor daher immer wieder vom eigentlichen Gegenstand der Untersuchung abweicht, verliert er die Ereignisse des Jahres 1806 nicht aus den Augen. Doch insgesamt erreicht die Landmiliz vor dem allgemeinen historischen Hintergrund keine allzu große Präsenz. Das Buch von Tannberg gibt Antworten auf Fragen wie die folgenden: Wie setzte sich die russische Armee zusammen, was waren die Beweggründe für die Formierung der Landmiliz, welche demografischen und wirtschaftlichen Folgen hatte dies für die Ostseeprovinzen?

In seinem historiografischen Abschnitt macht Tannberg deutlich, dass das Thema der militärischen Formierungen oder der Rekrutierung zuvor kaum je von den Historikern in Estland und Lettland behandelt worden ist. Tatsächlich wurden diese Aspekte eher als marginale Forschungsthemen angesehen. Tannbergs eigene Arbeit beruht auf veröffentlichten und unveröffentlichten Quellen.

Im Laufe der spannenden und erkenntnisreichen Lektüre erfährt man viel über die organisatorischen Aspekte der Aufstellung der Landmiliz, die Ende 1806 als zeitweilige, im März 1807 als mobile, kleinere Landmiliz organisiert wurde, wobei der Unterschied darin bestand, dass nur die Letztere ständig bereitzuhalten war, um die Armee zu unterstützen – die Männer der zeitweiligen Miliz sollten nach einer kurzen Ausbildung weiter auf den Feldern arbeiten. Tannberg geht sorgfältig der Frage nach, welche Aufrufe veröffentlicht sowie welche Patente und Befehle erteilt wurden. Auf diese Weise erläutert er die Bemühungen und deckt die Ziele der bei der Formierung der Landmiliz einbezogenen Organisationen und Gruppen auf: Regierung, Gouvernementsverwaltung, Adel und Offizierskorps. Man muss sich das aber auch erst einmal vorstellen: Eines Tages kommt aus St. Petersburg der Befehl, die Ostseeprovinzen hätten eine 40 000 Mann starke Landmiliz zusammenzustellen. Diese Aufgabe bereitete vor Ort verständlicherweise einige Sorge, denn es verstand sich von selbst, dass die leibeigenen Bauern den größten Anteil an dieser Truppen stellen müssten. Schon erhob sich das Gespenst möglicher Bauernunruhen. Zudem wurde das Problem zentral, wer vom Offizierskorps nun an der Leitung der neu zu formierenden Landmiliz beteiligt werden sollte. Tannberg beschäftigt sich eingehend mit dieser Frage, denn es waren ja gerade die Offiziere, welche die Milizmänner später ausbilden und anleiten mussten. Anzumerken ist, dass die Adligen den Dienst bei der Miliz nicht gerade anstrebten; wer eine Militärkarriere gewählt hatte, zog den Dienst in der aktiven Armee vor, der viel größere Aufstiegsmöglichkeiten bot.

Bezüglich der Aufstellung der Landmiliz sind Tannbergs statistische Angaben und deren Auswertung besonders aussagefähig. Dabei handelt es sich in erster Linie um die zahlenmäßige und soziale Zusammensetzung der männlichen Bewohner des Gouvernements, wovon wiederum abhing, wie viele Männer aus den verschiedenen Örtlichkeiten in die Miliz einberufen wurden. Auch die Kapitel über die Formierung der zeitweiligen und mobilen Landmiliz, d.h. über deren Struktur, Bewaffnung, Ausbildung – bzw. über den Mangel an Ausbildung –, aber auch über die Spenden, die die mobile Miliz erhielt, sind sorgfältig recherchiert und analysiert sowie um statistische Daten und Tabellen ergänzt. Nach der Auswertung dieser Materialien kommt Tannberg zu dem Fazit, dass die Landmiliz in den Jahren 1806/07 nur auf dem Papier existierte. Nach dem Frieden von Tilsit wurde die mobile Landmiliz offiziell aufgelöst, doch verblieben diejenigen, die nicht desertierten, erkrankten oder starben, als Rekruten im regulären Wehrdienst (S. 101).

Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass sich Tannberg verständlicherweise in erster Linie auf estlandbezogene Materialien stützt. Hätte er Auskunft über die Milizen in Kurland und Livland aus dem Lettischen Historischen Staatsarchiv zum Vergleich und als Ergänzung für seine eigenen Recherchen herangezogen, hätte das noch mehr Aufschluss über das Thema der Landmiliz geben können.<sup>3</sup> Leider ist die Arbeit mit diesen Archivbeständen recht schwierig, da es Dutzende Findbücher gibt. Die meisten davon verfügen über kein Personenregister und sind nicht digitalisiert. Diese Archivbestände bieten Dokumente zu fast jedem wichtigen Vorgang in den Gouvernements. Dennoch machen nur relativ wenige Wissenschaftler von ihnen Gebrauch. Diejenigen Quellen, die die Milizen in Livland und Kurland betreffen, geben Auskunft über die Unzufriedenheit der Bauern mit der Einberufung, die hohe Anzahl an Deserteuren oder die Krankheits- und Selbstmordfälle. Dies ist nicht nur recht aufschlussreich an sich, sondern ergänzt das von Tannberg erforschte Material hervorragend.

Abschließend sei betont, dass Tannberg mit der Entdeckung der Geschichte der Landmiliz in den baltischen Gouvernements in den Jahren 1806/07 eine bedeutende Arbeit geleistet hat. Es wäre wünschenswert, wenn derartige Untersuchungen über die demografischen und ökonomischen Folgen der Rekrutierung im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts im weiteren Kontext der Geschichte der Ostseeprovinzen bald auch von lettischen Kolleginnen und Kollegen geleistet würden.

ANITA ČERPINSKA

---

<sup>3</sup> Siehe Lettisches Historisches Staatsarchiv (*Latvijas Valsts vēstures arhīvs*, Riga), Bestand 4, Findbuch 14, Akte 1169–1178; ebenda, 96/6/1068ff.; ebenda, 412/2/865f., 1224, 1227.

VASILIJUS SAFRONOVAS: *Kampf um Identität. Die ideologische Auseinandersetzung in Memel/Klaipėda im 20. Jahrhundert* (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 20). Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2015. 342 S. ISBN 9783447103527.

Das vorliegende Buch des litauischen Historikers Vasilijus Safronovas beruht auf einer 2011 an der Universität Klaipėda vorgelegten Dissertation, die im gleichen Jahr als Monografie in litauischer Sprache erschien.<sup>1</sup> Den deutschen Lesern liegt nun eine überarbeitete Fassung dieser Arbeit vor. Der Autor untersucht die nationalen bzw. vom Nationalismus geprägten Identitätsideologien im Memelland, wobei er diese von konfessionellen, sozialen und anderen „nicht nationalen“ Identitätsideologien zu trennen versucht – was allerdings selbst unter Laborbedingungen schwierig sein dürfte, da die Grenzen zwischen ihnen fließend sind. Safronovas nutzt daher konkrete Konfliktsituationen, in denen nationale Identitäten aufeinanderstießen, um diese Identitätsideologien zu sezieren. Er stützt sich auf ein konstruktivistisches Verständnis, dem zufolge sich kollektive Identitäten durch öffentliche Kommunikation herausbilden. Diese Kommunikation schafft ein besonderes, im öffentlichen Raum zirkulierendes Bedeutungssystem, das auch die Zugehörigkeit zu einem Staat definiert: Dieses System wird vom Autor als Identitätsideologie bezeichnet (S. 10).

Der Autor hat sich das Memelgebiet als Forschungsobjekt ausgewählt, weil sich seiner Ansicht nach das Problem dieser Identitätsideologien dort gut beobachten lässt. Als wesentliche Forschungsaufgaben nennt er die Periodisierung des Phänomens sowie die Analyse von Einflussfaktoren in Hinsicht auf die identitätsideologischen Konkurrenzsituationen. Schließlich geht es um die Veränderungen, die am Ende des 20. Jahrhunderts zur Deaktivierung dieser Identitätskonflikte führten. Methodisch stützt sich Safronovas' Untersuchung auf die erwähnten konstruktivistischen Ansätze, das Konzept der Erinnerungskultur, die modernistische Nationalismustheorie sowie die analytische Diskurstheorie (Ernesto Laclau, Chantal Mouffe).

Die Arbeit Safronovas' ist aus mehreren Gründen interessant. Erstens bietet sie eine sorgfältige Beschreibung eines der vielen Problemgebiete Europas, die nach dem Ersten Weltkrieg entstanden, nachdem sich die Imperien aufgelöst und neue Nationalstaaten gegründet hatten. Bis jetzt ist die Geschichte z.B. des Vilnius-Gebiets, Elsass-Lothringens, des Teschener Landes oder des Sudetenlandes vornehmlich aus der Perspektive der politischen Geschichte betrachtet worden. Eine Studie, die für die Untersuchung dieser Gebiete den Blickwinkel der Identitätsideologien nutzt, hat auf jeden Fall innovatives Potential. Zweitens wird in den

<sup>1</sup> VASILIJUS SAFRONOVAS: *Praeitis kaip konflikto šaltinis: tapatybės ideologijų konkurencija XX amžiaus Klaipėdoje* [Die Vergangenheit als Quelle von Konflikten: Die Konkurrenz von Identitätsideologien in Klaipėda im 20. Jahrhundert], Vilnius 2011.

Sozialwissenschaften das Problem der Identität überwiegend aus der heutigen Sicht betrachtet, wobei der historische Hintergrund oft ignoriert wird oder man sich auf die Klischees stützt, welche die politische Geschichte hervorgebracht hat. Safronovas bietet eine Betrachtungsweise, welche der Problematik der Identitäten eine historische Perspektive eröffnet, indem das ganze 20. Jahrhundert einbezogen wird. Drittens ist auch das vom Autor gewählte methodische Werkzeug attraktiv und fesselnd, da es nicht allein den konstruktivistischen Ansatz der Nationalismusforschung nutzt, sondern auch in der diskursiven Praxis von Kommunikation und kollektivem Gedächtnis wurzelt. Gerade dieser Aspekt wird in den Untersuchungen baltischer Historiker noch immer sehr vernachlässigt.

Der Autor analysiert chronologisch drei Epochen in der Geschichte Klaipėdas, die für das Thema der Identitätskonflikte wesentlich sind: (1) Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, als der litauische und der deutsche Nationalismus zueinander in Konkurrenz traten; (2) die Sowjetzeit, als die Konfrontation zwischen einer „sowjetischen“ und einer litauischen Identität zum Ausdruck kam; (3) die Zeit nach 1988, als die Widersprüche zwischen dem litauischen Nationalismus und der Konsumkultur zum Vorschein traten.

In Hinblick auf die erste Epoche untersucht der Autor deutsche und litauische Identitätsideologien. Die ethnische und historische Eigenart Memels, die noch vor dem Ersten Weltkrieg die besondere lokale Identitätsideologie der „Memelländer“ hervorbrachte, habe eine Identifikation mit dem Haus der Hohenzollern verhindert. Während der Zeit der französischen Mandatsverwaltung von 1920 bis 1923 stand die deutsche Gesellschaft des Memellandes dem geplanten Projekt des Freistaats Memel positiv gegenüber, doch sei nach dem Anschluss des Gebiets an Litauen 1923 in der deutschen Bevölkerung die Ablehnung dieser neuen Situation rasch größer geworden. Dies äußerte sich beispielsweise darin, dass die im öffentlichen Sprachgebrauch zuvor gern genutzten Selbstbezeichnungen wie „Memelländer“ oder „Memeldeutsche“ von neuen Begriffen wie „deutsches Volk“ oder „Volksgemeinschaft“ ersetzt worden seien. Als das Gebiet im März 1939 in das Deutsche Reich eingegliedert wurde, sahen viele das als „Befreiung“ und „Heimkehr in das Großdeutsche Reich“ an.

Die sogenannten „preußischen Litauer“, deren lokale Identität sich in dem Begriff der litauischen „Memelländer“ spiegelte, und die zur pietistischen Kirche gehörten, konnten sich nicht mit den katholischen Litauern identifizieren. Den litauischen Nationalismus adaptierten nur wenige von ihnen – und zogen als Lebensmittelpunkt Tilsit Memel vor. Nach dem Anschluss des Memellands an Litauen begann die Litauisierung des Gebiets. Dies geschah auf unterschiedlichen Wegen – wie etwa durch verschiedene institutionelle, Kultur-, Bildungs- und Kommunikationskanäle sowie durch Parteien und Vereine.

Die Widersprüche der Identitätsideologien kreierte ein großes Konfliktpotential, denn sie lagen bereits im jeweiligen ideologischen Fundament

verborgen, d.h. in den historischen Selbstbildern und Gründungsmythen. So drehten sich die Konflikte z.B. um die Frage, ob Memel „eine alte ostpreußische Stadt“ war oder im 13. Jahrhundert den „alten Litauern“ von „den Deutschen“ „weggenommen“ wurde; ein Marker für unterschiedliche Identitäten war auch die Antwort auf die Frage, ob 1923 eine litauische „Okkupation“ des Gebietes stattgefunden hatte. Safronovas verweist auf zwei Problemkerne, die für beide Gemeinschaften von besonderer Bedeutung gewesen seien: (1) waren die Litauer Autochthone des Memellandes? (2) Wer hat vor der Ankunft des Deutschen Ordens in diesem Gebiet gelebt? Die Klärung dieser Fragen sei Safronovas zufolge damals äußerst wichtig gewesen, um die „historischen Rechte“ der Litauer auf dieses Gebiet zu legitimieren.

Bei der Lektüre der Kapitel, in denen die Konkurrenz der Identitäten des deutschen und litauischen Nationalismus erörtert wird, vergegenwärtigt man sich unwillkürlich den Konflikt der nationalen Identitätsideologien der Letten und Esten mit jener der Deutschbalten. Leider spricht der Autor diese Parallelen nicht an und stellt auch darüber hinaus keinerlei Bezüge zu ähnlichen Konstellationen nördlich von Memel her. Doch kann dies Safronovas nicht wirklich angekreidet werden, da er sich keine solchen komparatistischen Ziele gesetzt hat; dies sei hier vor allem als Anregung für künftige Forschungen angemerkt.

Die zweite Epoche der Identitätskonflikte zeichnete sich in Litauen nach dem Zweiten Weltkrieg ab, als in der ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung der Region große Veränderungen festzustellen waren. Damals dominierte die sowjetische Ideologie, was zweifelsohne die Formierung von Identitäten beeinflusste. Von großer Bedeutung waren jedoch zugleich auch die nationale Kultur, die Symbole und Rituale der Litauer, die in unterschiedlichen Formen zum Ausdruck kamen. So wurde z.B. verstärkt Interesse für solche historischen Akteure gezeigt, die für das sowjetische Regime eher von marginaler Bedeutung waren (z.B. Kristijonas Donelaitis, Martynas Mažvydas u.a.); auch die Erneuerung der litauischen Straßennamen, der Denkmalbau und eine bewusst gepflegte Kulturpolitik waren auf eine Akzentuierung des „Litauischen“ in diesem Gebiet ausgerichtet. Die Recherchen des Autors zum sowjetischen Klaipėda deuten darauf hin, dass es auch im sowjetischen System möglich war, Bedeutungen von sowjetischen und nationalen Identitäten zu korrigieren, was gewiss auch zu Konfliktsituationen führen konnte.

Die dritte Epoche fällt in die Zeit nach 1988, als die KPdSU unter dem Einfluss von Michail Gorbatschovs „Perestroika“ und „Glasnost“ die Kontrolle über den öffentlichen Raum verlor. Gesellschaftliche Aktivitäten wurden zugleich auch von den öffentlichen Diskursen angeregt, die vom litauischen Exil und dem litauischen Nationalismus der Vorkriegszeit beeinflusst waren. Zeichen der sowjetischen bzw. einer russifizierten Identität wurden durch litauische nationale Symbole abgelöst. Da damals ca. ein Drittel der

Einwohner Klaipėdas russischsprachig waren, rief der gesellschaftliche Wandel heftige Konflikte hervor, auf die die Stadtverwaltung reagieren musste. Allerdings wurden die Auseinandersetzungen im 21. Jahrhundert noch intensiver, als die Russländische Föderation mit der Verwirklichung ihrer „Landsleute“-Politik begann (S. 273f.), d.h. dazu überging, die Russen in den ehemaligen sowjetischen Republiken zu unterstützen (bzw. zu bevormunden).

Bereits seit Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre waren Aktivitäten zu beobachten, mit denen deutsche bzw. „kleinlitauische“ Identitätsformen wieder ins Leben gerufen werden sollten. Welche Gedächtnis- und Identitätsformen sich transformierten und einer Korrektur unterzogen, welche verloren gingen, welche dagegen in der Zukunft wieder ans Licht kommen werden – all dies wird von Safronovas ausführlich erörtert.

Die Diskurse des litauischen Nationalismus, die im 21. Jahrhundert im öffentlichen Bewusstsein Klaipėdas einen festen Platz eingenommen haben, werden von der Konsumkultur herausgefordert. Denn Letztere neigt dazu, den Bedeutungsgehalt der Ideologien zu fragmentieren, zu nivellieren und zu transformieren, mit dem Ziel, Investitionen, Tourismus und Marketing zu fördern.

Abschließend zieht der Autor nicht nur ein Fazit seiner Untersuchungen, sondern macht auch einige interessante Vorschläge für weitere Forschungsvorhaben, die sich im Rahmen der Stadtgeschichte in der südöstlichen Ostseeregion durchführen ließen. Nach Ansicht des Rezensenten sind die Erkenntnisse des Autors in der Tat recht weitgreifend und nicht nur bei der Erforschung ethnisch und historisch heterogener Territorien auf baltischem Boden anwendbar, sondern auch in Hinsicht auf historisch ähnlich geprägte Gebiete in ganz Mitteleuropa. Gestützt auf die Ergebnisse seiner Forschungsarbeit schlägt Safronovas mehrere Untersuchungsansätze vor: Die Bedeutung von Kommunikation und sozialen Netzen im öffentlichen Raum; die konsolidierende Rolle der Gedächtniskultur; die Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie; die Haltung der politischen Macht gegenüber den Identitätsideologien; die Auswertung der Reichweite von Kontrollmechanismen der öffentlichen Kommunikation; der Bezug zwischen den aktualisierten Bedeutungen von Ideologien und den lokalen Elementen der Kultur, die für die Identität der Lokalbevölkerung wichtig sind. Dem Autor zufolge sollte auch untersucht werden, wie weit die aktive gesellschaftliche Anteilnahme der Bevölkerung von der politischen Konjunktur abhängig war; ebenso müsste auch nach der politischen Mobilisierung gefragt werden, die sich auf nationale Grundlagen stütze, „Wahrheiten“ definierte und die Wechselbeziehung zwischen den organisierten Instanzen und den individuellen Reflexionen sicherte.

Die Arbeit Safronovas' stellt ohne Zweifel eine großartige Leistung nicht nur für die litauische Geschichtswissenschaft dar. Sie analysiert anschaulich die vielfältigen Narrative über Identitäten, deren Kollisionen



und Transformationen im Memelland bzw. in der Region Klaipėda; mit seinem methodischen Ansatz hilft der Autor zudem bei der möglichen Untersuchung von Identitätskonflikten in vergleichbaren Regionen.

Bei der Lektüre des anzuzeigenden Buches kamen dem Rezensenten unwillkürlich Assoziationen zu den historischen und gegenwärtigen Ereignissen in Riga und Lettgallen, wo die Identitätsideologien keinesfalls klar und eindeutig sind. Es bleibt nur zu hoffen, dass diese Studie auch von denjenigen gelesen wird, die sich mit der Erforschung heutiger nationaler Identitäten beschäftigen. Das Buch „Kampf um Identität“ erschließt die Probleme von Identitätsideologie(n); es zeigt, dass sich die Identitäten in einem stets dynamischen Wandlungsprozess befinden und dass sie – ähnlich wie Menschen und Staaten – ihre Vergangenheit haben. Diese Vergangenheit kann uns dabei helfen, unsere Gegenwart zu begreifen und womöglich Prognosen für die Zukunft zu stellen.

KASPARS ZELLIS

*Esimene maailmasõda ja Eesti* [Der Erste Weltkrieg und Estland] (Eesti Ajalooarhiivi toimetised = Acta et commentationes archivi historici Estoniae, 22 [29]). Hrsg. von TÕNU TANNBERG. Eesti Ajalooarhiiv. Tartu 2014. 415 S. ISBN 9789985858905; ISSN 14060760.

Es ist paradox, dass der Erste Weltkrieg, der zwar von unwälzender Bedeutung war, aufgrund des Schattens der nachfolgenden Ereignisse jedoch eher als „vergessener Krieg“ gilt, erst jetzt, 100 Jahre nach seinem Beginn, erstmals zum Objekt der öffentlichen Aufmerksamkeit im Baltikum geworden ist. Endlich erfährt dieser kolossale Kampf das Interesse, das ihm gebührt, was sich auch in eingehenden Studien von Historikern spiegelt. Die erste große Leistung ist eine Artikelsammlung, die von Tõnu Tannberg in der Reihe der wissenschaftlichen Abhandlungen des Estnischen Historischen Archivs herausgegeben wurde.

Der Sammelband wird eingeleitet durch Tannbergs Vorwort „Ergänzende Anmerkungen zum Kennenlernen des großen Weltkrieges als eines ‚vergessenen Krieges‘“, worin das betreffende Thema einer eingehenden Betrachtung unterworfen wird. Tannberg führt auch den Hauptgrund an, warum der Erste Weltkrieg in der bisherigen estnischen Geschichtsschreibung in Vergessenheit geraten ist – im November 1918 endete zwar der „große Krieg“, doch verdrängten ihn die darauffolgenden Kriege in

vielen ost- und mitteleuropäischen Ländern, die in Vielem dem estnischen Freiheitskrieg ähneln.

Eine der Ausdrucksformen des im August 1914 ausgebrochenen Kriegsfebers, die insbesondere die Ereignisse im Baltikum beeinflusste, war die Entfesselung einer hysterischen, gegen alles Deutsche gerichteten Stimmung durch die russische Zentralregierung. Die bisherige einflussreiche deutschbaltische Elite, die das Russländische Reich zu verdächtigen und der Illoyalität zu beschuldigen begann, büßte innerhalb kürzester Zeit ihre Privilegien ein. Dieses Thema wird in der umfangreichsten Studie des vorliegenden Bandes abgehandelt: Aadu Musts Text „Von Privilegierten zu Geächteten: Die Repressalien gegenüber deutschbaltischen Honoratioren während des Ersten Weltkrieges“ (S. 16-107).<sup>1</sup>

Must stellt fest, dass das Schicksal der Deutschbalten im Weltkrieg bislang nur recht knapp behandelt worden ist, wobei die russischsprachige Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts überdies in hohem Maße bestrebt war, die Deutschbalten „aus der Geschichte auszuschließen“ (S. 16). Must, der neue wichtige Archivquellen vor allem im Russländischen Historischen Staatsarchiv aufgespürt hat, gelingt es, die Anonymität, die bislang im Hinblick auf die Repressalien geherrscht hat, aufzulösen, indem er zeigt, welche konkreten Amtsträger mit dieser Politik verbunden waren und wessen Interessen sie vertraten. Die Beschlüsse der Behörden wurden durch die Interessen verschiedener Instanzen und Interessengruppen beeinflusst, die voneinander stark divergierten und bisweilen sogar gegensätzlich sein konnten. Bei der Betrachtung des sozialen Hintergrundes und der Position der Personen, die den Repressalien ausgeliefert waren, möchte Must die Frage beantworten, welche Veränderungen das Verschwinden dieser Menschen in der Gesellschaft bewirkte. Auch wirft Must die Frage auf, ob und inwieweit die ergriffenen Repressalien überhaupt unter militärischen, politischen, moralischen und rechtlichen Aspekten gerechtfertigt waren. Von einem gesamtstaatlichen Standpunkt aus waren die Repressalien gegen die Deutschbalten Must zufolge unbegründet, aus rechtlicher Sicht waren sie aber den loyalen Untertanen des Russländischen Reichs gegenüber ungerecht. Damals wurde der von den Militärbehörden ausgesprochene, von der Presse forcierte und von den russischen Behörden allgemein angenommene Standpunkt hervorgehoben, dass die Deutschbalten als Feinde anzusehen seien und der ausgebrochene Krieg für die Begrenzung ihrer wirtschaftlichen und politischen Macht ausgenutzt werden sollte. Die Deutschbalten hatten keine Möglichkeit, sich zu verteidigen. Ein Großteil der Esten verhielt sich zu den Vergeltungsmaßnahmen gegen ihre Landsleute ziemlich gleichgültig. Es zeigte sich ein alter Groll, aber es gab auch

<sup>1</sup> In erweiterter Form ist diese Arbeit als deutschsprachige Monografie im Verlag Tartu University Press erschienen: AADU MUST: Von Privilegierten zu Geächteten: Die Repressalien gegenüber deutschbaltischen Honoratioren während des Ersten Weltkrieges, Tartu 2014. – Eine Rezension ist für die nächste Ausgabe der „Forschungen zur baltischen Geschichte“ zu erwarten (Anm. d. Red.).

Neid, Schmähungen, Gerüchte, Eigennutz und Bemühungen, persönliche Rechnungen mit der Hilfe fremder Hände zu begleichen. Zugleich gibt Must zu, dass die Repressalien gegen die Deutschbalten in starkem Maße zur politischen Emanzipation der Esten und Letten beitrugen und ihre Möglichkeiten, in der Heimat Karriere zu machen, verbesserten. Die Schwächung der Ritterschaften ermöglichte es, die von den Esten geleiteten kommunalen Selbstverwaltungen zu fördern, was eine überaus wichtige Rolle bei der Vorbereitung der estnischen Eigenstaatlichkeit spielen sollte.

Dem Beitrag von Must schließt sich eine Untersuchung von Toomas Karjahärm unter dem Titel „Der estnisch-deutsche Kompromiss im Jahre 1915“ (S. 108–131) über die gegenseitigen Beziehungen der Esten und Deutschbalten an. Hierin geht es um eine bereits Ende 1914 ausgelöste Pressedebatte über den Stand und die Perspektiven der estnisch-deutschen Beziehungen. Am Beispiel der geplanten Reform der kommunalen Selbstverwaltung wird hier aufgezeigt, warum die estnisch-deutsche verspätete Einigung nicht verwirklicht werden konnte. Eine historische Versöhnung der zwei Gemeinschaften scheiterte am gegenseitigen Misstrauen zwischen den Deutschbalten, den Esten und der Zentralregierung sowie an deren jeweils entgegengesetzten politischen Zielen.

Ago Pajur betrachtet in seinem Aufsatz „Unser staatspolitisches Ideal heißt Autonomie“ (S. 217–269) ausführlich die bislang im Hintergrund gebliebene Anfangsphase des Prozesses der Erlangung der estnischen Unabhängigkeit – die Geburt der Idee der Autonomie, die als Frucht der gemeinsamen Arbeit der estnischen Protagonisten in Dorpat, Petrograd und Reval dargestellt wird, sowie ihre Verwirklichung unmittelbar nach der Februarrevolution. Darüber hinaus analysiert Pajur eine entsprechende Konferenz der führenden estnischen Politiker in Dorpat (11.–13. März 1917), den Entwurf einer Verordnung zur estnischen Selbstverwaltung sowie dessen Übergabe an die Petrograder Provisorische Regierung am 18. März. Zur Sprache kommen auch die Demonstration der Petrograder Esten vom 26. März zur Unterstützung der Autonomie sowie die schließlich verabschiedete Verordnung der Provisorischen Regierung, welche das estnisch besiedelte Gebiet zu einem Gouvernement zusammenfügte, also Nord-Livland Estland anschloss.

Mati Kröönström untersucht in seinem Beitrag „Die russische Armee im Ersten Weltkrieg. Die Stäbe und Regimenter, die über eine zahlenmäßig kleine Mannschaft verfügten“ (S. 156–169) die strategische und operative Führung der russischen Armee auf der Ebene der höheren Stäbe. Dabei nutzt er in erster Linie die Perspektive der Offiziere des Generalstabs, wobei er auf die Mängel bei der Besetzung der Stäbe und im System der militärischen Ausbildung eingeht. Ein Großteil der vergleichsweise gut ausgebildeten estnischen Soldaten trug in der Zeit des Ersten Weltkrieges Offiziersschulterklappen, denn damals waren Beförderungen notgedrungen recht häufig.

Reigo Rosenthal setzt eine bereits früher publizierte Untersuchung über den Militärdienst von Johan Laidoner (1884–1953) in der russischen Armee in den Jahren 1901 bis 1918 mit einer Abhandlung über dessen Tätigkeit in Sowjetrussland 1918 fort (S. 375–390). Der Autor zieht das Fazit, dass das wichtigste Ergebnis des Russland-Aufenthalts des späteren Oberkommandierenden der estnischen Armee gewesen sein dürfte, dass er als Militär die lokalen Verhältnisse, die schwierige wirtschaftliche Lage, zugleich aber auch die Charakteristika der Roten Armee kennenlernen konnte. Dadurch gewann er ein wahrheitsgetreueres Bild von dem zukünftigen Gegner als etwa die in Estland verbliebenden Militärangehörigen haben konnten; Letztere neigten daher zu Beginn des Freiheitskrieges in vielen Fällen zur Überschätzung des Gegners.

Ivo Juurvee, der sich mit der Geschichte der Spionage beschäftigt, behandelt die Entstehung der russischen Funkaufklärung in Estland zur Zeit des Ersten Weltkriegs (S. 358–374). Eine interessante Person in dieser Hinsicht war der 1892 in Hapsal geborene russische Flottenoffizier deutscher Herkunft Oswald Proffen, der später auch in den Sicherheitsstrukturen der Republik Estland eingesetzt wurde.

Liisi Esse gibt in ihrem Aufsatz „Wie beeinflusste der nationale Hintergrund der russischen Armee die Kriegserfahrung der estnischen Soldaten und die Entwicklung des Nationalismus im Ersten Weltkrieg?“ (S. 132–155) einen Überblick über die nationale Frage in der russischen Armee seit der Vorkriegszeit und versucht, auf Grundlage von Erinnerungen und Briefen estnischer Soldaten zu beschreiben, wie diese im Krieg zurechtkamen. Dabei richtet sie ihr Hauptaugenmerk auf Motivationsprobleme im Einsatz. Der Krieg wurde in zunehmendem Maße als „russischer Krieg“ angesehen, in den die Esten wider Willen hineingerissen worden waren. Zugleich zeichneten sich die Esten nach wie vor durch ein starkes Nationalgefühl aus, dessen natürliche Fortsetzung nationale Truppenteile und die Autonomiebestrebungen waren.

In ihrem gemeinsam mit Aigi Rahi-Tamm verfassten Beitrag „Die Kriegsveteranen vor dem NKVD: Widerspiegelungen des Ersten Weltkrieges ein Vierteljahrhundert später“ (S. 391–411) behandelt Esse die Kriegserfahrungen von vier Weltkriegsveteranen, wie sie sie später sowjetischen Sicherheitsorganen schilderten. Die Autorinnen zeigen, wie diese sich die im Krieg erworbenen Erfahrungen wie etwa die Wahrung des inneren Überlegenheitsgefühls und der Selbstachtung und die Fähigkeit zum Lavieren zu Nutze machten und z.B. Fakten verzerrten oder ihre Herkunft verleugneten.

Maie Pihlamägi behandelt die estnische Industrie in den Jahren des Ersten Weltkriegs (S. 170–199). Bei der Analyse des Übergangs der estnischen Industrie von der Friedens- zur Kriegsproduktion konzentriert sie sich auf die Lösung der Probleme, die durch den Rohstoff- und Kraftstoffmangel sowie die Knappheit an Arbeitskräften bedingt waren. Den

interessantesten Teil des Aufsatzes bildet eine Übersicht über die Evakuierung eines Teils der Industrie und über die Anstrengungen des verbliebenen Teils, in der komplizierten Situation der Jahre 1917/18 zu überleben.

Das bislang unbehandelte Thema „Der Kampf mit dem Anstieg der Lebensmittelpreise in Estland von 1914 bis zum Frühling 1917“ greift Kersti Lust auf (S. 200-216). Die Autorin gibt einen Überblick über die Verpflegungseinrichtungen und über die Maßnahmen, die die Letzteren zur Zügelung der Preissteigerung ergriffen (Festsetzung von Höchstpreisen, Ausfuhrverbote, Vorratshaltung, Normierung der Verkaufsmengen, aber auch Verhängung von Strafen). Wie Lust zusammenfassend feststellt, waren die Maßnahmen gegen den Preisanstieg in den Binnengouvernements und in Estland im Allgemeinen ähnlich. Allerdings wurden die Kaufleute in Estland nicht notwendigerweise aus der Versorgungskette mit Waren des täglichen Bedarfs verdrängt, denn man stützte sich bei der Beschaffung von Lebensmitteln durchaus auch auf Privatkapital. Zudem entfachte der Kampf gegen Spekulanten in Estland weniger Leidenschaften und es gab dort auch keine ernsthaften Probleme bei der Lebensmittelversorgung. In Russland hingegen verringerte das Transportnetz, das den Bedürfnissen der Kriegszeit nicht entsprach, die ohnehin schon unzureichende Koordination der Maßnahmen, die von den diversen Verpflegungseinrichtungen ergriffen wurden. Der in den Binnengouvernements wuchernde Verwaltungsmissstand tat ein Übriges, um die Wirksamkeit des Kampfs gegen Preiserhöhungen zu schwächen.

In das Alltagsleben der Stadtbewohner versetzt uns die ausführliche Untersuchung von Lea Teedema über Dorpat zurzeit des Ersten Weltkriegs (S. 270-356). Dem Leser vermittelt dieser Text ein Bild davon, wie sich die Einwohner von Dorpat an die durch den Krieg verursachten Einschränkungen anpassten. Schwierigkeiten bei der Versorgung und Probleme mit Heizung und Beleuchtung wurden zum Alltag, darüber hinaus kam es zu Auswirkungen auf das öffentliche Leben, die Arbeitslosigkeit stieg an und das Leben verteuerte sich. Bei diesem umfangreichen Aufsatz handelt es sich um die erste eingehende Abhandlung über das städtische Leben zur Zeit des Ersten Weltkriegs, auch wenn noch weitere Aspekte, wie etwa das Bildungswesen und das Kulturleben, die Tätigkeit von Genossenschaften und Vereinen, die Wohltätigkeitseinrichtungen sowie die Flüchtlingsproblematik gründlicher erforscht werden müssen.

Der besprochene Sammelband lässt uns die Zeit des Ersten Weltkrieges viel deutlicher vor Augen treten, als es bislang im estnischen Geschichtsbild möglich war. Auf Initiative von Tõnu Tannberg hat das Estnische Historische Archiv mehrere umfangreiche Dokumentensammelbände veröffentlicht, eine Reihe von Ausstellungen veranstaltet und das viele Organisationen umfassende Archivprojekt „Die Esten im Ersten Weltkrieg“ angeregt. Allerdings müssten noch viele vergessene Lebensbereiche näher untersucht werden, darunter insbesondere solche an der Schnittstelle

von Militär- und Zivilleben. Dazu gehören z.B. die Errichtung der See-  
festung „Imperator Peter der Große“ in Reval, das Funktionieren neuer  
sozialer Netzwerke wie etwa des Nordbaltischen Provisorischen Komitees  
zur Unterstützung der Kriegsflüchtlinge und das der alten Strukturen, die  
unter dem Krieg litten, die Veränderungen des urbanen Lebens und der  
Situation auf dem Lande etc.

Diese Rezension wurde auf Estnisch in der Zeitschrift „Tuna“ 2015, Nr. 4 veröffent-  
licht. Sie wurde für die Publikation in den FzbG überarbeitet.

TIIT ROSENBERG

*Eestlased ilmasõjas. Sõdurite kirju, päevikuid ja mälestusi Esimesest maail-  
masõjast* [Briefe und Tagebücher der Soldaten und ihre Erinnerungen  
an den Ersten Weltkrieg]. Hrsg. von TÖNU TANNBERG. Rahvusarhiiv.  
Tartu 2015. 908 S. ISBN 9789985858936.

Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die Flut von Büchern, Ausstellungen,  
Filmen und anderen Vorhaben mit Bezug zum Ersten Weltkrieg, die hun-  
dert Jahre nach dessen Beginn 2014 einsetzte, in naher Zukunft abflaut.  
Schon jetzt können wir unter den aus diesem Anlass publizierten Büchern  
eine Reihe von grundlegenden neuen Interpretationen ausmachen, wie sie  
etwa die mittlerweile auch ins Estnische übersetzte Monografie von Chris-  
topher Clark bietet.<sup>1</sup> Zweifellos haben auch die Produzenten populärer  
Genres vom Jahrestag des großen Krieges profitiert, die statt der Betrach-  
tung der Komplexität des Krieges ein besonderes Gewicht etwa auf die  
Fetischisierung seiner fesselndsten Aspekte, wie etwa der Uniformen, der  
Maschinen und der Gewalt legen.

So konnte man schon Anfang 2014 in der britischen Presse kritische  
Anmerkungen zur Kommerzialisierung der Erinnerungen an den Welt-  
krieg und zu dessen Banalisierung lesen.<sup>2</sup> In Estland wiederum gab es kei-  
nen Anlass für eine derartige Kritik. Im Gegenteil, um die Erinnerung an  
den Krieg wieder zu erwecken, brauchte es eine gehörige Portion Findig-  
keit. Der Erste Weltkrieg wird in Estland im Gegensatz zu Westeuropa

---

<sup>1</sup> CHRISTOPHER CLARK: *Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012. Siehe die Rezension von TÖNU TANNBERG: *Teaduslikust monograafiast on saanud bestseller* [Aus einer wissenschaftlichen Monografie wurde ein Bestseller], in: *Sirp*, 19.6.2015.

<sup>2</sup> Siehe z.B. SIMON JENKINS: *1914: The Great War has Become a Nightly Pornography of Violence*, in: *The Guardian*, 4.8. 2014.

eher als der „vergessene Krieg“ bezeichnet, wie Tõnu Tannberg an anderer Stelle festgestellt hat.<sup>3</sup> Im Hinblick auf das historische Gedächtnis Estlands lässt sich kaum ein anschaulicheres Beispiel dafür anführen, dass das Ausmaß eines Ereignisses noch lange nicht sicherstellt, dass es Eingang in das nationale Gedächtnis findet. Schließlich wurden schätzungsweise 100 000 Männer aus dem Gebiet des heutigen Estland in den Kriegsjahren eingezogen, von denen wohl 10 000 gefallen sind oder verschollen blieben. Und wenngleich die estnischen Gebiete von den Kriegereignissen nur vorübergehend berührt wurden, so bewirkte eine Kette von Ereignissen, die durch den Krieg ausgelöst wurden, die komplette Umgestaltung der regionalen politischen Landkarte.

Geschichte wird immer aus der Perspektive der Gegenwart geschrieben. Daher liegen die Ursachen für die Amnesie im Hinblick auf den Weltkrieg in den nachfolgenden Ereignissen. Dieser Krieg stand in den 1920er und 1930er Jahren im Schatten des Freiheitskriegs und der Geburt der Republik. In Estland wurden anstelle von Weltkriegsdenkmälern Monumente zum Gedächtnis an den Freiheitskrieg errichtet, auch wenn viele von ihnen das Gedenken an die Gefallenen des Weltkriegs einschlossen. Später trug die sowjetische Politik zum Vergessen der Erinnerung an den Weltkrieg bei, denn auch in der UdSSR spielte er vor dem Hintergrund der Revolutionen, des Bürgerkriegs und vor allem im Schatten des Zweiten Weltkriegs keine allzu große Rolle. In Estland zerstörte die Sowjetmacht mit den Freiheitskriegsdenkmälern auch die auf ihnen eingetragenen Namen derjenigen, die im Weltkrieg fielen. Hinzu kommt der Umstand, dass es in der estnischen Kultur nur sehr wenige Abbildungen dieses Krieges gibt, was sogar im Vergleich zu den unmittelbaren Nachbarn gilt. Besonders anschaulich zeigte sich dies in der Ausstellung „1914“,<sup>4</sup> die im Jahre 2014 im Rahmen des Programms der Kulturhauptstadt Riga im Ausstellungssaal „Arsenāls“ des Lettischen Kunstmuseums stattfand. Diese Ausstellung füllte mehrere Säle mit lettischen Bildern, die Offiziere, das Leben an der Front und Kriegsflüchtlinge darstellen. Estland war nur mit dem Pastell von Nikolai Triik „Die Geburt der Freiheit“ (1919) vertreten, das sich – wie der Titel schon verrät – überdies auf den Freiheitskrieg bezieht. Zweifellos war Lettland von den Schlachten des Ersten Weltkrieges weitaus stärker betroffen und die schon 1915 gegründeten lettischen Schützenregimenter spielten hier eine wichtige und bleibende Rolle, doch bleibt der Unterschied in seinen Dimensionen bemerkenswert. Zugleich darf man davon ausgehen, dass ein Teil der estnischen Darstellungen des Krieges in der visuellen Kultur und in anderen Medien heute vergessen ist. Darauf wies

<sup>3</sup> TÕNU TANNBERG: Saateks. Lisandusi suure ilmasõja kui ‘unustatud sõja’ tundaõppimiseks [Ergänzende Anmerkungen zum Kennenlernen des großen Weltkrieges als eines „vergessenen Krieges“], in: Esimene maailmasõda ja Eesti, hrsg. von DEMS., Tartu 2014 (Eesti Ajalooarhiivi toimetised = Acta et commentationes archivi historici Estoniae, 22 [29]), S. 5-14, hier S. 12.

<sup>4</sup> Siehe 1914. Exhibition of the European Capital of Culture, Riga 2014.

auch die 2015 vom Under-und-Tuglas-Literaturzentrum und der Universität Tallinn organisierte Konferenz „Der Erste Weltkrieg in der estnischen Kultur“ und die daraus entstandene Konferenzpublikation hin.<sup>5</sup>

Die hier anzuzeigende Anthologie von Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen von estnischen Soldaten, die Tõnu Tannberg besorgt hat, leistet einen Beitrag zur Aufdeckung der in Vergessenheit geratenen Gedächtnisschichten. Neben allem anderen führte der Weltkrieg auch zu einem explosiven Wachstum des Briefwechsels, wie Liisi Esse im Vorwort betont. Während des Kriegs wurden Dutzende Millionen von Briefen verschickt – mehr als je zuvor –, und einen Briefwechsel oder ein Tagebuch begannen auch diejenigen zu führen, die dies früher nicht getan hatten. Interessanterweise hat dieses zum persönlichen Gebrauch bestimmte Schriftgut nie zuvor die Bedeutung eines historischen Ereignisses für die breite Öffentlichkeit derart geprägt. Briefe und Tagebücher von Soldaten wurden in Westeuropa und den USA gleich nach Kriegsende veröffentlicht, was einen großen Einfluss auf das kollektive Gedächtnis ausübte.

In Estland ist bisher nur sehr wenig Autobiografisches mit Bezug zum Ersten Weltkrieg veröffentlicht worden, was vor allem im Vergleich zu den Textmassiven eklatant ist, die mit dem Zweiten Weltkrieg oder auch mit dem Freiheitskrieg verbunden sind. Tannbergs Anthologie macht es nun aber unmöglich, am schriftlichen Erbe des Ersten Weltkriegs vorbeizugehen. Der Sammelband bietet auf seinen beinahe 900 Seiten sorgfältig bearbeitete und kommentierte Texte unterschiedlicher Form, die überwiegend recht umfangreich sind. Unter den Verfassern finden sich Soldaten, die an vorderster Front kämpften, aber auch Männer, die sich eine Stelle in der Kanzlei gesichert hatten oder in Kriegsgefangenschaft geraten waren. Unter ihnen gibt es Bauern und Arbeiter, Lehrer, Träger der Vereinsbewegung und Musiker. Zu ihren Stimmen gesellen sich Briefe, die die Zeitung „Postimees“ von Soldaten erhielt, die in Tannbergs Edition als illustrative Ergänzung zu den Haupttexten dienen.

Vor dem Hintergrund dieser ganzen Vielfalt zeichnet sich eine Reihe von generellen Themen und Einschätzungen ab. Die Erforschung des alltagsschriftlichen Erbes des Weltkriegs stellt in weiterer Hinsicht die weit verbreitete Auffassung infrage, dass Europa von einer Kriegsbegeisterung erfasst gewesen sei. Auch die hier publizierten Texte kennzeichnet eher eine Antikriegsstimmung. Schließlich will niemand in den Krieg ziehen, man wartet fieberhaft auf den Frieden und fürchtet sich davor, dass der Krieg nach Estland kommen könnte. Ein weiteres klassisches Thema, welches in den Texten des Sammelbandes hervortritt, ist der Nationalismus. Die gegenseitige Beeinflussung von Krieg und Nationalismus ist in Verbindung mit dem Weltkrieg häufig behandelt worden. Estland stellt jedoch, wie auch die anderen, erst nach dem Krieg und dem Zusammenbruch der

---

<sup>5</sup> Esimene maailmasõda Eesti kultuuris [Der Erste Weltkrieg in der estnischen Kultur], hrsg. von MIRJAM HINRIKUS und AVE MATTHEUS, Tallinn 2015.



Imperien entstandenen Nationalstaaten, einen komplizierteren Fall dar. In den Aufsätzen des Sammelbandes zeigen sich auf der einen Seite maßgebliche russische Einflüsse, die in einer generellen anti-deutschen Haltung am klarsten zum Ausdruck kommen. Auch wenn aufgrund der gesellschaftlichen Antagonismen solch eine anti-deutsche Haltung unter den Esten weit verbreitet war, stellt sich dennoch die Frage, inwieweit die während des Weltkriegs betriebene Propaganda den Deutschenhass noch weiter anstachelte, der schließlich auch bei der Erlangung der Unabhängigkeit eine wichtige Rolle spielte. Den Texten lässt sich auch eine weitere Schattenseite dieser Propaganda entnehmen, denn die russischen Militärangehörigen neigten dazu, die Esten als Deutsche anzusehen. Auf der anderen Seite lassen die Autoren der Texte auch eine bemerkenswerte Russenfeindlichkeit erkennen. Fast alle Verfasser sind der Meinung, die Ostseeprovinzen seien im Vergleich zum übrigen Russland in jeder Hinsicht weiter entwickelt und sehen den Hauptgrund darin, dass die Russen träge und ungebildet seien. Dies lässt die Wirkung von bereits früher angenommenen Stereotypen vermuten – und im Hinblick auf die Erinnerungen auch den Umstand, dass sie zu einer späteren Zeit abgefasst wurden, d.h. nach Revolution und Freiheitskrieg.

Unter einem neuen Aspekt wird im anzuzeigenden Sammelband die Erlangung der Unabhängigkeit betrachtet. Historiker haben schon vor einer Weile betont, dass der Freiheitskrieg in einer engeren Beziehung zum Weltkrieg und zum russischen Bürgerkrieg erforscht werden sollte.<sup>6</sup> Die Texte des Sammelbandes zeigen diese Beziehung auf der Ebene der Erfahrung der Soldaten. In den Freiheitskrieg ziehen – neben den im aktuellen historischen Gedächtnis durch den Film „Die Namen auf der Marmortafel“ (*Nimed marmortahvilil*, Regisseur Elmo Nüganen, 2002) popularisierten jungen Freiwilligen – eben auch Männer, die bereits vier Jahre im Weltkrieg gekämpft hatten. Dabei zeichnet sich besonders anschaulich die Zeit der Wirren ab, die dem Freiheitskrieg und der Erlangung der Unabhängigkeit vorausging, als es den Soldaten zunächst darauf ankam, sich darüber Klarheit zu schaffen, was eigentlich vor sich ging. Viele mussten ja auch erst einmal nach Estland gelangen und sich nicht zuletzt an die Idee der Gründung eines eigenen Staates gewöhnen. Daneben sind die Gefühle angesichts der Revolutionen des Jahres 1917 weitaus deutlicher: Vor allem die Februarrevolution wurde mit großer Begeisterung begrüßt. Wenngleich die Meldungen über die Ereignisse ebenfalls widersprüchlich sind und oft als ängstliche Gerüchte an die Front gelangen, werden im Hinblick auf den Sturz der autokratischen Herrschaft hoffnungsfrohe Begriffe wie „Freiheit“, „Frühling“ und „Sonne“ verwendet.

---

<sup>6</sup> Z.B. KARSTEN BRÜGGEMANN: Ajalooteadus ja Eesti Vabadussõda – uut uurimisperspektiivi otsides [Die Geschichtswissenschaft und der Estnische Freiheitskrieg – auf der Suche nach einer neuen Forschungsperspektive], in: Ajalooline Ajakiri 2008, Nr. 3, S. 171-183.

Zu einem großen Thema der neueren Kriegsgeschichte hat sich die Psychologie der Soldaten entwickelt. Unter diesem Aspekt liefern die hier versammelten Texte anschauliches und zugleich kompliziertes Material, das nicht zuletzt darauf verweist, wie viele Erfahrungen, die eine große Zahl von Menschen in schwerer Zeit haben machen müssen, bis heute vom estnischen historischen Gedächtnis nicht aufgearbeitet worden sind. Ungeachtet der Tatsache, dass bei der Wiedergabe von Schmerz und Angst eine bestimmte Grenze nicht überschritten wird – was in Bezug auf die Briefe zum Teil der Zensur geschuldet ist – und dies mit Humor im Sinne des braven Soldaten Schwejk ausgeglichen wird, sind die Texte überraschend sentimental, insbesondere mit Rücksicht auf die damaligen Normen des männlichen Verhaltens. Die Soldaten klagen ständig über schlechte Laune, fürchten sich vor der Schlacht und reagieren schmerzlich auf Gewalt. So geben die Verfasser der Texte offen zu, dass es ihnen „auf die Nerven“ falle, wenn die Kugeln um die Ohren pfeifen; der Anblick der Toten sei „sehr schrecklich“.

Bei der Lektüre der Anthologie darf man den Entstehungskontext der Texte nicht aus den Augen verlieren. Der Band fügt in dieser Hinsicht sehr unterschiedliche Texte zusammen: Unter den Materialien aus dem Estnischen Staatsarchiv, dem Estnischen Historischen Museum und den Privatsammlungen gibt es Briefe und Tagebücher, aber auch später umgeschriebene Tagebücher und Erinnerungen. Dabei ist eine Reihe der Letzteren im Rahmen der Kampagnen entstanden, die in den 1920er und 1930er Jahren vom Komitee für die Geschichte des Freiheitskrieges (*Vabadussõja Ajaloo Komitee*) veranlasst wurden. Verschiedene Filter haben zweifellos auch die Darstellung des Weltkriegs beeinflusst. So etwa liegt die bereits angedeutete Vermutung nahe, dass die Erfahrung des Freiheitskriegs die Kritik an Russland noch mehr verschärft hat. Die Untersuchung dieser Fragen bleibt indes der zukünftigen Forschung vorbehalten.

Die Militärgeschichte nutzt für ihre Analysen heutzutage vor allem die Perspektive der einfachen Soldaten und nicht mehr nur die Sicht der Generale und großen Strategen. Diese Tendenz brachte die verstärkte Nutzung von autobiografischen Texten mit sich, was auch für die Geschichtswissenschaft als Ganzes mit dem Bestreben in Verbindung zu setzen ist, der von einer hegemonialen Position aus verfassten politischen Geschichte Alternativen entgegenzusetzen. In Estland hat auf diesem Gebiet meist Tõnu Tannberg eine Schlüsselrolle gespielt, der für seine Aktivitäten unter anderem auf diesem Gebiet gerade mit dem staatlichen Wissenschaftspreis ausgezeichnet wurde.

Heute wird auch in Estland versucht, den Weltkrieg durch eine vom estnischen Nationalarchiv angeregte Initiative „Die Esten im Ersten Weltkrieg“ in das lokale historische Gedächtnis einzuschreiben, das – wie ja auch im Falle der Letten – von den Themen des Zweiten Weltkriegs und der Sowjetisierung geprägt ist. Interessenten werden aufgerufen, dabei

mitzuwirken, Soldaten in Archivdokumenten aufzuspüren, aber auch Materialien aus Familiensammlungen zur Verfügung zu stellen. Unter der Schirmherrschaft des Nationalarchivs wurden mehrere dem Ersten Weltkrieg gewidmete Ausstellungen organisiert und Sammelbände publiziert.<sup>7</sup>

Es bleibt zu hoffen, dass das anzuzeigende Buch einen Ansporn gibt, sich weiter mit dem Weltkrieg zu befassen. In Anbetracht dessen, dass hier lediglich estnischsprachige Texte abgedruckt sind, wäre es durchaus angebracht, diese auch durch das schriftliche Erbe der anderen Estländer, die ihre Erfahrungen in anderen Sprachen ausgedrückt haben, zu ergänzen. Dies würde es ermöglichen, den Krieg, der die ethnischen Konflikte hierzulande verschärfte, aus einer transnationalen Perspektive zu betrachten. Man kann sich zwar fragen, ob es heutzutage noch sinnvoll ist, die Gedächtnisschichten dieses Krieges aufzuspüren. Ein Grund, sich dennoch damit zu beschäftigen, liegt aber mit Sicherheit in der in der buchstäblichen Vielschichtigkeit der Erinnerungen. So, wie die späteren Ereignisse bei der Erinnerung bzw. beim Vergessen des Weltkriegs ihre Spuren hinterlassen haben, hat auch dieser Krieg die Sinngebung der auf ihn folgenden Ereignisse geprägt. Diese Prozesse näher zu beleuchten unter Einschluss der transnationalen Erinnerungsschichten bereichert unser Verständnis von der Geschichte Estlands, wozu auch eine insgesamt bessere Kenntnis der Zeit des Großen Kriegs beiträgt.

Diese Rezension wurde auf Estnisch in der Zeitung „Sirp“ vom 18.9.2015 veröffentlicht. Sie wurde für die Publikation in den FzbG überarbeitet.

LINDA KALJUNDI

MARK H. HATLIE: *Riga at War 1914–1919. War and Wartime Experience in a Multi-ethnic Metropolis* (Studien zur Ostmitteleuropaforschung, 30). Verlag Herder-Institut. Marburg 2014. 362 S. ISBN 9783879693771.

In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg war Riga eine multikulturelle, wirtschaftlich boomende Stadt. Anders als etwa Reval, wo bereits 1913 über 70% der Einwohner Esten waren, machten die Letten in Riga gerade einmal 40% der Einwohnerschaft aus. Während in Reval seit den Wahlen zur Stadtduma Ende 1904 die Esten den Ton angaben und seit 1905 auch den Bürgermeister stellten, blieb die Düna-Metropole politisch in deutscher Hand. Zudem war in Riga, dem politisch-wirtschaftlichen Zentrum der

---

<sup>7</sup> Mit wesentlichen Beiträgen Esimene maailmasõda ja Eesti (wie Anm. 3).

Ostseeprovinzen, auch der russische, imperiale Anteil deutlicher präsenter (21,8%) als in Reval (11,4%), wo es z.B. keine explizit russische Vorstadt gab. Nimmt man zum Vergleich noch Wilna hinzu, in dem zwar damals nur eine kleine litauische Minderheit lebte, das aber in der Vorstellung der Menschen das historische litauische Zentrum darstellte, erkennt man die Unterschiede zwischen den drei Hauptstädten des heutigen Baltikums deutlich. Der Krieg ließ die Entwicklung der drei Städte, auch wenn sie seit mehr als einem Jahrhundert demselben Reichszusammenhang angehörten, erst recht auseinanderdriften. Während Wilna bereits 1915 deutsch besetzt wurde, blieb Reval bis Februar 1918 russisch. An der Düna wiederum verlief für über zwei Jahre die deutsch-russische Front. Erst Anfang September 1917, kurz vor dem heißen Herbst der Russischen Revolution, marschierten die Deutschen auch in Riga ein.

Mark H. Hatlie konzentriert sich in seiner Tübinger Dissertation auf diese Stadt, die innerhalb von sechs Jahren sieben verschiedene Regime erlebte. Dabei kommt er zu dem nachvollziehbaren Schluss, dass erst nachdem Riga im Herbst 1919 im Zentrum der Kämpfe gegen die deutsch-russische Armee unter dem selbst ernannten Fürsten Bermond-Avalov gestanden hatte, es auch zu einer in mentaler Hinsicht lettischen Stadt geworden sei. Denn damals wurde in Riga bereits die nationale Republik verteidigt. Im Grunde erzählt Hatlie somit die Geschichte, wie Riga den Deutschen allmählich entglitt und die Letten es sich nach und nach aneigneten.

Zeitlich setzt der Autor exakt dort an, wo Ulrike von Hirschhausens Riga-Monografie über die „Grenzen der Gemeinsamkeit“<sup>1</sup> unter den verschiedenen ethnischen Milieus der Stadt aufhört: beim Kriegsausbruch im Sommer 1914. Vor allem den zweiten Teil seiner Studie kann man gut als unmittelbare Fortsetzung lesen, schildert der Autor doch hierin die Kriegserfahrungen der wichtigsten ethnischen Gruppen, d.h. der Deutschen, Letten und Russen.<sup>2</sup> Die Kenntnis der Studie Hirschhausens kommt einem bei der Lektüre von Hatlies Buch sehr zugute, da die Vorgeschichte Rigas hier nur am Rande vorkommt. Wesentlich ist ihm der Fokus auf die Stadt im Krieg. Der Schilderung der „Stadt im Krieg“ ist daher auch der erste Teil der Studie gewidmet, der in chronologischer Folge die Lebensumstände in Riga von 1914 bis ins turbulente Jahr 1919 untersucht. Der Autor ist sich des Problems bewusst, dass eine derartige Struktur – erst die Stadt allgemein, dann die drei ethnischen Gruppen – Redundanzen mit sich bringt. Liest man dieses Buch von vorne bis hinten (was ja heute womöglich nur noch Rezensenten tun), ist gerade der zweite Teil zur deutschen, lettischen und russischen Kriegserfahrung recht beschwerlich, weil

<sup>1</sup> ULRIKE VON HIRSCHHAUSEN: Die Grenzen der Gemeinsamkeit. Deutsche, Letten, Russen und Juden, 1860–1914, Göttingen 2006 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 172).

<sup>2</sup> Es sei angemerkt, dass Hatlie im Gegensatz zu Hirschhausen die speziell jüdischen Lebenswelten im Krieg ausspart; deren Analyse war aber auch schon Hirschhausen aufgrund des Quellenmangels schwer gefallen.

die chronologische Reise von 1914 bis 1919 ein zweites, drittes und viertes Mal zu bewältigen ist. Angesichts der Fülle an wertvollen Informationen, die hier geboten werden, muss indes auch der Rezensent den Vorschlag einer besser funktionierenden Struktur schuldig bleiben.

Eines macht Hatlie immer wieder deutlich: das Riga im Sommer 1914 hatte mit der Stadt desselben Namens sechs Jahre später nicht mehr viel zu tun. Neben den politischen Verhältnissen, die in der Hauptstadt der Republik Lettland radikal anders waren als in der russländischen Provinzhauptstadt, betrifft dies auch die Rigenser selbst. Zählte Riga 1913 eine halbe Million Einwohner, war die Bevölkerung Ende 1917 um 40% gesunken. Da schätzungsweise ein Viertel der damals von der deutschen Besatzungsmacht gezählten Einwohner Flüchtlinge waren, dürfte mehr als die Hälfte der Vorkriegseinwohner die Stadt verlassen haben, sei es als Soldat, Evakuierter oder Flüchtling. Die ehemaligen Rigenser waren nun über das ganze Imperium verstreut, und man kann wohl davon ausgehen, dass vor allem die Russen, deren Anteil an der Stadtbevölkerung sich halbierte, nicht mehr zurückkehrten; die politischen Emigranten aus Sowjet-Russland, die vor allem nach 1919 eintrafen, waren Neubürger in einer nun lettischen Stadt.

Man kann Hatlie nur zustimmen, in der über Vladivostok abgewickelten Rückkehr der letzten Einheit der lettischen Schützenregimenter im Oktober 1920 nach Riga einen „symbolic closing act“ (S. 145) zu sehen. Vom Präsidenten, den Ministern und der Armeeführung empfangen, wurden die einstigen Kämpfer für die Weltrevolution in den Schoß der nationalen Republik überführt und ihren Toten gedacht. Ein bizarres Schauspiel, das nur zu gut verdeutlicht, in welche Wirren Land und Leute durch Krieg und Revolution gestürzt worden waren. Zugleich jedoch lag in diesem Empfang ein Versöhnungsangebot des Nationalstaats, denn die sich seit dem Ende des 19. Jahrhunderts abzeichnende Spaltung der lettischen Gesellschaft in eine nationalliberale und eine (links)sozialistische war durch den Krieg nur verstärkt worden. Es ist überhaupt eine der Stärken dieser Studie, über die Schilderung von Festtagen und speziellen Zeremonien Geist und Atmosphäre der verschiedenen politischen Regime einzufangen – angefangen mit der Enthüllung des Denkmals für Peter I. durch Nikolaj II. im September 1910 und dem Kaisergeburtstag im Januar 1918 bis hin zum Maifeiertag 1919 und der (bescheiden ausgefallenen) lettischen Siegesfeier im November 1919. Es ist ein geschickter Schachzug, mit diesen repräsentativen Feiern die einzelnen Kapitel über die diversen neuen Regime im ersten Teil der Studie einzuleiten. Leider fehlt ein vergleichbar strukturierender roter Faden im zweiten Teil, in dem es um die Rezeption der Kriegsjahre durch die ethnischen Gruppen geht.

Ein methodisches Problem spricht der Autor selbst an. Seine Entscheidung, sich sehr stark auf Tagebücher und Erinnerungen deutscher, lettischer und russischer Bürger zu stützen, birgt den wesentlichen Nachteil,

dass diesen Autorinnen und Autoren kaum das Prädikat der Repräsentativität zugesprochen werden kann. Denn über diesen Zugriff erfahren wir nichts über die Realität des deutschen Handwerkers, des lettischen Arbeiters oder des ohnehin oft analphabetischen russischen Soldaten. Zu einer Geschichte der „Stadt im Krieg“ würden diese Aspekte jedoch zwingend dazugehören, zumal Hatlie selbst darauf verweist, dass über 40% der Deutschen als Industriearbeiter oder „in other lower-status positions“ beschäftigt waren (S. 159). Allerdings hat dieses Quellenproblem für die baltische Geschichte insgesamt noch niemand wirklich lösen können. Ob eine systematische Analyse der Presse hier Abhilfe schaffen könnte, darf zumindest in den Raum gestellt werden, sollten die Archive tatsächlich nichts hergeben.

So bleibt für Hatlies Studie insgesamt der Befund, vieles bereits Bekannte in einem durchaus innovativen Rahmen aufgearbeitet zu haben. Dass weder das lettische nationale Narrativ noch die deutschbaltische Verlustgeschichte der parallelen russischen Erfahrung viel Raum zuzugestehen bereit sind, versteht sich von selbst. Hatlies spannender Exkurs über die Rolle der Orthodoxen Kirche, deren Vertreter während des Krieges die Flucht aus Riga explizit zu einer patriotischen Pflicht erklärten, ist daher durchaus als wertvolle Ergänzung unserer Kenntnisse zu werten. Dass hier ein anderes, imperiales Verständnis der regionalen „Heimat“ vorlag als etwa bei den Deutschen, ist augenscheinlich. Zudem relativiert diese Haltung den Anspruch gerade der Staatskirche, getreu den Maximen Jurij Samarins die Ostseeprovinzen als historisch und kulturell russischen Boden anzusehen.

Leider erschwert es die Lektüre, dass ein gründliches inhaltliches Lektorat offenbar ausblieb. So wird auf S. 81 berichtet, das Rigauer Polytechnikum sei aus Moskau zurückgekehrt. Nun hatte es zuvor geheißen (S. 51), die Lehranstalt sei nach Nižnij Novgorod evakuiert worden – und der Frieden von Brest-Litovsk, der diese Rückführung ermöglichte, wird erst auf S. 90 genannt. Auf den Seiten 244 bis 246 geht es um die Spaltung der lettischen Sozialdemokraten in eine internationalistische und eine nationale Fraktion 1917, deren Vollzug jedoch nebenbei erst einige Seiten später erwähnt wird. Sodann wird die Bedeutung des deutschen Einmarsches am 3. September 1917 für die deutschbaltische Erinnerung mit guten Gründen dahingehend relativiert, dass der 22. Mai 1919, als Riga von den Sowjets befreit wurde, in dieser Hinsicht viel bedeutsamer war. Wie aber ist dann die Einschätzung zu verstehen, der 18. November 1919, der Tag der lettischen Unabhängigkeitserklärung, sei für die Letten wie der 3. September 1917 oder (!) der 22. Mai 1919 (S. 272)?

Viele der Einschätzungen Hatlies sind jedoch demgegenüber wesentlich, selbst wenn der Autor die Widersprüche seiner Quellen oft nicht aufzuklären vermag (war z.B. Generalgouverneur Pavel Kurlov nun ein anti-deutscher Scharfmacher oder war er eher an einer Mäßigung der Spannungen

interessiert?). Interessant ist z.B. die Beobachtung, dass in Hinblick auf die Lage der Letten die Schulpolitik des Zarenregimes durchaus liberaler war als die der deutschen Besatzung. Umgekehrt jedoch verhielt es sich in der Kulturpolitik, als den Letten vom deutschen Militär das zweite Stadttheater überlassen wurde. Interessant ist auch die Beobachtung, dass in den deutschen Erinnerungen die Emanzipation der Letten so gut wie nie thematisiert wird. Hier entspricht sich die Perzeption der alten führenden Ethnien, der Deutschen und der Russen, weitgehend. Denn auch in den zahlreichen landeskundlichen Publikationen, mit denen Anfang des 20. Jahrhunderts dem wachsenden russischen Lesepublikum die Vielfalt des Imperiums nahegebracht wurde, findet diese Entwicklung eigentlich nicht statt.<sup>3</sup>

Keine Frage, eine sorgfältige Lektüre dieser faktenreichen Studie, der ein Sachregister jedoch gut getan hätte, belohnt mit vielfältigen Erkenntnissen. So meint Hatlie, die Letten (und natürlich auch die Esten) seien im August 1914 allein schon dadurch zu „europäischen Völkern“ geworden, dass sie wie die Franzosen, Engländer, Serben oder Russen in den Chor des Deutschenhasses einstimmten (S. 230). Umso mehr gilt dies für die Zeit nach 1917, als sich zunächst zumindest in den politischen Eliten der Esten und Letten ein international anschlussfähiger anti-bolschewistischer Konsens herausbildete, der dann in die Gründung von demokratischen Nationalstaaten mündete. Zu dieser, aus damaliger Perspektive durchaus abenteuerlichen Lösung, gab es nach Lage der Dinge, wie sie diese Studie schildert, keine realistische Alternative. Krieg und Revolution hatten daran einen entscheidenden Anteil.

KARSTEN BRÜGGEMANN

WILLARD SUNDERLAND: *The Baron's Cloak. A History of the Russian Empire in War and Revolution*. Cornell University Press. Ithaca und London 2014. 344 S., Ill. ISBN 9780801452703.

Wie lässt sich die Biografie eines Mannes schreiben, der kaum Selbstzeugnisse hinterlassen hat, und über dessen persönliches Leben auch die Zeitgenossen außer Legenden nur wenig übermittelt haben? Und was können

---

<sup>3</sup> Siehe hierzu KARSTEN BRÜGGEMANN: Fremde im eigenen Imperium: Russische ethnografische Beschreibungen finnischer und baltischer Völker an der Ostsee im späten Zarenreich, in: Nation und Sprache in Nordosteuropa im 19. Jahrhundert, hrsg. von KONRAD MAIER, Wiesbaden 2011 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 9), S. 49-73.

wir von der Geschichte eines Mannes lernen, dessen Mythos als „verrückter Baron“ es nahelegt, ihn als pathologischen Sonderfall zu behandeln? Willard Sunderland stellt sich dieser Aufgabe mit seiner Biografie über den Heerführer Baron Nikolai Roman von Ungern-Sternberg und löst sie in eindrucksvoller Weise. Wo andere Biografien die Entscheidungen und Handlungen ihrer Protagonisten in den Mittelpunkt rücken, interessieren Sunderland besonders die Bedingungen, unter denen sein Protagonist handelte, und die Möglichkeiten, die sich ihm eröffnen. Ungern erscheint als Produkt seiner Zeit, dessen Handlungsoptionen sich konkreten historischen Umständen verdanken. Bei allen Absonderlichkeiten dieses Lebenslaufs spiegeln sich in ihm auch Grundzüge der Geschichte des ausgehenden Zarenreichs.

Das zentrale Thema des Buchs ist der imperiale Raum des Russländischen Reichs. Als Kind eines deutschbaltischen Vaters im Jahr 1886 in Graz geboren, gelangte Ungern 1894 gemeinsam mit seiner Mutter nach Estland. Hier erlebte er die Bemühungen der Zentralmacht, einen stärkeren zentralistischen Zugriff auf die baltischen Provinzen durchzusetzen. Doch Sunderland betont die Paradoxien der Russifizierungspolitik. Das Revaler Nikolaus-Gymnasium etwa beschreibt er als einen Ort, an dem Ungern zunehmend zum Russen wurde, ohne dass er dafür weniger deutsch hätte werden müssen. Bei allen Schwierigkeiten, die der renitente Jugendliche auf seinem Bildungsweg hatte (er wurde des Gymnasiums verwiesen, später von der St. Petersburger Marineakademie relegiert): Die Loyalität zur Autokratie und die Anhängerschaft an das russische imperiale Projekt wurden ihm zur Selbstverständlichkeit, er war eine „imperial person in the most basic of respects“ (S. 7).

Unter anderen Bedingungen taucht das Thema der staatlichen Vereinheitlichung und lokalen Eigenheiten an einem späteren Zeitpunkt in Ungerns holperiger Karriere wieder auf: Im Alter von 22 Jahren wurde er in das Trans-Baikal-Gebiet versetzt. Sunderland legt dar, wie die imperiale Ausdehnung immer auch mit einer Verflechtung der russischen mit den örtlichen Welten verbunden war: Hier lebten Kosaken unter Burjaten und Tungusen, deren Kulturen auch sie stark beeinflussten.

In dieses Gebiet kehrte Ungern zurück, nachdem er im Ersten Weltkrieg an allen drei russischen Fronten gekämpft und fünf Mal verwundet worden war. Er begleitete den Trans-Baikal-Kosaken Grigorij Michajlovič Semenov mit dem Ziel, Burjaten und andere örtliche Bewohner für den Dienst im Westen zu rekrutieren, womit sie eine im Weltkrieg begonnene Politik der Mobilisierung nationaler Kräfte für imperiale Zwecke fortsetzten. Der Weg führte Ungern von seinem letzten Einsatzort an der persischen Front quer durch das Imperium. Bei der Beschreibung dieser Reise zeichnet Sunderland das Bild eines Staates, in dem die militärischen Befehlsstrukturen nach der Februarrevolution weitgehend zusammengebrochen waren, und der nunmehr nur noch durch den „Mythos der Staatsmacht“



zusammengehalten wurde. Paradoxe Weise war es eben dieser Zusammenbruch, der auch Konservativen wie Ungern neue Möglichkeiten verschaffte, ihre Vorstellungen zu verwirklichen.

Was waren die Quellen dieser Vorstellungen? Hier bleiben Sunderlands Ausführungen notgedrungen spekulativ. Sah Ungern die Welt durch die Augen Dostoevskijs und Nietzsches? Möglicherweise. Las er Gustave LeBons Fundamentalkritik am modernen Leben in dessen „Psychologie des Sozialismus“? Es ist verlockend zu glauben, dass er es tat. Hinzu kam seine Beschäftigung mit Buddhismus und okkulten Praktiken. Dass in Sunderlands Darstellung hier wie an einer Reihe anderer Stellen so viel im Konjunktiv bleibt, ist kein Manko des Buchs. Solche Spekulationen führen den Leser in die zeitgenössischen Diskurse ein und vermitteln ein Gefühl für den Zeitgeist. Sie schaffen damit auch einen Rahmen zum Verständnis von Ungerns einziger programmatischen Schrift: des „Befehls Nr. 15“, den er im Jahr 1921 an seine Verbände in der Mongolei richtete. Dieses Dokument, „amounting to a cross between a combat order and a spiritual-political manifesto“ (S. 2), verband autokratische Ideale, Antikommunismus und radikalen Antisemitismus.

Das Trans-Baikal Gebiet, das Semenov und Ungern bis Juli 1918 eroberten, war eine Grenzregion zwischen Russland und China/Mongolei, und Sunderland misst dieser Tatsache hohe Bedeutung bei. Unter den Bedingungen des zerfallenden Imperiums kam die Macht während des Bürgerkriegs nicht aus der Hauptstadt in die Peripherie. Vielmehr sollte das Reich von seinen Randgebieten aus restauriert werden. Dieses neue Machtzentrum aber befand sich an einer durchlässigen Grenze, die von einem Netz von grenzüberschreitenden Verbindungen nichtstaatlicher Natur geprägt war. Semenov und Ungern, der das Kommando über das Gebiet Daurien erhielt, herrschten als *warlords*, ihr Regime war räuberisch, chaotisch und extrem gewalttätig.

Diese Form der Machtausübung setzte Ungern fort, als er mit seinen Einheiten die Grenze zur Mongolei überschritt und schließlich die Hauptstadt Urga bzw. Ulaanbaatar einnahm, wobei er sich Spannungen zwischen Mongolen und Chinesen zunutze machte. Letztlich waren seine Ziele auch hier restaurativ: Die Idee eines Pan-Mongolischen Staats, deren unterschiedlichste Ausformungen Sunderland im historischen Überblick nachzeichnet, paarte sich bei Ungern mit dem Plan, die Qing-Dynastie wieder herzustellen. Doch dauerte seine Machtausübung in der Mongolei nur wenige Monate. Ungern war nicht in der Lage, das Chaos, das ihn an die Macht gebracht hatte, in einer Weise in festere institutionelle Formen zu bringen, wie es die Bolschewiki vermochten. Während Terror, Requirierungen und Zwangsmobilisierungen ihn schnell alle Popularität unter der Bevölkerung kosteten, zog sich der Ring der vorrückenden Roten Armee immer enger um ihn. Versuche, diese auf ihrem Gebiet in Sibirien bei Kjachta zu schlagen, scheiterten im Mai 1921. Nach einer Meuterei seiner

eigenen Truppen fiel Ungern im August in die Hände der Roten Armee. Er wurde im September 1921 in Novosibirsk von einem Tribunal verurteilt und kurz darauf erschossen.

Sunderlands Buch nutzt den roten Faden der Biografie für einen Überblick über die letzten Jahrzehnte des Zarenreichs, der besonders die Peripherien berücksichtigt und den imperialen Aspekt hervorhebt. Dabei taucht er tiefer in die Orte des Geschehens ein, als dies für durchschnittliche Biografien gilt. Sunderland führt den Leser an die unterschiedlichen Stationen von Ungerns Biografie, hält an ihnen inne und nimmt sich Zeit für ausführliche Betrachtungen ihrer geografischen, historischen und gesellschaftlichen Eigenheiten. Damit vermittelt er ein besonders dichtes Bild der Welten, in denen sich sein Protagonist bewegte. Zu sagen, Sunderland mache aus der Not spärlicher biografischer Angaben eine Tugend, griffe zu kurz. Tatsächlich zeigt er in beispielhafter Weise, in welcher Form sich eine Biografie auch schreiben lässt.

DAVID FEEST

PEETER JÄRVELAID: *Eesti õigusteaduse ja õigusbariduse ajalugu* [Die Geschichte der estnischen Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung]. Verlag Argo. Tallinn 2015. 272 S. ISBN 9789949527366.

Die Geschichte der estnischen Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung ist in vielerlei Hinsicht die Geschichte von Unterbrechungen. Kaum hatte eine Generation der akademischen Juristen etwas aufzubauen vermocht, als eine neue Staatsordnung das bisher Erreichte zum Teil wegwischte und ihre eigene Auffassung von der Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung in einer neuen Sprache und gemeinhin auch in einer neuen Gesinnung durchzusetzen begann.

Die bislang längste kontinuierliche Periode war die Existenz der deutschsprachigen juristischen Fakultät der russischen kaiserlichen Universität Dorpat – bis zu der Zeit, als die sogenannte Russifizierung in den 1880er Jahren den baltischen Landesstaat zu erschüttern begann. In der Zeit, als das jetzige Tartu den Namen Dorpat trug, bildete sich die historische Rolle der Universität der Stadt in Europa heraus: Sie sollte die östlichste Wissenschaftsuniversität im dem Gebiet sein, das durch das westliche Christentum geprägt worden war. In der Rechtswissenschaft zeigte sich dies darin, dass im Kontext der damals in Europa führenden deutschsprachigen Wissenschaftswelt vorwiegend die Dorpater Juraprofessoren das

Recht des Russländischen Reiches mit Rücksicht auf seine historischen und übrigen Besonderheiten erforschten. Die Stärke der Dorpater Rechtswissenschaft lag darin, dass sie die russische Rechtswelt für Deutschland bzw. Europa zu übersetzen vermochte, und in gewissem Maße war dies sicher auch in der umgekehrten Richtung der Fall. Im Hinblick darauf waren die in wissenschaftlicher Hinsicht interessantesten Juraprofessoren aus Dorpat immer zugleich auch, mit Verlaub, „Russlandversteher“.

Das kürzlich erschienene Buch aus der Feder von Peeter Järvelaid über die Geschichte der estnischen Rechtswissenschaft und der juristischen Ausbildung ist eine verallgemeinernde und zusammenfassende Darstellung, die der Autor mehrere Jahrzehnte lang hat reifen lassen. Wer um die Mitte der 1990er Jahre bei Professor Järvelaid in Tartu estnische Rechtsgeschichte studierte, wie etwa der Verfasser der vorliegenden Rezension, kann sich noch gut daran erinnern, dass Järvelaid bereits damals in seinen Vorlesungen und Seminaren begeistert über all diese Personen und Themen sprach, die in dem hier anzuzeigenden Buch abgehandelt werden. In Anbetracht dessen, dass die Geschichte der estnischen Rechtswissenschaft, wenn man sie heutzutage niederschreibt, in einem Umfang von 95% die Geschichte der juristischen Fakultät der Universität Tartu ist, so dürfte Järvelaid in seiner Eigenschaft als ehemaliger Tartuer, heute aber in Tallinn tätiger Juraprofessor auch die nötige Distanz zu seinem Forschungsobjekt haben – zumindest insoweit, als dies die Zeit vor der zweiten Hälfte der 1970er Jahre betrifft, das heißt vor der Zeit, als Järvelaid selbst zum Zeitgenossen wurde. Der gewonnene Abstand zur Alma Mater in Embach-Athen lässt ihn einige schmerzliche historische Beobachtungen machen. Einem Juraprofessor an der Universität Tartu würde dies in psychologischer Hinsicht möglicherweise schwerer fallen.

Die zentrale Figur des Buches ist der estnische Rechtswissenschaftler als Mensch. Dem Leser werden verschiedene Persönlichkeiten, ihre gegenseitigen Beziehungen sowie Intrigen, Anekdoten und weitere biografische Hinweise geboten. Es ist zweifelsohne interessant, das von Järvelaid vermittelte Gerücht darüber zur Kenntnis zu nehmen, unter welchen Umständen Artur-Tõeleid Kliimann, der Autor einer bahnbrechenden rechtswissenschaftlichen Monografie, im Jahre 1941 umgebracht wurde – im Resultat einer Eifersuchtsgeschichte sollen Männer der Studentenverbindung Sakala dafür verantwortlich gewesen sein (S. 130) –, mit welchem lakonischen Zettel Jüri Uluots Johannes Mäll aus dem deutschen Gefangenenlager rettete (S. 131) oder dass der Rektor der Staatlichen Universität Tartu Feodor Klement und der Rechtshistoriker Leo Leesment Briefmarken tauschten (S. 151). Es ist schauderhaft, zu erfahren, dass sich in den Jahren des Stalinismus in der juristischen Fakultät der Staatlichen Universität Tartu eine Atmosphäre der Angst herausbildete, wo sich die Menschen nicht selten nach dem Grundsatz verhielten „greifst du deine Untergeordneten und andere Kollegen nicht an, so gerätst du selbst in Gefahr“ (S. 144).

Am meisten Stoff zum Nachdenken liefert Järvelaid's Kritik an der Schwäche des theoretischen Herangehens in der estnischen Rechtswissenschaft im 20. Jahrhundert, zumindest in der ganzen Zeit nach dem Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches. So etwa fällt der Autor über die Rechtswissenschaft an der Staatlichen Universität Tartu in den letzten Jahrzehnten der Sowjetzeit ein vernichtendes Urteil:

„Die Kontakte mit dem Ausland waren in der betrachteten Periode spärlich. Man muss zugeben, dass die juristische Fakultät der Staatlichen Universität Tartu in den Jahren 1970–1988 in höchstem Maße egozentrisch war (...). Es wurde jegliche Zusammenarbeit innerhalb der Universität vermieden. Die Rechtswissenschaftler lebten quasi in einer eigenen Welt, wo niemand gezwungen wurde, sich besonders anzustrengen oder mit jemandem zu vergleichen. Während Professor Juhan Vaabel die Forschungsarbeit der Universitätslehrer an der juristischen Fakultät der Universität Tartu vor dem Zweiten Weltkrieg scharf kritisiert hatte, so wurde an der juristischen Fakultät der Staatlichen Universität Tartu die historische Kontinuität aufrechterhalten“ (S. 177).

Weiter spricht Järvelaid im Hinblick auf die juristische Fakultät der Staatlichen Universität Tartu „von der Theorie eines herausragenden Nagelkopfes“. Seiner Definition zufolge bedeutet dies, dass auf einen (herausstehenden) Nagel, der sich vom Durchschnittlichen unterscheidet, so lange geschlagen werden müsse, bis dieser unter den anderen nicht mehr hervortritt (S. 179).

Es sei aber an dieser Stelle auch auf den Hauptnachteil des besprochenen Buches eingegangen. Dass Järvelaid eine doch zum Teil übertriebene Aufmerksamkeit den Menschen und den Beziehungen zwischen den Wissenschaftlern zuteilwerden lässt, geht in mancher Hinsicht auf Kosten der Auseinandersetzung mit dem Inhalt und dem Kontext der Probleme der Rechtswissenschaft. Sicher ist die Darstellung der gesamten Geschichte der Rechtswissenschaft eine Riesenarbeit schon allein deswegen, dass es nur Wenigen gelungen ist, Expertenkenntnisse sowohl auf dem Gebiet des Völkerrechts als auch dem des Privatrechts oder dem des Strafrechts zu erwerben. Der Preis für die notwendige Verallgemeinerung ist eine gewisse Oberflächlichkeit hinsichtlich der inhaltlichen Fragen der Rechtswissenschaft. Als Beispiel sei angeführt, dass wir zwar erfahren, dass etwa Artur-Tõeleid Kliimann's Werk „Õiguskord“ (Rechtsordnung) (1939) eine wichtige rechtstheoretische Abhandlung darstellt, doch werden außer der Tatsache, dass diese Monografie auf Estnisch verfasst wurde, keine inhaltlichen Gründe dargelegt, warum sie zur Zeit ihrer Veröffentlichung inhaltlich bedeutend war oder für uns nach wie vor von Belang sein müsste. Auch neigt Järvelaid zum Teil zu mythologisierenden Übertreibungen – wenn er etwa Friedrich Martens für den ersten Rechtswissenschaftler estnischer Herkunft hält, ungeachtet dessen, dass der St. Petersburger Professor Martens in seinen russischsprachigen Tagebüchern eigentlich keine einzige Zeile von Estland

geschrieben hat. Zugleich verbanden deutschbaltische Rechtswissenschaftler der Universität Dorpat (wie etwa Oswald Schmidt), die Järvelaid in seiner Abhandlung als Deutsche, d.h. als Nicht-Esten ansieht, ihr ganzes Leben und Werk mit Estland. Wer waren denn nun eigentlich „richtige“ Rechtswissenschaftler Estlands bzw. estnische Rechtswissenschaftler?

Etwas übertrieben findet sich auch die Bedeutung der Ideen von Martens und Ilmar Tammelo hinsichtlich der beratenden Entscheidung des Internationalen Gerichtshofs der Vereinten Nationen über die Rechtmäßigkeit von Kernwaffen dargestellt (S. 137). Darüber hinaus erscheint in formaler Hinsicht der bibliografische Anhang des Buches als etwas zu nachlässig zusammengestellt: Während im Text etwa von Christoph Christian von Dabelow (1768–1830) und von gewissen Interpretationen seitens Margus Laidre die Rede ist, so lassen sich die angesprochenen Quellen im Literaturverzeichnis nicht finden. An einigen Stellen hat sich der Autor eines Klischees bedient – wie sonst ließe sich etwa der Erfolg von August Bulmerincq (1822–1890) als Wissenschaftler auf dem Gebiet des Völkerrechts durch die Beurteilung von Järvelaid erklären, dass es diesem möglich gewesen sei, „eben in der für ihn günstigen Zeit“ tätig zu sein? (S. 78).

Die Lektüre des Buches erweckte beim Rezensenten den Eindruck, dass eine der wichtigsten Fragen, über die sich Järvelaid eigentlich Kopfzerbrechen macht – selbst wenn er das nicht explizit formuliert – wie folgt lautet: Wie gut sind die estnischen Rechtswissenschaftler zurechtgekommen, nachdem viele deutschbaltische Juristen Estland verlassen hatten und die russische Dominanz endete? Haben wir, d.h. also die Esten, das Erbe, das uns hinterlassen wurde, gut bewahrt oder es im Gegenteil vernachlässigt? Irgendwie entstand bei der spannenden Lektüre dennoch der Anschein, als habe die estnische Rechtswissenschaft wie in der Mythologie der alten Griechen ihren Untergang auf einer Skala Goldenes Zeitalter – Silbernes Zeitalter – Bronzenes Zeitalter erlebt. Järvelaid scheint gerade die deutschbaltischen Rechtswissenschaftler des 19. Jahrhunderts als bedeutend anzusehen – die nicht-Esten also –, während er Paul Varul, Jaan Sootak und anderen, die in den 1990er Jahren die Bereiche der nationalen Rechtsordnung wiederherstellten und kommentierten, in historischer Hinsicht eine geringere Bedeutung beimisst. Für ein solches Urteil ist die Zeit aber auch noch nicht reif. Eine der Antworten auf die von Järvelaid gestellte Frage, „Wann wird ein/e estnische/r RechtswissenschaftlerIn Professor an der juristischen Fakultät der Universität Harvard, Paris, Berlin oder Peking?“ (S. 213) könnte paradoxerweise so lauten: Zumindest nicht dann, wenn er/sie sich in erheblichem Maße mit dem estnischen Recht beschäftigt oder sich als Jurist übermäßig um das Schicksal Estlands kümmert.

Diese Rezension wurde auf Estnisch in der Zeitung „Sirp“ vom 31.7.2015 veröffentlicht.

LAURI MÄLKSOO

KĀRLIS KANGERIS, ULDIS NEIBURGS, RUDĪTE VĪKSNE: *Aiz šiem vārtiem vaid zeme. Salaspils noietne 1941–1944* [Hinter diesem Tor stöhnt die Erde. Das Lager Salaspils 1941–1944]. Lauku Avīzes izdevniecība. Rīga 2016. 432 S. Abb. ISBN 9789934151286.

Salaspils ist kein Erinnerungsort sondern ein Erinnerungsschlachtfeld,<sup>1</sup> auf dem der Kampf der „geteilten Erinnerung und getrennten Geschichtsbilder in Lettland“<sup>2</sup> ausgetragen wird. Während die lettischsprachige Wikipedia eine Opferzahl von 2 000 im Lager verstorbener Personen für realistisch hält, findet sich auf der russischsprachigen Seite an entsprechender Stelle der Wert 100 000. Die Autoren der zu besprechenden Monografie bewegen sich also auf vermintem Gelände.

Angesichts einer solchen Situation machen sie das einzig Richtige: Sie bewahren einen nüchternen Ton und stützen ihre Argumentation auf eine sehr breite und vielfältige Quellenbasis – die umfangreichste, welche zu diesem Thema bisher zusammengetragen wurde. Dabei bleibt jedoch ein grundsätzliches Problem: Während die Autoren die Quellenbasis der „Gegenseite“ – hauptsächlich die Ergebnisse der sowjetischen „Außerordentlichen Kommission“ – mit äußerst spitzen Fingern anfassen, geben sie selbst zu, dass „eigene“ Quellen – deutsche Verwaltungsakten zum Lager – praktisch nicht vorhanden seien (S. 21). Vereinfacht gesprochen folgt die Argumentation somit gelegentlich dem Muster: Die Quellen der „Anderen“ werden für nicht valide, die eigenen Überlegungen hingegen ohne wirkliche Quellengrundlage für realistisch erklärt. Die Behauptung der Außerordentlichen Kommission z.B., die Lagerärzte hätten Nicht-Arbeitsfähige sofort erschießen lassen, wird als übertrieben zurückgewiesen, stattdessen aber wird davon ausgegangen, die Lagerärzte hätten alles ihnen Mögliche getan, um die gesundheitliche Lage der Insassen zu verbessern. Zu letzterer Behauptung fehlt allerdings jeglicher Verweis (S. 187).

Hinzu kommt ein weiteres grundsätzliches Problem, das sich auch anhand der Gliederung des Buches erkennen lässt: Eine Eigenart des Lagers Salaspils war es, wie die Autoren auch selbst hervorheben, dass es eine „Haftstätte mit vielen Funktionen“<sup>3</sup> gewesen sei, und als Folge dessen sehr unterschiedliche Häftlingsgruppen dort inhaftiert waren. Zu diesen verschiedenen Gruppen finden sich auch im vorliegenden Buch einzelne Abschnitte. Zugleich gibt es aber auch allgemeine Kapitel zu den Arbeitsbedingungen, dem Alltagsleben und den Repressionsmaßnahmen. Doch hingen eben diese allgemeinen Faktoren stark von der jeweiligen Häftlingsgruppe ab. So sind zwar die

<sup>1</sup> Osteuropa – Schlachtfeld der Erinnerungen, hrsg. von THOMAS FLIERL und ELFRIEDE MÜLLER, Berlin 2010.

<sup>2</sup> KATJA WEZEL: „Okkupanten“ oder „Befreier“? Geteilte Erinnerung und getrennte Geschichtsbilder in Lettland, in: Osteuropa 58 (2008), Nr. 6, S. 147–158.

<sup>3</sup> PETER KLEIN, ANDREJ ANGRICK: Die Endlösung in Riga, Darmstadt 2006 (Veröffentlichungen der Forschungsstelle Ludwigsburg der Universität Stuttgart, 6), S. 246.

Autoren zu Recht stolz darauf, dass es ihnen gelungen ist, erstmals umfassend herauszuarbeiten, dass eine Vielzahl der Häftlinge aus Mitgliedern des lettischen nationalen Widerstandes gegen die deutsche Besatzungsherrschaft und ab 1943 auch verstärkt aus Mitgliedern der Polizei- und SS-Verbände, u.a. der Legion, bestanden. Beim Abschnitt zu den Arbeits- und Unterbringungsbedingungen gewinnt man aber den Eindruck, dass eben diese Gruppen hier stark im Vordergrund stehen. So wird die Diversität der Lebenswirklichkeiten des Lagers vernachlässigt, die aber doch wohl gerade das Charakteristische an Salaspils war.

Aus der Zwangsarbeitsforschung ist bekannt, dass die Lebensbedingungen von Zwangsarbeitern wesentlich von dem Kriterium „voice“ abhängig waren, also von der Möglichkeit, auf die Lebensumstände Einfluss zu nehmen. Wie die Autoren überzeugend darlegen, verstanden sich die Angehörigen des lettischen Widerstandes recht gut mit dem Wachpersonal, welches vom berüchtigten Arājs-Kommando gestellt wurde, so dass es ihnen möglich war, sich beim Arbeitseinsatz außerhalb des Lagers mit Verwandten zu treffen, um nicht zuletzt dringend benötigte zusätzliche Nahrung zu erhalten. Darüber hinaus besaßen sie durch die lettische Landeseigene Verwaltung und den Generalinspekteur der lettischen Legion Rūdolfis Bangerskis auch auf politischer Ebene ein Sprachrohr für ihre Interessen. Insbesondere bei den Schilderungen des Arbeitseinsatzes, unterstützt durch die Fotos im lobenswerten und umfangreichen Quellenanhang, gewinnt man überspitzt formuliert den Eindruck, es handle sich um ein geradezu romantisches Ferienlager, was wiederum dem sowjetisch/russischen Narrativ der Lebenswirklichkeit im „Vernichtungslager Salaspils“ diametral entgegen steht.

Um die bisher geäußerte Kritik zusammenzufassen: Die komplementären Narrative resultieren erstens aus einer unterschiedlichen Bewertung der Quellen (Außerordentliche Kommission!) und zweitens aus einer unterschiedlichen Fokussierung der Opfergruppen (hier: Angehörige des lettischen Widerstandes, der SS-Einheiten und Polizeiverbände, dort: Angehörige des sowjetischen Widerstandes, der slawischen Bevölkerung aus Lettgallen und Weißrussland sowie Kriegsgefangene). Es ist zwar nicht so, dass die „sowjetischen“ Opfergruppen im Buch nicht genannt würden, nur scheinen sie in den Kapiteln zu den allgemeinen Lebensbedingungen etwas unterrepräsentiert zu sein, was vor dem Hintergrund, dass die Autoren den Anspruch erheben, die erste wissenschaftliche Gesamtdarstellung des Lagers zu bieten, doch problematisch ist. Vor diesem Hintergrund ist es auch nicht nachvollziehbar, warum die immerhin wohl etwa 1 000

---

<sup>4</sup> MARC BUGGELN: Unfreie Arbeit im Nationalsozialismus. Begrifflichkeiten und Vergleichsaspekte zu den Arbeitsbedingungen im Deutschen Reich und in den besetzten Gebieten, in: Arbeit im Nationalsozialismus, hrsg. von DEMS. und MICHAEL WILDT, München 2014, S. 231-252.

jüdischen Opfer (S. 100) in der am Ende vorgestellten Gesamtaufstellung der Opferzahlen nicht aufgeführt werden.

Mögen die Schwerpunktsetzung im Hinblick auf die Häftlingsgruppen und zum Teil auch die Bewertung des Quellenwertes problematisch sein, so bleibt doch festzuhalten, dass die Autoren insgesamt immer einen sachlichen Tonfall bewahren und mit angemessener Vorsicht sowjetische Mythen widerlegen. Dies betrifft zunächst einmal die Bezeichnung des Lagers, welches weder im administrativen Sinne ein Konzentrationslager gewesen ist, noch im normativen Sinne ein Vernichtungslager. In diesem Kontext verneinen die Autoren die Möglichkeit der Existenz einer Gaskammer sowie die Verwendung von Gaswagen zur Tötung von Gefangenen, wobei sie letzteres auch nicht vollkommen ausschließen können (S. 202f.).

Das wohl bekannteste und wichtigste Thema im Hinblick auf Verbrechen in Salaspils ist der Umgang mit Kindern. Zweimal – im Frühjahr und im Spätsommer 1943 – erreichte eine größere Anzahl von Kindern das Lager als Folge der brutalen Partisanenbekämpfungen in Weißrussland und in Lettgallen. Diesbezüglich weisen die Autoren die Behauptung, in Salaspils habe es medizinische Versuche an Kindern gegeben, zurück. Noch umstrittener und zugleich emotional aufgeladen sind die Blutentnahmen bei Kindern, an deren Existenz auch nach Meinung der Autoren kein Zweifel besteht. Doch sind gezielte Blutentnahmen zur Erstellung von Blutkonserven für die Wehrmacht schon aus hygienischen Gründen äußerst unwahrscheinlich. Zudem existieren keinerlei Dokumente deutscher Provenienz, die ein derartiges Vorgehen belegen würden. Mit dieser Problematik berühren die Autoren ein Thema, das auch weit über Salaspils hinaus von Bedeutung ist, da der Topos der „Vampirlager der Wehrmacht“ auf dem gesamten Gebiet der besetzten Sowjetunion bekannt ist, sich aber (übereinstimmend mit den Ergebnissen der Autoren) nirgends als gezielte Methode zur Blutkonservengewinnung belegen lässt. Wahrscheinlicher sind Blutentnahmen zum Zwecke ärztlicher Untersuchungen vor dem Hintergrund weit verbreiteter Epidemien (vor allem Fleckfieber). Diese Epidemien, die absolut unzureichende Versorgung, die brutalen Methoden des Partisanenkrieges (die Ermordung der Eltern, die Trennung von Kindern und Eltern, die entwürdigende Entlausung, überfüllte Baracken usw.) und die schließlich daraus resultierende hohe Sterblichkeit erzeugten bei den Überlebenden eine solche Traumatisierung, dass es der sowjetischen Propaganda nicht schwer gefallen sein dürfte, das Bild der deutschen Ärzte als Werwölfe zu etablieren. Somit ist den Autoren zuzustimmen, dass es eine Gratwanderung ist, Respekt und Mitgefühl vor dem unbeschreiblichen Leid der Opfer mit der Suche nach historischer Wahrheit zu verbinden und dabei zugleich jedoch das Bild des irrational mordenden Lagerarztes zu widerlegen. Dies betrifft nicht zuletzt auch das Thema der gezielten Vergiftungen von Kindern mit Arsen, welche die Autoren ebenfalls für unrealistisch halten.



Schließlich gehen die Autoren diesbezüglich jedoch einen Schritt zu weit, wenn sie zwar glaubhaft darstellen, dass die Ärzte keine irrationalen Monster waren, die nur die gezielte Tötung der Kinder im Sinn hatten, aber zugleich die zeitweilig katastrophalen Umstände im Lager zu sehr als ein über die Lagerverwaltung hereinbrechendes Naturphänomen schildern. Die Autoren blenden dabei aus, dass die deutsche Besatzungspolitik in ihrer Gesamtheit grundsätzlich die Tötung weiter Teile insbesondere der slawischen Bevölkerung vorgesehen hatte. Auch die Zustände in Salaspils waren durchaus eine direkte Folge einer Politik, die ausdrücklich „tote Zonen“ schaffen wollte und auf Vernichtung ausgerichtet war. So ist beispielsweise von einer Not- oder Zwangssituation (S. 261) die Rede, welche die Besatzungsverwaltung genötigt habe, die Kinder als Hilfskräfte an die Landwirtschaft zu vermitteln. Sicher ist es richtig, dass es den meisten Kindern dort auf dem Lande in privaten Familienverhältnissen in der Regel weitaus besser ging als im Lager, doch ist die vermeintliche „Notsituation“ in Salaspils eben eine selbstverschuldete und letztlich auch gezielt herbeigeführte Katastrophe gewesen.

Zusammenfassend ist trotz der Kritik im Einzelnen insgesamt die Tatsache zu würdigen, dass mit diesem Buch erstmals eine wissenschaftlich fundierte Gesamtübersicht zur Geschichte des Lagers Salaspils vorliegt, die weitgehend fair sowjetische Mythen widerlegt. Das betrifft auch die detaillierte Auflistung der Opferzahlen, die u.a. durch das bewusste Addieren der Opfer des Kriegsgefangenenlagers und des zivilen Lagers in Salaspils in der sowjetischen Forschung exorbitante Ausmaße annahmen, die sich bis heute in russischen Veröffentlichungen finden lassen. Das Schicksal der Kriegsgefangenen in Salaspils, so ist aber zu konstatieren, bleibt auch nach dieser Studie ein wichtiges Desiderat.

TILMAN PLATH

MEELIS SAUEAUK: *Propaganda ja terror. Nõukogude julgeolekuorganid ja Eestimaa Kommunistlik Partei Eesti sovetiseerimisel 1944–1953* [Propaganda und Terror. Die sowjetischen Sicherheitsorgane und die Estländische Kommunistische Partei bei der Sowjetisierung Estlands 1944–1953]. Kirjastus SE & JS. [Tallinn] 2015. 448 S. ISBN 9789949966509.

Bei der vorliegenden Monografie von Meelis Saueauk handelt es sich um die überarbeitete Fassung einer im Jahr 2013 an der Universität Tartu

verteidigten Doktorarbeit.<sup>1</sup> Bei der Bearbeitung ist die Einleitung etwas von Historiografie, Theorie und Methodik entschlackt worden, weshalb sie jetzt stellenweise als etwas zu knapp erscheint. Das Buch wendet sich nun an ein breiteres Lesepublikum, was an sich nicht schlecht sein muss. Deshalb wurde vom Verlag offensichtlich auch der Titel geändert, um höhere Verkaufszahlen zu erzielen.<sup>2</sup> Doch der neue Titel führt in die Irre, es geht im Text nicht um Propaganda, und auch der Terror steht nicht im Mittelpunkt, sondern die Beziehungen zwischen der Führung der Estländischen Kommunistischen Partei (EKP) und den Sicherheitsorganen im Rahmen der Sowjetisierung während des Stalinismus. Dankenswerterweise behandelt der Autor auch das erste Jahr der sowjetischen Herrschaft 1940/41. In diesem Zusammenhang erschließt der Autor Neuland, denn nicht nur für Estland, sondern für die gesamte Sowjetunion wissen wir nur relativ wenig über das Verhältnis lokaler Parteiführungen auf Oblast- oder Republikebene zu Staatsicherheit und Innenministerium bzw. dem Volkskommissariat des Inneren. Weiterhin ist zu loben, dass die Arbeit auf umfangreichen Archivrecherchen beruht, wobei sich allerdings im Moskauer Parteiarchiv (RGASPI) noch einiges mehr finden ließe. Da aber in vielen ehemaligen Sowjetrepubliken der Zugang zu den Archiven der Sicherheitsorgane deutlich stärker eingeschränkt ist als in Estland, können Dokumente estnischer Provenienz tatsächlich auch etwas zum größeren Bild beitragen.

Der Text wurde sorgfältig editiert, Tippfehler und dergleichen stachen dem Rezensenten als Nichtmuttersprachler nicht ins Auge. Es gibt ein Abkürzungsverzeichnis, eine umfangreiche englischsprachige Zusammenfassung, einen Anhang, der Dokumente und knappe Lebensläufe der wichtigsten Akteure enthält, zahlreiche Abbildungen, ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Personenregister. Es handelt sich auf den ersten Blick also um eine sehr solide Publikation, jedoch tritt ein unter osteuropäischen Zeithistorikern weit verbreitetes stilistisches Problem auf. Wohl um den Inhalt und die Terminologie der Quellen möglichst exakt wiederzugeben, fällt der Autor immer wieder in deren bürokratischen Stil, im Estnischen als *kantseliit* bezeichnet – etwa „Kanzleisprache“ oder „Jargon“. Die Prosa der Dokumente des Stalinismus ist nun weder schön noch immer leicht verständlich. Allerdings wäre es sprachlich durchaus möglich, den Inhalt von Dokumenten des Stalinismus in einer verständlichen Sprache zu referieren oder zusammenzufassen. Die Anhäufung von sowjetischen Akronymen in einem Satz und die Übernahme des Stils der Dokumente stören leider die Lesbarkeit von Saueaüks Arbeit, obwohl der Verfasser sich bemüht, dem Leser beim Verständnis zu helfen: Jedes Kapitel wird durch eine knappe Zusammenfassung abgeschlossen. Warum

<sup>1</sup> MEELIS SAUAUK: *Nõukogude julgeolekuorganite ja Eestimaa Kommunistliku Partei koostöö Eesti sovetiseerimisel aastatel 1944–1953*, Tartu 2013.

<sup>2</sup> Persönliches Gespräch mit dem Vf. am 7. Mai 2015.

dann aber am Ende des Fließtextes nach den Zusammenfassungen der fünf Kapitel noch eine weitere Zusammenfassung anstelle weiterführender Schlussfolgerungen folgt, wissen die Götter.

Doch sollte eine Rezension ja nicht nur kritisieren. Die Monografie ist sehr logisch in fünf Kapiteln chronologisch aufgebaut und arbeitet das Thema sehr überzeugend anhand des vorhandenen Materials ab. Der Terminus „Sowjetisierung“ als Konzept hat sich für alle 1939 und 1940 von der Sowjetunion annektierten Territorien als sehr sinnvoll erwiesen und wird auch hier erfolgreich angewandt. Zuerst behandelt der Autor das erste sowjetische Jahr und den Ausbruch des deutsch-sowjetischen Krieges. Im zweiten Kapitel geht er auf die erneute Sowjetisierung Estlands 1944/45 und die nötigen Vorbereitungen ein. Im dritten behandelt er die Rolle der EKP beim Aufbau und der Kontrolle der Sicherheitsorgane in der Nachkriegszeit. Im vierten wird der Kampf mit den „Volksfeinden“ thematisiert und im fünften der Zeitraum von 1950 bis 1953. Der Leser erhält neue Einblicke in wichtige Vorgänge wie in die unterschiedlichen Kampagnen gegen „Kulaken“ oder „bürgerliche Nationalisten“.

Es gab einst den Mythos der Eigenständigkeit der Sicherheitsorgane (NKVD, KGB) und ihrer Unabhängigkeit zumindest von der lokalen Parteiführung. Doch Saueauk kann diesen Mythos erfolgreich zerstören: Es waren nicht nur Anweisungen Stalins oder „Moskaus“, die bei repressiven Maßnahmen ausschlaggebend waren. Auch die lokale Parteiführung war tief in den stalinistischen Terror verstrickt. Überzeugend zu belegen, dass deren Mitglieder selbst zu Tätern wurden, ist der Verdienst dieses Buches. Die These, dass lokale Parteiführer doch „das Beste“ für ihr Land wollten, insbesondere die sogenannten „national gesinnten“ Kommunisten oder „Junikommunisten“, entbehrt jeglicher Grundlage. Diese Menschen waren Bestandteil eines Systems des Massenterrors und tief darin involviert, selbst wenn sie mitunter später selbst zum Opfer des Systems wurden.

Diese Monografie ist trotz einiger Schwachpunkte sehr empfehlenswert und leistet einen wichtigen Beitrag zum Verständnis stalinistischer Repressalien in Estland und in anderen sowjetischen Gebieten. Die Rolle der Partei ist keinesfalls zu unterschätzen. Sinnvoll wäre auch eine Übersetzung ins Englische oder Deutsche, aber dann bitte ohne den bürokratischen Stil des Fließtextes.

OLAF MERTELSMANN

MANFRED ZELLER: *Das sowjetische Fieber. Fußballfans im poststalinistischen Vielvölkerreich*. Mit einem Vorwort von Nikolaus Katzer (Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 136). ibidem-Verlag. Stuttgart 2015. 323 S., 35 Abb. ISBN 9783838207575.

Wer hinter „Hornby 2000“ eine eher ungewöhnliche Referenz in einer Studie zur nachstalinistischen Sowjetunion vermutet, liegt richtig. Die hier anzuzeigende Arbeit von Manfred Zeller ist aber auch ungewöhnlich. Das „Ballfieber“ – so die deutsche Übersetzung von Nick Hornbys Klassiker „Fever Pitch“<sup>1</sup> – konstruierte Gemeinschaft und Gegnerschaft in der Sowjetunion, es war ein transnationales, unionsweites Phänomen, das damit weitaus bedeutsamer war als das eigentliche Geschehen in der Liga (dies war auch schon die These des Arsenal London-Fans Hornby). Medial durch das Radio vernetzt, kreierte das Spiel informelle Gruppierungen von *bolej'siki*, den Fußballfans, in der theoretisch uniformen Sowjetgesellschaft und bot eine Projektionsfläche für die Abgrenzung nach außen (Länderspiele) und nach innen – sowohl gegenüber sowjetischen Offiziellen als auch z.B. gegenüber den anderen „Brudervölkern“. Gleich zu Beginn seiner Studie spielt Zeller auf Letzteres an, indem er von Ausschreitungen berichtet, die sich 1960 im Moskauer Lenin-Stadion bei einem Spiel zwischen CSKA Moskau und Dinamo Kiev zutrug: Zuschauer begannen, „den baltischen Schiedsrichter“, dem sie unterstellten, die ukrainischen Gäste zu bevorteilen, zu verprügeln (S. 16). Fußballspiele seien auch im Sozialismus „Treibhäuser binären Denkens“ gewesen, schreibt Zeller (S. 20). Gerade dieser Aspekt macht seine Studie über das „Spiel der Völker“ (S. 22) potentiell auch zu einem Werk über die (auch über das Fernsehen vermittelte) Integration der multiethnischen Gemeinschaft der UdSSR. Genau damit wird es auch für die baltische Geschichtsschreibung interessant, in der dieser Komplex bislang weitgehend unbeachtet blieb.

Man muss es dem Autor nicht vorwerfen, dass er diesen von außen an ihn herangetragenen Anspruch dann doch nicht einlöst. Über weite Strecken geht es ihm weniger um diesen transnationalen Hintergrund als vielmehr um den Kosmos Moskau, den er immer wieder als Nationalität eigener Art begreift, nicht zuletzt, weil dieser Menschen russischer Nationalität eben nicht notwendigerweise eine Identifikationsfläche bot. Dankenswerterweise kommen bei Zeller auch Fans aus Armenien und Georgien vor, und Dinamo Kiev steht stellvertretend als Kristallisationspunkt peripherer Fanssehnsüchte mit – möglicherweise – zentrums kritischem Hintergrund. Es ist interessant, dass Zeller auf der Grundlage seiner zwar umfangreichen, aber doch insgesamt fragmentierten Quellengrundlage behaupten kann, in den späten 1950er Jahren und darüber hinaus seien gewaltsame Vorfälle auf den Tribünen eher die Regel als die Ausnahme gewesen (S. 114).

<sup>1</sup> NICK HORNBY: *Fever Pitch*, London 1992; DERS.: *Ballfieber. Die Geschichte eines Fans*, Hamburg 1996.

Zudem sei es ihm zufolge „ständig“ zu Konflikten auf nationaler Grundlage gekommen (S. 121). Erst die veränderte Medienrealität der Folgezeit habe das medial vermittelte sowjetische Postulat der *kulturnost'* auch auf den Tribünen durchgesetzt, ohne dass sich vermutlich viel am Wesen der Spannungen veränderte. Aber gerade diese verstärkte mediale Vermittlung in Radio und Fernsehen habe „Erregungs-“ und „Emotionsgemeinschaften“ fernab der Stadien begründet, deren genauere Entschlüsselung indes nicht leicht ist. So kommen Nikita Nasalenko aus Leningrad und Helle Rätsepp aus Tartu ins Spiel, die im November 1966 das sowjetische Pokalfinale zwischen Dinamo Kiev und Torpedo Moskau sahen, und beide in ihren Fanbriefen der ukrainischen Mannschaft zu ihrem Sieg gratulierten: Sie seien in der 73. Minute, als das vorentscheidende 2:0 fiel, begeistert vor ihrem Fernseher aufgesprungen und hätten gejubelt (S. 181). Warum die Frau in Tartu und der Mann in Leningrad Kiev-Fans waren, lässt Fanpost in der Regel nicht erahnen. War Nasalenko selbst Ukrainer? War Rätsepp, die ja nicht nur als Estin, sondern auch als weiblicher Fan eine Außenseiterrolle spielt – dem Thema der „Geschlechterrollen vor dem heimischen Fernseher“ widmet Zeller das Kapitel 4.2. –, über jeden sportlichen Sieg gegen Moskauer Mannschaften erfreut oder liebte sie einfach das moderne Spiel des ukrainischen Teams?

Es sei an dieser Stelle erlaubt darauf hinzuweisen, dass sich die baltischen Bezüge der Studie auf die estnische *bolel'stica* Rätsepp, den erwähnten „baltischen Schiedsrichter“, den aus einer Moskauer estnischen Familie stammenden Stürmerstar Igor' A. Netto und knapp erwähnten Fanunruhen in Tallinn (1980) und Vilnius (1982) beschränken. Etwas irritiert schaut man auf die Fotos auf S. 260f., die den Bildunterschriften zufolge die Konfrontation von Fans mit der Miliz in Riga 1987 zeigen, während der Text sich um Kiev dreht. Neben Moskau und der Ukrainischen SSR kommen höchstens noch einige Streiflichter aus Armenien und Georgien zur Sprache, doch sind es Zellers Archivstudien in Kiev, die – aufgrund der hier entdeckten Fanbriefe – der Studie immer wieder eine individuelle nicht-Moskauer Note verleihen.

Dabei gelingt es dem Autor jedoch in erster Linie über die Interviewnarrative seiner zahlreichen Gesprächspartner (erneut v.a. in Moskau und Kiev), das Vorhandensein der individuellen Zuordnungen der Fußballfans zu belegen. Immer wieder bestätigen diese „Vorbehalte Moskaus gegenüber Kiev, Vorbehalte Kievs gegenüber Moskau, Vorbehalte der multinationalen Peripherie gegenüber dem Zentrum, Vorbehalte des Zentrums gegenüber der multinationalen Peripherie, Vorbehalte diverser sozialistischer Organisationen untereinander, vom Komsomol bis zu Armee und Innenministerium“, womit das Fußballfieber, wie Zeller mit Recht hervorhebt, stärker als andere Elemente der Populärkultur „auf das sowjetische Leben insgesamt“ zurückwirkte (S. 275). Oder, wie er an anderer Stelle in seiner Zusammenfassung schreibt: „Ein armenischer Fußballfan

schwieg im Tbiliser Dinamo-Stadion, da er Prügel befürchtete. Russische Armeoffiziere lästerten über Dinamo Kiev und verstummten, denn der Genosse aus der Ukraine war hinzugetreten. Alle gemeinsam jubelten ihren sowjetischen Mannschaften bei internationalen Begegnungen zu“ (S. 273). Zellers These der Dominanz der Nation als Ordnungskategorie auch im sowjetischen Fußball sieht er durch die von ihm eingesehenen Briefe belegt, in denen die Forderung nach Schiedsrichtern aus „neutralen Republiken“ erklang.

In vielerlei Hinsicht bezieht sich Zeller auf Kristin Roth-Eys Studie zum sowjetischen Kino.<sup>2</sup> Das ist insoweit stimmig, als das Medienzeitalter tatsächlich auch in der Sowjetunion Räume für eine Form von Partizipation schuf, die nicht immer gewünscht war. So kam es auch im Fußball aufgrund der sukzessiven Öffnung Richtung Westen, sei es durch Teilnahme an den europäischen Pokalwettbewerben, die auch im sowjetischen TV übertragen wurden, sei es durch Informationen über europäische Ligen in der Sportpresse, rasch zur Übernahme mancher Elemente der „kapitalistischen“ Fankultur. Was im Kino der ideologisch verpönte Starkult war, kam im Stadion dem Tragen von Fanschals, dem Singen von Klubhymnen und zunehmend auch der vereinbarten Gewalt zwischen den klubgebundenen Hooligans gleich. Der in Rahmen der sowjetischen Konsumgeschichte irritierende Faktor, dass es an Fußball eigentlich keinen Mangel gab, ließ diesen tatsächlich über die Generationen hinweg prägend werden.

Leider gibt es einen Aspekt, in dem sich Zellers Arbeit nicht mit der von Roth-Ey messen kann – man hätte dem Autor ein geflissentliches Lektorat gewünscht. Es ist nicht allein der Umstand, dass Zeller mit der Zeichensetzung auf Kriegsfuß steht, es sind die zahlreichen Redundanzen, die dem Rezensenten immer wieder das Gefühl vermitteln, seine Lektüre drehe sich im Kreis. Dieser Eindruck verstärkt sich noch durch die exzessiven Verweise, die der Autor sicher in bester Absicht immer wieder dort angebracht hat, wo es Bezüge zu anderen Stellen im Buch gibt. Präzise Zusammenfassungen der einzelnen Kapitel hätten hier helfen können. Leider fehlen auch Informationen über die zitierten Archivadokumente, da Zeller sich in den Fußnoten auf die Angabe der Signaturen beschränkt. So findet sich auf S. 131 der Hinweis, der „sowjetische Zuschauer“ galt offiziell „als ‚objektivster‘ Zuschauer überhaupt“, was „sowjetische Behörden auch an anderer Stelle“ betont hätten. Dieses Zitat ist für die These Zellers wichtig, dass die sowjetischen Medien einen spezifischen *kul'turnost*-Diskurs zur Eindämmung der Leidenschaften auf den Tribünen eingeführt hätten, der später auch Eingang in die Äußerungen der Fans gefunden habe. Die hierfür angegebene Signatur aus dem Kiever Archiv sagt einem zunächst

<sup>2</sup> KRISTIN ROTH-EY: *Moscow Prime Time. How the Soviet Union Built the Media Empire that Lost the Cultural Cold War*, Ithaca 2011. Siehe die Rezension von KARSTEN BRÜGGEMANN, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013). S. 335-341.

allerdings gar nichts. Erst auf S. 142 folgt dann im Text die Information, dass dieses Zitat aus einem „Maßnahmenkatalog des lokalen Sportkomitees in Černovcy“ stammt. In Bezug auf den Inhalt der Studie stellt sich zudem die Frage, ob der abschließende Ausflug in die erneut gewaltsame Fanrealität der Putin-Jahre, der notgedrungen oberflächlich bleibt, notwendig ist. Viel eher hätte man erwarten können, dass eine Studie über das postsozialistische Vielvölkerreich als Vergleichsebene Erregungsgemeinschaften und Interviewnarrative von der anderen Seite des Eisernen Vorhangs zumindest ansatzweise anreißt.

Aber wie so oft: Diese Mäkeleien können nur der Resignation darüber Ausdruck verleihen, in welcher Form Doktorarbeiten in Deutschland oft publiziert werden. Das hat zweifellos den großen Vorteil der schnellen Veröffentlichung – Zeller hat 2013 promoviert –, doch fehlt es oft an einer gründlichen Zubereitung für ein breiteres Publikum, das dieses Buch gerade aufgrund des spannenden, nicht nur für Spezialisten interessanten Themas zweifellos verdient hätte. Ein rein inhaltlicher Rezensionsprozess, wie er in der Serie „Soviet and Post-Soviet Politics and Societies“ praktiziert wird, reicht dafür meist nicht aus. Aber hier spielen, um im Bild zu bleiben, die Publikationen der großen anglo-amerikanischen Universitätsverlage natürlich auch in einer anderen Liga.

Keine Frage, neben den sehr auf Spartak Moskau konzentrierten Arbeiten von Robert Edelman<sup>3</sup> haben wir nun mit Zellers Studie auch einen ersten wesentlichen Beitrag zum transnationalen sowjetischen Phänomen des *boleščik*, der zu Folgearbeiten einlädt. Gerne auch von der sowjetischen Peripherie.

KARSTEN BRÜGGEMANN

---

<sup>3</sup> ROBERT EDELMAN: Spartak Moscow. The People's Team in the Workers' State, Ithaca 2009.

ANU ALLAS: *Spiel der Unsicherheit / Unsicherheit des Spiels. Experimentelle Praktiken in der estnischen Kunst und im estnischen Theater der 1960er Jahre* (Theater, 71). transcript Verlag. Bielefeld 2015. 309 S. 23 Abb. ISBN 9783837629668.

Die „goldenen Sechziger“ des Staatssozialismus sind schon seit einiger Zeit Thema kulturwissenschaftlicher Untersuchungen.<sup>1</sup> Weniger im Blick der neuesten Forschungen stand bislang die westliche Peripherie der Sowjetunion. Die 2013 an der Freien Universität Berlin verteidigte Dissertation von Anu Allas, die nun im Druck vorliegt, befasst sich mit Spiel und Experiment in der estnischen Kunst- und Theaterszene in den 1960er Jahren und eröffnet so mit einem – zumindest für Historiker – zunächst peripher erscheinenden Fokus den Blick auf diese sowjetischen Randgebiete. Die Autorin ist Kuratorin am *Kumu*, dem Estnischen Kunstmuseum, wo sie sich vor allem für die Kunst dieser Dekade einsetzt, zuletzt etwa in der Ausstellung „Kunstirevolutsioon 1966“ (2015). Wie schon der Ausstellungskatalog „Fashion and Cold War“<sup>2</sup> vor einigen Jahren gezeigt hat, ist das *Kumu* über die Präsentation von Kunst hinaus an einer ernsthaften wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Realitäten des sowjetischen Spätsozialismus interessiert.<sup>3</sup> In diesen Kontext fügt sich auch Allas' Studie ein.

Nach einer ausführlichen Darstellung der im Westen geführten Diskussionen über Happenings, Existentialismus und Neoavantgarde im ersten Kapitel schließt sich ein zweites an, in dem es um die parallele, leicht verspätete Entwicklung in der Kunstszenen in den Satellitenstaaten der Sowjetunion geht. Wie im Westen war es auch im Osten die Nachkriegsgeneration, die mit ihren unkonventionellen Aktionen auf sich aufmerksam machte. Wie im Westen drückte sich das Spielerische auch im Osten in „karnevalesken“, deklamatorischen Akten aus, die jedoch auf eine vielfach stärker kontrollierte Öffentlichkeit trafen. In diesem Rahmen ging es in Osteuropa eben auch sehr viel mehr um die Betonung der Autonomie der Kunst als anderswo. Unhinterfragt bleibt bei Allas indes der latente Widerspruch, dass sich ein „totalitaristisches“ System – der von ihr bevorzugt genutzte Begriff für die sozialistischen Gesellschaften – durch das Zugeständnis derartiger kultureller Nischen doch eigentlich selbst ad absurdum führt. Die statische Begrifflichkeit der Autorin steht hier in Kontrast mit der von ihr geschilderten dynamischen Realität.

<sup>1</sup> Siehe z.B. *The Socialist Sixties. Crossing Borders in the Second World*, hrsg. von ANNE E. GORSUCH und DIANE P. KOENKER, Bloomington 2013.

<sup>2</sup> *Mood ja külm sõda = Fashion and Cold War*, hrsg. von EHA KOMISSAROV und BERIT TEEÄÄR, Tallinn 2012. Siehe die Rezension von NATHALIE KEIGEL, in: *Forschungen zur baltischen Geschichte* 8 (2013), S. 341-344.

<sup>3</sup> Siehe auch die Publikation *Kunst ja reaalspoliitika = Art and Political Reality*, hrsg. von SIRJE HELME u.a., Tallinn 2013 (*Eesti Kunstimuuseumi toimetised = Proceedings of the Art Museum of Estonia*, 3 [8] 2013).



Höchst willkommene Einblicke in die Kulturszene der „goldenen Sechziger“ in der Estnischen SSR gewährt das dritte Kapitel. Die gleich zu Beginn geäußerte These, die „kulturellen Randgebiete“ besäßen „häufig eine größere Autonomie als es die Perspektive des Zentrums zulässt“ (S. 94), bleibt jedoch unbelegt, da die zentrale sowjetische Sicht (zuweilen ist in dieser Hinsicht sogar von „Russland“ die Rede [S. 66]) in der ganzen Studie eigentümlich stumm bleibt. Gut belegt wird indes die Behauptung, dass bei aller Signalwirkung der Niederschlagung des „Prager Frühlings“ die experimentelle Phase in den Künsten erst in den 1970er Jahren aufhörte. Seit dem Ende der 1960er Jahre habe sich jedoch die „reflexive Seite der künstlerischen Experimente“ verstärkt, „die kulturelle Praxis wurde vielfältiger und mehrschichtiger“ (S. 95). Allas' Ansicht, dass der Spätsozialismus weitgehend als ewig akzeptiert worden sei und die Vorstellung einer freien Welt jenseits des Eisernen Vorhangs eine stets präsente, aber eher statische Rolle gespielt habe, verweist auf die einflussreiche Arbeit von Alexei Yurchak.<sup>4</sup> Demgegenüber seien die gesellschaftlichen Prozesse vor Ort „intensiv und dynamisch“ gewesen: Diese hätten „optimistische Perspektiven“ generiert, wodurch „die Diskrepanz zwischen den ideologischen Versprechungen und den realen Lebensbedingungen“ nur noch deutlicher geworden sei. Genau vor diesem Hintergrund habe dann die „Aktualisierung, Überarbeitung und Umsetzung“ der „Leitgedanken der kommunistischen Ideologie auf der performativen Ebene“ als Systemkritik wirken können (S. 96f.).

Zudem habe es in der Estnischen SSR während der Sowjetzeit „keine Underground-Kunstszene“ gegeben. Zum einen war die Szene ohnehin sehr klein und zum anderen gab es gerade in den 1960er Jahren auch keinen Bedarf danach (S. 101). Mit dieser Beobachtung wendet sich Allas explizit gegen die weitläufige Annahme früherer Darstellungen zur estnischen Kunstgeschichte, in denen die Sowjetzeit vor der Grundannahme dargestellt wurde, estnische Kunst sei Teil des Westens gewesen, weshalb ein Fokus auf solche Phänomene gelegt worden sei, „die im öffentlichen Kunstleben dieser Zeit fast oder vollständig unsichtbar waren, aber eine Übereinstimmung mit der westlichen Kultur“ aufgezeigt hätten. Gegenüber diesem dualistischen Modell einer Gegenüberstellung von Widerstand und Konformismus betone man heute eher die schwer nachvollziehbare Komplexität verschiedener Positionen „auf der Achse offiziell-inoffiziell“, zumal viele Künstler ohnehin in beiden Richtungen aktiv waren (S. 103).

Im Folgenden exemplifiziert Allas ihre Überlegungen anhand zweier ausgewählter Phänomene: der „Theatererneuerung“ im „Vanemuine“-Theater in Tartu und den Happenings, die damals in Estland – oft eher im kleinen Kreis – stattfanden. Zu Letzteren zählte z.B. die Aktion der Tartuer Gruppe „Visarid“ im Universitätscafé (1969), als einer der Beteiligten

<sup>4</sup> ALEXEI YURCHAK: *Everything Was Forever, Until It Was No More. The Last Soviet Generation*, Princeton 2005.

an der Wand „gekreuzigt“ wurde und man seine Konturen zur Musik aus dem Musical „Hair“ mit roter Farbe nachzeichnete, während verlesene Gedichte die Republik Biafra hochleben ließen. Schon weil Letztere als Nationalhymne eine Melodie aus Jean Sibelius' symphonischer Dichtung „Finlandia“ gewählt hatte, war rasch ein politischer Bezug zur Lage Estlands geschaffen. Zu den späteren Aktionen der estnischen studentischen Baubrigaden (EÜE)<sup>5</sup> war der Weg von hier aus nicht sehr weit.

Die folgenden beiden Kapitel seien vor allem denjenigen ans Herz gelegt, die Theater-, Musik- und Aktionskunstgeschichte einmal nach performativen Kriterien geordnet erkunden möchten. Das erste dieser beiden abschließenden Kapitel behandelt verschiedene Kategorien des Spiels in der künstlerischen Praxis in der ESSR der 1960er und frühen 1970er Jahre, während das letzte Kapitel der Frage nach dem Einfluss des Existentialismus auf das estnische Kunstleben der Zeit gewidmet ist. Durch dessen Verknüpfung mit dem Konzept des Absurden habe sich im Sozialismus eine spezifische Rezeption dieser aus dem Westen rezipierten Philosophie entwickelt. Die Erkenntnis der Absurdität des Daseins sei nicht nur als „tragische Erkenntnis“, sondern auch als „eine befreiende Entdeckung“ angenommen worden. Diese Befreiung sei dann in vielfältige Aktivitäten umgesetzt worden, in denen das Spielelement vordringlich war. Nach dem Ende der Terrorandrohung seitens des Regimes sei dessen Funktionieren ohnehin als ein Spiel erschienen, als ein „aufgezwungenes Spektakel“, im Umgang mit welchem sich ein anderes Spiel entwickelt habe, mit dem man „das System versuchte auszunutzen, innerlich zu untergraben und zu irritieren“. Sich philosophisch mit der eigenen Existenz auseinanderzusetzen, sei so zu einer Taktik der Ausblendung des repressiven Systems geworden. Wenn auch Ignorieren keine Lösung bot, sei eine „Rückkehr zum Alltäglichen“ möglich gewesen, wobei die Beschäftigung mit dem Existentialismus nur allzu deutlich vor Augen führte, wie relativ und unsicher jegliche Aktivität auch im gesellschaftlichen Rahmen war (S. 289f.). Diese Unsicherheit im Spiel bzw. mithilfe des Spiels demonstrativ sichtbar zu machen, sei letztlich eines der wesentlichen Motive für die künstlerische Avantgarde auch in der ESSR gewesen.

Dass zu Beginn der 1970er Jahre der Raum für diese Art Experimentalkunst immer enger wurde, war neben persönlichen Aspekten einer der Gründe dafür, dass niemand der in dieser Studie betrachteten Aktivisten später zum „Spiel“ zurückkehrte, auch wenn die meisten von ihnen weiter im sowjetestnischen Kulturleben präsent blieben. Zwar waren von den wesentlichen (Spiel-)Elementen der Zeit Ironie und Selbstreflexion auch weiterhin ausgeprägt, doch fehlte von nun an das produktive Unwissen, die Flexibilität und die Bereitschaft, sämtliche Grundlagen der künstlerischen Praxis zu hinterfragen.

---

<sup>5</sup> Zu diesen Aktionen siehe den Artikel von AIRI UUNA in diesem Heft.

So anregend diese Studie neue Wege beschreitet, die Kulturszene der „goldenen Sechziger“ zu analysieren, und so wesentlich auch ihre Ergebnisse sind, bleiben doch – gerade aus geschichtswissenschaftlicher Sicht – Fragen. Die Rolle der Kommunistischen Partei, sei es als Kontrollleurin und Sanktionsinstanz, sei es als Arrangeurin von Neuerungen im Kulturleben, bleibt weitgehend ausgespart. Ebenso unklar bleibt, welche gesellschaftspolitische Relevanz Theaterneuerung und Aktionskunst hatten, wie die Resonanz im öffentlichen Raum ausfiel. Allas konzentriert sich – methodisch gesehen durchaus akzeptabel – auf einen kleinen Kreis von Aktivist\*innen, doch fällt es auf, dass sie die Möglichkeiten der Oral History nur recht verhalten genutzt hat. Themen wie die Verarbeitung der Traumata des Zweiten Weltkriegs und die Bewahrung der estnischen Kultur tauchen nur am Rande auf. Die methodische Beschränkung der Studie auf das Konzept des „Spiels“ lässt manche andere Kunstgattung, die gleichfalls auf die Veränderungen der 1960er Jahre reagierte, außen vor. Trotzdem bietet Allas' Studie eine willkommene Bereicherung unserer Kenntnisse über diese so wichtige Phase des allgemeinen sich Einrichtens im Sowjetsystem.

Dass dieser Band zudem auf einer immerhin etwas weitere Kreise erreichenden Sprache erschienen ist und sich mit dem Bielefelder transcript-Verlag auch ein für die Kulturwissenschaften wichtiger Publikationsort hat finden lassen, ist nur zu begrüßen. Ein geflissentliches Lektorat hätte jedoch die unzähligen kleinen sprachlichen Fehler und Umständlichkeiten im Ausdruck eliminieren müssen. Sie trüben die Lesefreude dann doch (und als deutscher Muttersprachler fühlt man so direkt einmal nach, was *English speaker* in vielen englischsprachigen Publikationen über sich ergehen lassen müssen).

KARSTEN BRÜGGEMANN

GUNTIS ŠMIDCHENS: *The Power of Song. Nonviolent National Culture in the Baltic Singing Revolution*. University of Washington Press 2014. X, 446 pp. ISBN 9780295994529.

As the most broad and thorough narrative published so far about the Singing Revolution of Estonia, Latvia and Lithuania, “The Power of Song” lives in a category of its own. So does the author, Guntis Šmidchens with his scholarly research and participatory observation, as well as his knowledge of all relevant languages stretching back decades. Šmidchens' command of the subject matter is as elegant as it is obvious and he certainly does not shy

away from the difficult task of reviving “the words and melodies but also the feelings that accompanied each song and story” in order to create “a semantic field of native references in historical and cultural context” (p. 23).

Alas, the melodies of course are not able to reach the reader, nor is the book singularly engaged with emotional history. In fact, it puts great emphasis on delineating cause and effect, sequences of events and the infrastructure of relationships between people and organizations. Even though at times this makes the text resemble a report, the best word to describe the narrative is variety. Šmidchens fluctuates back and forth between prose and poetry (lyrics, mostly in his own translation) and finds space for the occasional oral history transcript, keeping the reader alert and entertained. The only disturbing factor is the editorial habit of frequently leaving key pieces of data in the endnotes, which along with the bibliography, discography and filmography prove to be a real treasure chest for anyone dealing with a similar topic. With regard to the melodies, a small gesture could have yielded tremendous results in making one of the main characters – music itself – accessible. If all of the individual songs mentioned had been equipped with their original titles, they would have become easily searchable for the reader and in many cases instantly ready for listening via the Internet, thus, indeed augmenting the books effect.

There would be a lot to listen to, because the author discusses Baltic nonviolent national singing traditions at length, going all the way back to Johann Gottfried Herder’s initial “discoveries”. Šmidchens reserves centre stage for the events taking place during the last years of Soviet rule and goes to great lengths in order to secure that all three Baltic States receive equal representation. He does manage to spread his attention evenly, but at times, certain events are omitted for the sake of avoiding repetition. Thus, the title of the book is rather telling – it is truly a story of the Baltic Singing Revolution not so much that of Estonia, Latvia or Lithuania. Which is not to say that there is a deficiency of information – on the contrary. Šmidchens has the uncanny ability of lacing even his broadest strokes with specific detail as well as effortlessly weaving in gratifying allusions to related topics that have thus far remained untouched within the Baltic discourse (for example Nynorsk, Breton ethnicity etc). The author slides from analysis to grounded yet simple and memorable conclusions with ease and seems to enjoying the ride as he invokes the image of Google-translate in the discourse about Johann Voldemar Jannsen’s somewhat Germanesque cultural contribution (p. 72), compares free speech to “a fart that stank up Soviet space” (p. 231) and makes a point of noting every time it rained during a major Song Festival.

Comparing the three Song Festival traditions back to their origins is a very welcome exercise, but in addition to that, Šmidchens also dives into the rock and folk scenes separately, which proves to be a valid decision. The unifying feature in all the chapters is Šmidchens stripping the Baltic

singing culture to its core by accessing the most important lyrics from all three nations through (usually) his own easily singable translations, which nevertheless stay true to their character, yet are homogenous enough to potentially live a life of their own. Experiencing them is an intellectual as well as an emotional journey, which also serves as a strong witness to the nonviolent nature of the revolution and its cultural antecedents. Or – as the ethnomusicologist Zita Kelmickaitė at first glance paradoxically stated on July 4<sup>th</sup>, 1998 at the Smithsonian Folklife Festival: “Lithuania is a very peaceful nation. And truly even in the old historical war songs the singing is always only calm” (p. 17). Šmidchens’s decision to frame the entire tome around this relatively small-scale museum performance taking place outside of the Baltics a decade after the climax of the revolution raises perhaps the biggest question mark of the whole book. Even though the select people who were able to take part considered it to be an emotional as well as a historic event, Šmidchens himself admits that “little information was published” about it after the fact (p. 358). It seems that the 150 people strong Baltic spectacle at the Smithsonian Folklife Festival in 1998 was more of a performative act than a significant historical fact and as such is perhaps undeserving as a reference point of such a vast process as the Baltic Singing Revolution obviously was.

Smaller questions include minor lapses, which could throw a less informed reader slightly off course. These occur for example when the rhetorically powerful artist Heinz Valk is tagged as a journalist, when Alo Mattiisen’s emotional fatigue before the peak of the Revolution is left undiscussed, and when no further explanation is given as to how exactly did being sent to Sweden during perestroika constitute a punishment. Also, a keener focus on space and place might have served better the needs of readers who have not been to the Song Festival grounds, especially with regard to the intertwining and very Soviet background for the construction of the gigantic bandshells. This reader would have also enjoyed more nuances with regard to several fascinating instances where the Baltic diaspora and their (sometimes self-proclaimed fifty years long Singing Revolution) was touched upon in the narrative.

None of the above takes away from the monumental contribution Šmidchens has made with this book to the discourse on the Singing Revolution and nonviolent political action. It might even have an enlightening effect for the people of the Baltic who, until now, have not been able to truly grasp that no single nation could or should lay claim to being the singing revolutionaries *par excellence*. “The Power of Song” has the moxie of an encyclopaedia and the charm of a novel – a truly compelling and modern take on the interplay of culture, politics and history suitable for students, scholars and the wider public.

MAARJA MERIVOO-PARRO

HEIKKI RAUSMAA: „*Kyllä kulttuurin nimissä voi harrastella aika paljon*“. *Suomen ja Viron poliittiset suhteet keväästä 1988 diplomaattisuhteiden solmimiseen elokuussa 1991* [„Unter dem Deckmantel der Kultur kann recht viel getan werden“. Die politischen Beziehungen zwischen Finnland und Estland ab Frühjahr 1988 bis zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen im August 1991] (Historiallisia tutkimuksia Helsingin yliopistosta, XXX). Universitätsverlag Helsinki. Helsinki 2013. 255 S. ISBN 9789521090035, ISSN 03579547.

Der Wiedererlangung der Unabhängigkeit des estnischen Staates am 20. August 1991 ist ein drei Jahre andauernder Prozess vorausgegangen, in dessen Verlauf sich die Esten allmählich von der Sowjetunion entfernten, die damals bestrebt war, sich unter der Leitung des Generalsekretärs der KPdSU Michail S. Gorbatschow durch Glasnost (Transparenz) und Perestroika (Umgestaltung des politischen und wirtschaftlichen Systems) zu erneuern. Gorbatschow kam es jedoch darauf an, das kommunistische Regime und die geografische Integrität des Sowjetstaates aufrechtzuerhalten, womit die Großmachtambitionen Moskaus auf der internationalen Bühne einhergingen.

Von den Nachbarländern der Sowjetunion hatte nur die Republik Finnland im Zweiten Weltkrieg ihre Unabhängigkeit bewahrt, weshalb ihr gesellschaftliches Leben und Wirtschaftssystem mehr oder weniger unverändert geblieben waren. Der Grund dafür war die Fähigkeit des Landes gewesen, sich selbst zu verteidigen. Finnland blieb zwar unbesetzt, doch büßte es umfangreiche Territorien ein, musste eine hohe Kriegsentschädigung zahlen und war 1948 gehalten, mit der Sowjetunion einen Vertrag über Freundschaft, Zusammenarbeit und gegenseitigen Beistand abzuschließen, der das Selbstbestimmungsrecht des Staates einschränkte. Die Tatsache, dass Finnland auf den Willen seines großen Nachbarn angewiesen war, entwickelte sich nach der sogenannten Nachtfrostkrise von 1958 in zunehmendem Maße zu einem Verhältnis, das man später als „Finnlandisierung“ (finn. *suometuminen*) zu bezeichnen begann. Unter diesem Begriff, der auch in politischen Debatten Westeuropas herangezogen wurde, verstand man das Phänomen, dass ein Land „Finnland ähnlich“ wird.

Wie im Grundgesetz Finnlands von 1919 vorgesehen, entschied ausschließlich der Präsident über die Beziehungen zu ausländischen Staaten; diesen Posten bekleideten hintereinander Juho Kusti Paasikivi (1946–1956), Urho Kekkonen (1956–1981) und Mauno Koivisto (1982–1994). Das präsidentiale Regierungssystem fußte auf einem monarchistischen Fundament, dem schwedischen Grundgesetz von 1789, das auch in der Zeit der russischen Herrschaft gültig geblieben war. Die Außenpolitik beeinflusste jedoch auch die Innenpolitik und die Meinungsfreiheit in einer Weise, dass offene Kritik an der Sowjetunion vermieden wurde. Die verschiedenen politischen Parteien gingen an außenpolitische Angelegenheiten äußerst vorsichtig

heran. Die Präsidenten waren ihrerseits bestrebt, direkte Verbindungen mit der Führungsschicht der Sowjetunion anzubahnen und Moskau von ihrer Freundschaft zu überzeugen – was gemeinhin auch erfolgreich war. Auch Präsident Koivisto betonte in der Öffentlichkeit bis zum Schluss in jeder Hinsicht seine Loyalität Gorbačev gegenüber.

Die Republik Estland hatte ähnlich den anderen baltischen Ländern Lettland und Litauen ihre Unabhängigkeit im Jahre 1940 eingebüßt und war der Sowjetunion einverleibt worden. Die enge Verbindung, die es vor dem Zweiten Weltkrieg zwischen den Esten und Finnen gegeben hatte, wurde völlig abgebrochen bzw. auf den Umgang mit der estnischen Exilgemeinschaft beschränkt. Die guten Beziehungen zwischen den Finnen und Esten hatten außer auf der Nachbarschaft auch auf der Sprachverwandtschaft beruht, für die die Bezeichnung „gemeinsames Ideal der stammverwandten Völker“ (estn. *hõimuaade*) in Gebrauch war. Nach dem Krieg wurde das Schicksal Estlands in der finnischen Öffentlichkeit zu einem Tabu, zumal die Erwähnung der eingebüßten Unabhängigkeit des Nachbarstaates als eindeutig antisowjetisch angesehen wurde. Die Moskauer Führungsschicht war in dieser Hinsicht sehr empfindlich.

Die Situation begann sich jedoch unter Nikita S. Chruščev seit den 1960er Jahren in zweierlei Hinsicht zu ändern. Einerseits wurden gewisse Hemmungen bei der Kontaktaufnahme durch den inoffiziellen Estland-Besuch Präsident Kekkonens im Jahre 1964 beseitigt. Andererseits lockerte sich die Stimmung dadurch, dass im nächsten Jahr eine Fährverbindung zwischen Helsinki und Tallinn eingerichtet wurde; die Zahl der finnischen Touristen war anfangs zwar gering, doch belief sich die Zahl der Reisenden im Jahre 1990 bereits auf eine Million. In Tallinn und Nordestland konnte finnisches Fernsehen empfangen werden, und der Anblick des Wohlstands der westlichen Welt, insbesondere in den Werbeclips, übte einen tiefen Einfluss auf die Esten aus, die in der Sowjetzeit unter den Bedingungen des Warenmangels lebten. Viele interessierten sich für das Erlernen der finnischen Sprache und konnten dank ihrer Sprachkenntnisse auch die Nachrichten verfolgen. In der nächsten Entwicklungsperiode der Sowjetunion, in der sogenannten Zeit der Stagnation, versuchte man recht erfolglos, den Empfang des finnischen Fernsehens zu verhindern.

Die von Gorbačev initiierten Reformen wurden in Estland am Ende der 1980er Jahre zustimmend aufgenommen, auch wenn in Moskau ihnen gegenüber eine recht kontroverse Einstellung herrschte. Offiziell wurden die Neuerungen von der Kommunistischen Partei Estlands (*Estimaa Kommunistlik Partei*, EKP) unter der Leitung des neuen Ersten Sekretärs Vaino Väljas begrüßt, doch formierte sich zu ihrer Unterstützung mit großem Enthusiasmus auch eine Volksbewegung, die sogenannte Volksfront (*Rahvarinne*); die Zahl ihrer Anhänger war besonders hoch unter den ethnischen Esten. Die Anregung zu ihrer Gründung hatte Mitte April 1988 Edgar Savisaar gegeben. Der Einfluss der besagten Bewegung zeigte sich auch

in dem von der EKP geleiteten Obersten Sowjet der Estnischen SSR, der am 16. November 1988 eine Souveränitätserklärung verabschiedete, wonach die höchste Macht in der Sowjetrepublik ihren eigenen Organen gehörte. Diese Erklärung wurde in Moskau bald danach, am 26. November 1988, für nichtig erklärt. Dies führte zu einem Konflikt: Die Esten begannen immer nachdrücklicher, Anspruch auf das Recht der Selbstbestimmung zu erheben und etwas später bereits die völlige Unabhängigkeit zu verlangen; als Zeichen dafür wurde auf dem Langen Hermann in Tallinn am 24. Februar 1989, dem Jahrestag der Ausrufung der Unabhängigkeit von 1918, die blau-schwarz-weiße Trikolore gehisst.

Die von Heikki Rausmaa verfasste interessante, 250 Seiten starke Dissertation<sup>1</sup> aus dem Gebiet der Geschichte der finnisch-estnischen Beziehungen in den Jahren 1988 bis 1991 beginnt mit den zuletzt geschilderten Ereignissen und behandelt die Einstellung der finnischen politischen Führungsschicht, der Parteien, der Beamten wie auch der Kulturkreise gegenüber den Entwicklungen am Südufer des Finnischen Meerbusens. Auf die Reaktionen der eigentlichen Zivilgesellschaft geht der Autor jedoch nicht ein, obgleich eben diese in der demokratischen Gesellschaft den wichtigsten Faktor ausmacht, auf den alle übrigen Akteure Rücksicht nehmen müssen. In der betrachteten Periode fanden in Finnland zwar keine Parlamentswahlen statt, in deren Rahmen sich im Wahlkampf u.U. auch die Frage der Wiedererlangung der estnischen Unabhängigkeit gestellt hätte.

Rausmaas Studie ist auch in theoretischer Hinsicht sehr aufschlussreich, denn sie behandelt den öffentlichen Konflikt zwischen der nüchternen Realpolitik, die auf den eigenen Vorteil bedacht war, und der humanen Moralpolitik; die Konfliktparteien waren auf der einen Seite Präsident Mauno Koivisto und das Außenministerium sowie diejenigen, die von der Nachbarschaft zur Sowjetunion profitiert hatten, auf der anderen Seite aber stand die überwiegende Mehrheit der Finnen, intellektuelle Kreise und das Bildungsministerium, das die Letzteren repräsentierte, sowie vor allem auch die Beamtschaft des mittleren Dienstes. Im Besonderen der Einfluss des zuletzt erwähnten Faktors dürfte in der Praxis wohl am bedeutendsten gewesen sein. Die Position des Präsidenten zeigt der Titel der Studie: „Unter dem Deckmantel der Kultur kann recht viel getan werden (*harrastella*)“ ist ein Zitat Koivistos aus dem Februar 1989, das gegenüber der Bildungsministerin Anna-Liisa Kasurinen fiel. Hiermit wollte er die Zusammenarbeit mit Estland vom Außen- auf das Bildungsministerium abwälzen. Das Wort *harrastella*, das man in deutscher Sprache auch als „sich für etwas interessieren“, „einem Hobby nachgehen“ wiedergeben könnte, ist jedoch nur eine von zahlreichen bissigen Äußerungen des Präsidenten

---

<sup>1</sup> Auf Estnisch erschienen als HEIKKI RAUSMAA: Kultuuri sildi all saab üsna palju ära teha. Soome ja Eesti poliitilised suhted 1988. aasta kevadest diplomaatiliste suhete sõlmimiseni 1991. aasta augustis [Unter dem Schild der Kulturbrücke lässt sich recht viel machen. Finnisch-estnische politische Beziehungen vom Frühjahr 1988 bis zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen im August 1991]. Tallinn 2015.



über Estland. Je höher die Position einer Person in der finnischen politischen Hierarchie war, so hat es jedenfalls den Anschein, desto negativer sah ihre Haltung gegenüber den „gefährlichen“ Bestrebungen der Esten aus. Die wichtigsten Unterstützer Estlands im finnischen Regierungsapparat waren der Kanzler der Abteilung für internationale Beziehungen des Bildungsministeriums Kalervo Siikala und der Büroleiter Jaakko Numminen.

Rausmaa dürfte bei der Abfassung seiner Studie mit einigen Quellenproblemen konfrontiert worden sein. Die Quellen des finnischen Außenministeriums sind vertraulich, und in Estland sind offizielle Quellen nicht einmal entstanden; weder die Erinnerungen noch die Interviews – die so manch ein Gesprächspartner verweigerte – sind völlig zuverlässig, die Zeitungsartikel und die zu verschiedenen Anlässen gehaltenen Reden und die herausgegebenen Kommuniqués tragen den Stempel ihrer Zeit. Außerdem können die Erinnerungen von Esten und Finnen an dieselben Treffen durchaus unterschiedlich sein, und zweifelsohne wurden sie auch vom Ausgang der Ereignisse beeinflusst. Im Allgemeinen lässt sich feststellen, dass Rausmaa mit vernünftiger Quellenkritik an sein Material herangegangen ist. Die Finnen waren im Hinblick auf die estnische Frage sowohl vom offiziellen Druck vonseiten Moskaus als auch von der öffentlichen Meinung in den westlichen Ländern und insbesondere in Skandinavien beeinflusst. In den gemeinsamen Kommuniqués der nördlichen Länder war Dänemark gewöhnlich *primus motor* und Finnland war dasjenige, das den Prozess verlangsamte. Ein und dieselbe Person konnte sich an verschiedenen Orten in ganz unterschiedlicher Weise äußern oder ihre Meinung hinter nichtssagenden Phrasen verstecken. Zugleich ist jedoch auch wahr, dass hinsichtlich der estnischen Frage die schon lange schwelende Antipathie vieler Finnen in Bezug auf die Sowjetunion nur noch weiter anwuchs.

Den Leser beeindrucken ein sehr schneller und flüssiger Verlauf der Ereignisse und ihre überraschenden Wendungen. Der Autor hat seine Darstellung so konzipiert, dass die Esten die aktiven Akteure sind, die handeln, kämpfen und um Hilfe bitten sowie Anspruch auf die grundsätzliche offizielle Anerkennung ihres Staates erheben, während den Finnen meistens die Rolle derjenigen zukommt, welche den Esten geistige und materielle Hilfe leisten. Wesentlich in diesem Zusammenhang war aber auch der estnische Lernprozess in Hinblick auf die westlich geprägte Kommunalpolitik, die parlamentarische Praxis und die internationale Kommunikation, die sie sich von den Finnen aneignen konnten. Beihilfen wurden auch bei der Privatisierung der Landwirtschaft gewährt, bei der Modernisierung der Maschinen und Anlagen, bei der Organisation der Polizeikräfte und des Grenzschutzes. Von besonderer Bedeutung waren die Handys (gemeint wohl eher Walkie Talkies), die den Esten geschenkt wurden, zumal der KGB damals noch nicht in der Lage war, sie abzuhören. Rausmaas Berechnungen zufolge – deren Ausgangsmaterial nicht völlig zuverlässig ist, weshalb die reale Summe wohl höher war – belief sich die

offizielle finnische staatliche Hilfe in den Jahren 1990/91 auf maximal 150 Millionen Finnmark bzw. umgerechnet auf ca. 30 Millionen Euro. Diese Summe ist im Verhältnis zu allen Ausgaben des öffentlichen Sektors zwar gering, doch wurde sie durch die erhebliche private Hilfe ergänzt. Moskau wurde lange erklärt, dass die gewährte Beihilfe das Ziel verfolge, die von Gorbačev betriebene Kommunalpolitik zu unterstützen, den Esten gegenüber aber wurde erklärt, dass diese Hilfen die Voraussetzungen für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit bzw. für eine indirekte Anerkennung der estnischen Unabhängigkeit schüfen. Erst nachdem Estland am 20. August 1991 seine Unabhängigkeit wiederhergestellt und Russland unter Boris El'cin diese am 24. August auch anerkannt hatte, konnten finnische Beamte aufatmen. Ihre Stimmung hellte sich jedoch noch mehr auf, als das Außenministerium feststellte, Finnland habe die Republik Estland bereits im Jahre 1920 *de jure* anerkannt, und diese Anerkennung sei nie außer Kraft gesetzt worden. Eine neue Prozedur war somit nicht vonnöten und es konnten sofort diplomatische Beziehungen aufgenommen werden. Dieser Standpunkt war auch für die Esten durchaus vorteilhaft, da damit die Kontinuität der Republik Estland betont wurde, die Moskau nicht anerkannte.

Die weiter oben geschilderten Entwicklungen wurden auch von einigen äußerst dramatischen Ereignissen begleitet. Darunter waren am wichtigsten die Blutbäder in Vilnius und Riga im Januar 1991, welche die in Finnland vorherrschenden Stimmungen veränderten. Der finnische Präsident und der Außenminister verurteilten die blutigen Aktionen zwar, doch enthielten sie sich einer Stellungnahme, welches Lager an der Gewalt schuld sei. Durch dieses frostige Verhalten sah sich der Abteilungsleiter des Außenministeriums Jaakko Blomberg gezwungen, von der offiziellen Linie abzuweichen, woraufhin schließlich das ganze Ministerium seine Ansichten änderte, was dazu führte, dass auch der Präsident damit begann, von der Besetzung der baltischen Länder durch die Sowjetunion zu sprechen, was zuvor noch ein Tabu gewesen war. In diese Phase fällt auch der Sinneswandel Koivistos, der nun nicht mehr der Ansicht war, dass Finnland für die Zügelung der Esten gebraucht werde. Es hat den Anschein, als habe sich der Präsident von der baltischen Frage distanziert, indem er die dortigen Ereignisse ihren Lauf nehmen ließ und beträchtlich zurückhaltender als früher davon sprach, dass es für Finnland vorteilhaft sei, sich aus dieser Frage herauszuhalten.

Eine andere dramatische Entwicklung ist verbunden mit den Ereignissen im August 1991, nachdem Estland seine Unabhängigkeit bereits proklamiert hatte. Der neue Außenminister Lennart Meri verweilte einige Tage in den Räumen der Friedebert-Tuglas-Gesellschaft in Helsinki, um die Anerkennung der estnischen Unabhängigkeit vorzubereiten. Darüber hinaus musste er bereit sein, in Finnland eine estnische Exilregierung zu bilden, falls das ganze Vorhaben scheitern sollte. Dies wiederum beunruhigte die

finnische Sicherheitspolizei. Die Exilregierung wurde zum Glück nicht benötigt, der Putsch im Kreml misslang. Der russische Präsident Boris El'cin ergriff nach und nach die Macht, während Gorbačev sein Prestige eingebüßt hatte. Die estnische Unabhängigkeit wurde zugleich von einer immer größeren Anzahl von Staaten anerkannt.

Heikki Rausmaas Werk behandelt auch die Positionen der wichtigsten finnischen Parteien, die sich während der Eskalation der Krise durchaus veränderten. Während der behandelten Periode war zumeist die rechtsorientierte sogenannte rot-blaue Regierung (1987–1991) von Harri Holkeri an der Macht; als Außenminister in dieser Regierung fungierte der Sozialdemokrat Pertti Paasio. Ihr folgte die Regierung des Mitglieds der Finnischen Zentrumspartei Esko Aho (1991–1995). Unter den Parteien war neben der Zentrumspartei auch die Nationale Sammlungspartei gegenüber der Wiederlangung der estnischen Unabhängigkeit negativ eingestellt. Am meisten Freunde hatte Estland unter den Grünen und den Sozialdemokraten. Überraschend ist die negative Haltung der Rechten vor allem angesichts der Tatsache, dass viele ehemalige Aktivisten der Bewegung der stammesverwandten Völker der Sammlungspartei angehörten und anderswo die rechten Parteien, wie z.B. die schwedische Moderate Sammlungspartei unter der Leitung von Carl Bildt, den Esten ja durchaus freundlich gesinnt waren. Die Haltung der Nationalen Sammlungspartei wurde in erster Linie dadurch beeinflusst, dass sie im Laufe der zwanzig Jahre, in denen sie nicht an der Regierung beteiligt war, als Partei galt, die für die Sowjetunion keine Gefahr darstellte. Als sie nun aber wieder Regierungsgewalt übernahm, spielte sie – von ihrer Jugendorganisation vielleicht abgesehen – die Rolle einer zuverlässigen Kraft, die nach wie vor gute Beziehungen mit Moskau pflegte.

Der Verlag wirbt für Rausmaas Studie in einer Weise, als stelle sie eine Art „Ehrenrettung“ des offiziellen Finnland und seines Präsidenten hinsichtlich der Frage der Anerkennung Estlands dar. Finnland – wie auch einige Großmächte – gab jedoch den Beziehungen mit der UdSSR den Vorrang, anstatt die Unabhängigkeitsbestrebungen seines kleinen Nachbarlandes zu unterstützen. Rausmaa zeigt auf, dass Finnland bzw. viele Finnen auf eine je eigene Weise, in erster Linie in Form von materieller Hilfe und Schulungsangeboten, Estland durchaus unterstützt haben. Die hier anzuzeigende Studie enthält jedoch eine so große Anzahl von frostigen und bissigen Äußerungen über die unzuverlässigen Pläne der Esten, dass sich für den Leser zwangsläufig die Frage erhebt, ob das vorliegende Werk wirklich die finnische Ehre zu retten vermag. Als wissenschaftliche Abhandlung weist sie zweifelsohne ein hohes Niveau auf, ihre Quellenkritik und ihre Schlussfolgerungen sind korrekt und gut begründet.

KARI TARKIAINEN

EVA-CLARITA PETTAI, VELLO PETTAI: *Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States*. Cambridge University Press 2015. 375 pp. ISBN 9781107049499.

It is almost impossible to understand the social and political development of the Baltic states over the last quarter of century without taking into account their politics of truth and justice or the politics of memory in more general terms. The building of a new future for the three Baltic countries has been closely connected to coming to terms with the totalitarian past. This crucial topic has been attracting ever more scholarly attention both on national and international levels, but Eva-Clarita and Vello Pettai offer the first truly comprehensive and comparative analysis of the politics of truth and justice in the Baltic states since the collapse of the Soviet Union.

Authored by two political scientists of Tartu University, the book illustrates the best social-scientific approach, offering first a very clear and holistic analytical model, and then going on to test its validity and coherence on rich empirical materials. In this respect, the book is of interest both to empirical readers looking for reliable information on transitional and retrospective justice in the Baltic states, as well as to the more theoretically minded comparative scholars in the field of memory politics and transitional justice.

In general terms, the book belongs to the burgeoning arena of memory studies, however, the authors emphasize that they focus more specifically on the politics of truth and justice, and consciously avoid engaging with the more general, but less clearly outlined field of memory politics. The authors define the politics of truth and justice as “the struggle waged by political and social actors to influence the role state plays (a) in setting prevailing truth discourses about a non-democratic past and (b) in passing measures to enact some interpretation of justice in relation to this past” (p. 4). Departing from this definition, they build a comparative matrix of truth and justice measures to serve as the conceptual backbone of the study. The authors define six different areas in which they see the politics of truth and justice played out in the post-communist Baltic states. These six areas are based on two main distinctions, firstly (on the horizontal level) between perpetrator and victim-targeted measures, and secondly (on the vertical level) between criminal-judicial, political-administrative and symbolic-representational measures. The scheme is further complicated by introducing a distinction between two basic temporal dimensions: transitional justice – dealing with the recent repression of the previous regime, and retrospective justice – dealing with the earlier wrongdoings of the regime that was toppled from power. (Also a third temporal dimension is distinguished – post-transitional justice –, but it doesn’t change the general matrix.) The outcome is a multidimensional analytical matrix consisting of twelve boxes, visualized as Figure 1.5 on page 32. The book is then constructed very much as though stepping from one box to another (reminding one, in this sense,

of Georges Perec's famous experimental novel *Life a User's Manual*, 1978), while always looking for some general patterns.

The comparative analysis of such patterns in the Baltic countries is particularly interesting, because very often the three states have been lumped together and regarded as a single entity following an almost identical course of development. The authors show convincingly that regardless of similar past experience, the three countries have confronted their past in rather different ways. The authors pay particular attention to the amount of state involvement in the politics of truth and justice, arguing compellingly that whereas Lithuanian politics has been clearly state-centered ("hands-on state"), Estonia has exhibited a much less "etatist" approach ("hands-off state"), while Latvia falls somewhere in between, divided between a tendency toward strong institutionalization of truth and justice policies and a very limited commitment in terms of investing political and economic capital in sustaining these structures and policies ("ambivalent state") (pp. 312-3). Yet, side by side with important differences, the authors also highlight some common patterns like, for instance, the fact that the Baltic states have pursued relatively little transitional justice and much greater amounts of retrospective justice, i.e. all the three countries have concentrated mostly on righting the wrongs committed during the early years of Soviet rule (pp. 66, 169, *passim*).

The main strength of the book (an empirical analysis based on a very clear analytical matrix) can be considered also its main weakness: the rigid model of a twelve-box matrix is not supportive of paying enough attention to some exceptional, borderline or ambiguous cases, in other words, of thinking outside the box. This is particularly relevant when we take into account the fact that the Baltic states experienced two kinds of occupations, the Soviet and the Nazi ones, which means, for instance, that the perpetrators of one occupation could become victims, under the other, and vice versa. The authors briefly address this question (p. 15), but prefer to follow such delineations between victims and perpetrators as have been proposed by the current political power. It is also not absolutely clear how the temporal boundaries between transitional and retrospective justice should be drawn, and one might also wonder whether all the three Baltic states have followed the same temporal pattern in this respect.

But these critical remarks reflect mostly disciplinary differences between humanities and social sciences: coming from history, this reviewer is inclined to pay more attention to exceptions and details, while in social sciences, to which the two authors belong, it is more common to look for patterns and to regard exceptions as something that confirms the rule. However, the authors draw an important conclusion at the very end of the book, writing to the point: "In the end it may be that transitional and retrospective justice cannot easily be generalized across any set of countries, since each case is invariably embedded in a singular context of past repression. Even when three countries like the Baltic states share so much

in terms of a common Soviet past, we have seen in this book that it is in no way guaranteed that they will confront this past analogously” (p. 338).

To sum up, there is no doubt that *Transitional and Retrospective Justice in the Baltic States* is one of the most important contributions to the historical, social and political study of the Baltic states published in recent years. It is a genuinely comparative analysis, very well balanced, that demonstrates most persuasively the important similarities and differences in the politics of truth and justice in the three Baltic countries. There are not many studies dedicated to the Baltic states that participate in the cutting edge theoretical debate and, at the same time offer some truly novel information about the countries in this region. Published by a leading international publisher, Cambridge University Press, the book will definitely excite new interest in the experience of the Baltic states and integrate the Baltic experience of memory politics into an international framework.

MAREK TAMM

PAUL JORDAN: *The Modern Fairy Tale: Nation Branding, National Identity and the Eurovision Song Contests in Estonia* (Politics and Society in the Baltic Sea Region, 2). University of Tartu Press 2014. 148 pp. ISBN 9789949325580.

Although the Eurovision Song Contests (ESC) are massive show spectacles, in addition to pure entertainment, these spectacles also have substantial political significance. The voting interestingly reflects European geopolitical groupings: Nordics give their vote to fellow Nordics, Balkans favour other Balkan countries and countries with good political relations with Russia never forget to vote for Russian performers. When these traditional patterns are broken as when Cyprus gave eight points to a Turkish song in 2003, the symbolic meaning of this gesture was recognized and even praised. For many former Eastern European countries, participation in the ESC represented a step towards European normality, whereas for representatives of Bosnia-Herzegovina in 1993, it was a desperate cry during the civil war that Bosnians are normal and peaceful people. Furthermore, success at ESC has obviously been a source of national pride particularly among smaller states whereas, on the other hand, organizing the contest after victory has been seen by (semi-)authoritarian powers such as Russia and Azerbaijan as a chance to create a positive image of their countries. The songs, as a rule, don't carry political messages even if some of them

do. Political significance has mainly been created by symbolic gestures, and thus visual expressions are always of great importance.

In *The Modern Fairy Tale*, Paul Jordan writes about the victory of the Estonian song “Everybody” in 2001 and how organising the next ESC in 2002 became part of a broader trend of Estonian foreign policy; namely, nation branding. Actually, the ESC of 2002 was not so much the focus of the study but Jordan, with its help, contextualises broader Estonian policies of nation-branding. In the 2000s nation branding became an important dimension of foreign policies not only in Estonia but also in other smaller post-Communist countries. States and nations have marketed and promoted themselves since the 19<sup>th</sup> century; for instance, the monumental World Exhibitions certainly reflected the aim of states to promote their own excellence. The interwar years witnessed first and foremost state-centred investment in marketing the own country as an ideal destination for holidays. Still, the recent wave of nation branding is in many ways a different and more serious effort from the states’ point of view. Branding is now understood as a significant part of foreign policy since the idea of the state and of international politics has shifted from classical power politics to the dominance of markets. The latter scene is dominated by competitive states, and in this world, not only national success, but also survival is attached to a state’s ability to be attractive for others in the global market. Here, states use strategies copied from private companies and thus branding – image building – becomes an important tool to gain visibility.

However, Jordan does not open up this ideological framework, which would have been interesting since in the early 2000s the branding campaigns in Estonia were closely linked to the broader process of the emergence of a new national success story and a source of national self-esteem. At that point the importance of Russia as an anchor of national narrative gave way to the story of a Tiny Tiger that could challenge old powers because it was more reform-oriented than others. However, as Jordan also notes, during the highpoint of this neoliberal narrative, not even Estonians managed to completely escape the Russian dimension. This contradiction could have been examined more in the book.

What Jordan does is to introduce and analyse the Estonian branding campaign in its whole and how it was linked to the ESC. Furthermore, he grounds his argument on theories of nationalism and elaborates the relationship between branding policies and nation-building in a fresh way. In my reading, the main focus of this study is not simply the ESC, but Estonian policy on nation-branding in general. Here Jordan tells us the highly interesting story of how the Estonian government hired the UK-based branding company “Interbrand” to launch the campaign, and how it simultaneously tried to maintain control of the contest. In a similar way, organizing the ESC was immediately seen as a nationally crucial issue and thus, in addition to financial support, Estonian officials were interested in controlling

the contest, but ultimately failed in this regard. Still, the brand – or the image – introduced by the “Brand Estonia” campaign and at the same time by the plots shown during the ESC is rather identical. According to this branding, Estonia is presented as a Nordic country (or merely “Nordic with a twist”) and technologically advanced modern state “positively transforming” itself. Elements referring to the Soviet legacy including the large Russian-speaking minority were almost completely erased from the narrative.

Jordan argues that nation branding should not be seen as a new form of nationalism, as has been argued, e.g., by one of leading scholars of nation-branding Melissa Aronczyk, but more as a new form of foreign policy in the age of globalized markets.<sup>1</sup> I agree. Branding, on the one hand, does not reflect national identities but, on the other hand, it is not completely separate from the transformation of national narratives. In branding campaigns, it is the political elites that use the power of identification: it is they who introduce a new mega-narrative on Estonia and the Estonians. Still, however, branding campaigns are not primarily meant for transforming self-esteem (a source of national identity) but for transforming esteem (the reputation of a nation among others). These two are interlinked but are not identical and Jordan clearly pinpoints how a static and almost ahistorical new image was challenged by the larger public who, at least partly, considered it quite strange. Still the very same image that was shaped in the campaign sponsored by the government was expressed in the non-governmentally shaped “fairy tale plots” during the ESC in 2002. And more generally, this narrative reflected the rising Tiny Tiger narrative. The national brand is more static, uniform and simplified than dynamic, heterogeneous and contingent national narratives generally are. Hence the question remains as to how the two are related. Does the brand reflect national narrative or vice versa? Can the brand transform national narratives? Nevertheless, there is no doubt that the branding campaigns and the ESC were important milestones in the transformation of Estonia and the change of her national narratives.

Not only is Jordan’s study an important addition to studies on post-Cold War Estonian national discourses, it also has its merits concerning Estonian foreign policy. It manages to focus on Estonia in order to pinpoint how foreign policy, as well as nation-building as such, is being drastically changed during the era of globalization. Estonia is certainly not the only example in this development. In fact, Estonia was a forerunner in its intensive engagement in nation branding as a tool in foreign policy, and thus other countries around the globe follow the Estonian example. If something is missing from Jordan’s story, it is a closer reading of the visual symbolism of the ESC. But he may return to that topic in the near future.

MARKO LEHTI

---

<sup>1</sup> MELISSA ARONCZYK: *Branding the Nation. The Global Business of National Identity*, Oxford 2013.